

C.J. Lyons

SCHWELG TOTES

still, mein

THRILLER

HERZ

LYX
EGMONT

C. J. LYONS

SCHWEIG STILL, MEIN TOTES HERZ

Roman

*Ins Deutsche übertragen von
Dorothea Kallfass*

Über dieses Buch

Neun Jahre tat sie nun schon den Dienst mit der Waffe und war in dieser Zeit zwei Mal nur äußerst knapp dem Tode entgangen, hatte einen Mann im Nahkampf getötet und mitansehen müssen, wie sich ein guter Mann ihr zuliebe geopfert hatte. Sie trug Narben an Körper und Seele ...

Als die FBI-Agentin Caitlyn Tierney eines Nachts einen Anruf aus dem Staatsgefängnis erhält, werden

urplötzlich alten Wunden wieder aufgerissen: Eli Hale, der Mann, den sie für den Tod ihres Vaters verantwortlich macht, bittet sie um ihre Hilfe. Sie soll seine vermisste Tochter suchen. Vor sechsundzwanzig Jahren musste ihr Vater Eli, seinen besten Freund, wegen Mordes verhaften und beging kurz darauf Selbstmord – und das hat Caitlyn bislang nicht verwinden können. Trotz aller Wut und Trauer, die in der FBI-Agentin hochkochen, entschließt sie sich, dem Mann ein Gespräch zu gewähren. Doch als sie im Gefängnis ankommt, wird Eli

vor ihren Augen kaltblütig ermordet. Alarmiert beginnt Caitlyn Ermittlungen anzustellen, die sie zurück in ihre alte Heimatstadt führen. Hier stößt sie auf dunkle Machenschaften, die weit in die Vergangenheit zurückreichen und die jemand mit allen Mitteln weiterhin verborgen halten will ...

»Pistole fallen lassen!«, schrie Caitlyn Tierney.

Die FBI-Agentin zögerte, das zitternde Kinn verriet ihren inneren Konflikt. Es war auch eine schlimme Situation: Caitlyn verbarg sich hinter dem Partner der jungen Frau und drückte ihm die eigene Dienstwaffe gegen den Kopf. Seine Größe war nun Caitlyns Vorteil, ihre zierliche Gestalt verschwand fast vollständig hinter dem menschlichen Schutzschild.

Die Agentin hielt die Pistole unbeirrt auf ihren Partner und Caitlyn gerichtet. Das würde ihr herzlich wenig bringen, war jedoch die Standardvorgehensweise in einem solchen Fall.

Caitlyn stemmte sich gegen den viel größeren Agenten. Sie nahm einen frischen Geruch nach Minze wahr, als hätte er eben noch einen Kaugummi gekaut oder Mundwasser benutzt, bevor er seiner Partnerin in dieses verwahrloste Dreckloch gefolgt war. Schweiß lief ihm den Nacken herunter und in den Hemdkragen hinein. Sein Haar war sauber getrimmt; im Nacken

waren noch die hauchdünnen Einschnitte des Rasiergeräts zu erkennen.

Sie schaute sich um. Er war ihre einzige Deckung. Bis auf ein durchgesessenes Stoffsofa an der gegenüberliegenden Wand und einen Couchtisch aus billigen Kanthölzern war die Wohnung unmöbliert. Caitlyn stand mit dem Rücken zur Wand, ihr einziger Ausweg war die Tür rechts neben der Agentin.

»Lassen Sie uns darüber reden.« Die Stimme der Agentin klang leicht zittrig, die Pistole ließ sie jedoch immer noch nicht sinken. »Lassen Sie ihn gehen,

dann unterhalten wir uns.«

»Klappe, oder ich lege ihn um!«, erwiderte Caitlyn. Bei einem Redevorbot würde es der Agentin schwerfallen, mit ihr zu verhandeln oder sie einzuschüchtern.

»Waffe fallen lassen. Sofort!«

Mach schon, entscheide dich, dachte Caitlyn. Der Deckenventilator surrte, seine trägen Bewegungen kamen jedoch kaum gegen die drückende Luft im Zimmer an. Es stank nach Schimmel und Schweiß, nach Fenstern, die sich nicht öffnen ließen, nach dem Flokati-Teppich, der sicher schon seit

Jahrzehnten hier einstaubte, und nach viel zu vielen Jahren, in denen zu viele Menschen hier zu viele schlechte Entscheidungen getroffen hatten. Die FBI-Agentin war nur ein weiteres Glied in einer langen Reihe, wie sie da im schwachen Licht der nackten 60-Watt-Birne stand und sich durch ein Minenfeld von Möglichkeiten quälte.

Zwing mich nicht dazu. Entscheide dich. Triff einfach eine Wahl.

Doch die Agentin zauderte. Verunsichert ließ sie die Pistole sinken, hob sie dann unschlüssig wieder an.

Caitlyn schoss ihr in die Stirn,

gefolgt von zwei direkten Treffern in die Brust.

Anschließend tippte sie dem Agenten mit dem Lauf ihrer Pistole an die Schläfe. »Peng. Sie sind tot.«

»Tierney!«, brüllte der Übungsleiter von seinem Beobachtungsposten aus ihren Nachnamen. »Was zum Teufel machen Sie da?«

Denen beibringen, wie sie in der realen Welt überleben können, antwortete Caitlyn in Gedanken. Sie hatte selbst schon in Situationen gesteckt, wie sie hier in der Ausbildung

durchgespielt wurden, und hatte sich zwischen den Vorschriften und ihrem Instinkt entscheiden müssen.

Vor sechs Monaten, als eine Waffe auf ihren Kopf und eine weitere auf ihren Partner gerichtet gewesen war, hatte Caitlyn ihre Pistole ausgehändigt. Hätte sie das nicht getan, wäre sie jetzt tot – und mit ihr fünfhundert unschuldige Menschen. Ihre Entscheidung damals hatte sie allerdings ganz bewusst getroffen, in dem Wissen, dass die Glock nicht ihre einzige Waffe war. Und schon gar nicht die effektivste.

Diese FBI-Anwärter mussten lernen,

ebenso zu denken. Es könnte ihnen eines Tages das Leben retten.

Mike LaSovage, Leiter des Übungsszenarios und Mitglied des FBI-Geiselbefreiungsteams, kam auf Caitlyn zugestapft. Dabei hielt er sein Klemmbrett wie eine Waffe auf sie gerichtet. »Supervisory Special Agent Tierney, könnte ich Sie mal kurz sprechen?«

Caitlyn nahm den Helm ab und rieb sich an der rechten Schläfe das plattgedrückte kurze rote Haar, bis es sich von der juckenden Narbe löste. Sie schaute zu der Anwarterin hinüber, die

sie soeben erschossen hatte. Die Frau hob zitternd eine Hand an den Gesichtsschutz. Als sie sie wieder sinken ließ, waren die Finger mit der neongrünen Farbe aus Caitlyns Übungspatronen beschmiert.

»Sie hätte sich entscheiden müssen«, murmelte Caitlyn, während sie sich die feuchten Handflächen an der schwarzen Cargohose abwischte. Übung hin oder her, das Szenario war ihr unter die Haut gegangen, und mit den aufsteigenden Erinnerungen war auch ihr Blutdruck in die Höhe geschossen.

»Der Sinn dieser Übung ist, mit der

Auszubildenden das korrekte Vorgehen bei einer Festnahme durchzuspielen, und nicht, sie mit einer Geiselnahme zu konfrontieren.« LaSovage stand so vor ihr, dass die Truppe in seinem Rücken nichts von dem kleinen Ehekrach unter Vorgesetzten mitbekam. Das hätte sonst dem Ansehen der Behörde geschadet. Wer sich schön brav an die FBI-Bibel hielt – ein dicker Aktenordner vollgepackt mit Regeln, Vorschriften und Standardvorgehensweisen –, konnte abends guten Gewissens nach Hause gehen. Das war es, was den Kindern in diesen Übungen vermittelt werden

sollte.

Denn Kinder waren sie noch allesamt, auch wenn einige von ihnen kaum jünger als Caitlyn waren. Von dem, was die reale Welt für sie bereithielt, hatten sie keinen blassen Schimmer: blitzschnell getroffene Entscheidungen, abgefeuerte Schüsse, die nie wieder rückgängig zu machen waren, und gute Menschen, die ihr Leben verloren, weil man falsch – oder gar nicht – gehandelt hatte.

»Sie haben den Zugriff doch gesehen«, erwiderte Caitlyn und schaute verstohlen zu den sichtbar

niedergeschlagenen Anwärtern hinüber. In diesem Moment kam sie sich wesentlich älter vor als fünfunddreißig. Neun Jahre tat sie nun schon den Dienst mit der Waffe und war in dieser Zeit schon zwei Mal nur äußerst knapp dem Tode entgangen, hatte einen Mann im Nahkampf getötet und mitansehen müssen, wie sich ein guter Mann ihr zuliebe geopfert hatte. Sie trug Narben an Körper und Seele. Wie es sich anfühlte, in der Haut dieser jungen FBI-Anwärter zu stecken, daran konnte sie sich nicht mehr erinnern. »Er ist ihr einfach nur hinterhergelaufen, ohne einen

Gedanken an die Gefahr, die von mir ausging. Und er hat seine Deckung auf der Waffenseite offen gelassen. Wie hätte ich da widerstehen können? Kein echter Verdächtiger hätte das getan.«

LaSovage blickte über die Schulter zurück zu den zwei erschossenen Trainees, die die Köpfe zusammensteckten, sich gegenseitig bedauerten und hoffentlich auch über ihre Fehler nachdachten. »Der Zugriff war nachlässig. Aber abgesehen von den Videosimulationen war das deren erste praktische Übung. Das erste Real-Life-Szenario. Es war nicht nötig, die

Anwärter dermaßen zu überfordern.«

»Ich wette, diese Fehler machen sie beim nächsten Mal nicht mehr.«

Er verzog das Gesicht, konnte ihr aber nicht widersprechen.

»Möglicherweise. Von jetzt an gehen wir aber doch lieber vorschriftsmäßig vor, einverstanden?«

Caitlyn war noch nie besonders gut darin gewesen, sich »vorschriftsmäßig« zu verhalten. Früher war es ihr wenigstens noch gelungen, das nicht ganz so offen zu zeigen. Seit sie jedoch nach einer Notoperation am Gehirn aus ihrer längeren gesundheitsbedingten

Zwangspause zurückgekehrt war, verstellte sie sich nicht länger. Deswegen hatte man sie wohl auch vorübergehend nach Quantico abgeordnet.

»Alles in Ordnung bei Ihnen?«, fragte LaSovage, bemüht, ihr nicht auf das nach der Operation noch nicht wieder vollständig nachgewachsene Haar zu starren. »Ist bestimmt nicht leicht, nachdem ...«

»Mir geht's gut.« Wie oft musste sie das noch betonen? Oder vorgeben, sie würde die Blicke nicht bemerken, wenn sie über die Flure der Lehranstalt lief?

Noch vor sechs Monaten hätte ihr die Vorstellung gefallen, hier dauerhaft zu unterrichten – es machte ihr Spaß, den Studenten etwas beizubringen und das Beste aus ihnen herauszuholen. Aber hier als befristete Lehrkraft festzusitzen, nur damit ihre Chefs ein Auge auf sie haben konnten und dem FBI kein weiterer Imageschaden drohte? Da kam Caitlyr ihr Büro in der Jefferson Hall mit einem Mal eng wie eine Gefängniszelle vor.

Ihr letzter Fall hatte ihr einen informellen Verweis wegen beruflichen Fehlverhaltens eingebracht, und eine offizielle, wenngleich nur widerwillig

ausgesprochene Belobigung dafür, dass sie einen Korruptionsfall aufgedeckt hatte, in den die Führungsriege des FBI, der US Marshall Service und sogar das geheiligte FBI-Labor verwickelt gewesen waren.

Den hohen Tieren wäre es lieber gewesen, wenn Caitlyn ohne großes Aufhebens eine Pension akzeptiert hätte und wegen ihrer gesundheitlichen Probleme aus dem Dienst ausgeschieden wäre. Sie würde sich jedoch keinesfalls so weit einschüchtern lassen, dass sie ihren Beruf aufgab. Und da Caitlyn vor mehreren peinlichen Leichen im Keller

des FBI wusste, konnten ihre Chefs sie auch nicht feuern, ohne ein PR-Debakel zu riskieren.

Und so saß Caitlyn hier fest, ihre Karriere und ihr ganzes Leben hingen in der Schwebe.

»Sind Sie sicher?« LaSovage lief nicht locker. »Wir könnten was trinken gehen, sobald wir hier fertig sind. Falls Sie reden möchten.«

Sein Blick glitt zu dem Teil ihrer Narbe, der senkrecht über ihren Brustkorb verlief und dessen oberes Ende am Rand der Schutzweste hervorschimmerte. Zwei weitere

Striemen zogen sich ober- und unterhalb der linken Brust nach rechts und formten zusammen mit der restlichen Narbe den Buchstaben K. Hätte Caitlyn nicht so helle Haut gehabt, wären die rötlichen Wundmale weniger aufgefallen, so aber waren sie immer noch gut zu erkennen.

Sie hatte es aufgegeben, sich unter Rollkragenpullovern zu verstecken. Diese Narben waren ein Teil von ihr, genau wie ihre rebellische Ader, und wem das nicht passte, der hatte eben Pech gehabt.

LaSovage wirkte aufrichtig besorgt und nicht nur krankhaft neugierig wie die

meisten ihrer Kollegen bislang. Er selbst hatte interessanterweise nie jemanden töten müssen, obwohl er vier Jahre im Geiselbefreiungsteam des FBI gearbeitet hatte, einer viel gerühmten Eliteeinheit, vergleichbar mit den besten SWAT-Teams der Polizei.

FBI-Agenten zogen ihre Waffe normalerweise höchst selten außerhalb des Schießstands. Das unterschied Caitlyn, die in ihrem noch recht jungen Alter schon zwei Mal nur knapp einem gewaltsamen Tod entkommen war und eigenhändig einen Mann getötet hatte, deutlich von den anderen. Sie wusste,

was hinter vorgehaltener Hand
getuschelt wurde: *War sie leichtsinnig?*
Unfähig? Oder einfach vom Pech
verfolgt?

Wenn sie doch nur eine Antwort
darauf hätte. »Danke, aber ich bin heute
Abend schon verplant«, vertröstete sie
LaSovage. »Vielleicht ein andermal.«

Er nickte und lächelte unsicher –
vermutlich überlegte er gerade, wen von
ihnen beiden sie mit dieser Antwort
schützen wollte. Dann wandte er sich ab,
um die nächste Gruppe auf Position zu
bringen.

Sie brachten die restlichen

Trainingseinheiten hinter sich, dann kehrte Caitlyn in ihr Büro zurück, um den Laptop und die Autoschlüssel zu holen. Sie war überrascht, als plötzlich die junge Frau von vorhin in der Tür erschien. Die FBI-Anwärterin hatte sich umgezogen und trug jetzt eine saubere Khakihose und dazu ein blaues Polohemd.

»Was hätten Sie getan?«, platzte sie heraus, ungeachtet der strengen Benimmregeln für den Umgang zwischen Trainees und Ausbildern. »Ma'am«, ergänzte sie dann etwas spät.

»Wie heißen Sie?« Caitlyn setzte

sich an ihren Schreibtisch, ließ die Frau aber weiter strammstehen. Diese Gruppe war noch neu und hatte an keinem ihrer Lehrgänge teilgenommen, sodass sie niemanden persönlich kannte. Caitlyn hatte heute lediglich die Rolle des Bösewichts übernommen, um bei der Evaluierung zu helfen.

»Garman, Ma'am. Mary Agnes Garman.«

Mary Agnes? Das klang nach dem Namen einer Nonne. Die Frau war nur ein oder zwei Jahre jünger als Caitlyn, gut in Form, aber längst nicht so durchtrainiert wie die Neuzugänge aus

dem Militär oder von der Polizei. Die kurvenreiche Figur wollte so gar nicht zum züchtigen Namen passen. Obwohl, wer wusste schon, wie Nonnen unter ihrer Ordenstracht aussahen?

Caitlyn beschwor vor ihrem geistigen Auge eine Mutter Oberin herauf, die ein Garman-GPS-Gerät in der Hand hielt – eine Erinnerungstechnik, die sie nach ihrer Kopfverletzung entwickelt hatte, um sich Namen merken zu können. Dieses Geheimnis behielt sie allerdings sorgsam für sich.

»Welche Möglichkeiten hatten Sie denn in Betracht gezogen, Garman?«

Mary Agnes zögerte, aber nicht wie vorhin, weil sie unentschlossen war, sondern weil sie konzentriert darüber nachdachte. »Sie haben mir keine Möglichkeit zum Handeln gelassen.«

»Genau. Und was ist an dieser Aussage problematisch?«

Die junge Frau gab ihre angespannte Haltung auf. Caitlyn deutete mit einem Nicken auf den Stuhl ihr gegenüber, in den sich Mary Agnes sogleich fallen ließ. »Ich habe Sie die Situation beherrschen lassen. Aber ...« Sie runzelte gedankenverloren die Stirn, ihr Blick glitt an Caitlyn vorbei zum

Fenster, vor dem sich ein dunkler Januarabend hinabsenkte. »Aber mir blieb doch nichts anderes übrig.«

»Tunnelblick. Durch die Aufregung nehmen Sie nur noch das wahr, was sich genau vor Ihnen befindet, die direkte Bedrohung. Und der Verstand reagiert genauso eingeschränkt. Es gibt jedoch immer eine Alternative. Vergessen Sie das niemals.«

»Ich hätte die Waffe sinken lassen können, aber laut Vorschrift ...«

»Halten sich die Gegner an Vorschriften?«

»Nein, aber ...«

»Hier drinnen«, Caitlyn wies auf die sie umgebenden Wände, »müssen Sie die Vorschriften kennen und sich an die Regeln halten. Und daran ist auch nichts verkehrt. In neun von zehn Fällen werden diese Regeln Ihnen den Arsch retten.«

»Und beim zehnten Mal?«

»Da müssen Sie umdenken. Heute haben Sie das nicht getan. Stattdessen haben Sie gezögert, waren zu keiner Entscheidung fähig.«

»Ich war wie erstarrt. Das hat meinen Partner das Leben gekostet.« Caitlyn hörte aufrichtige Reue und Angst

aus Mary Agnes' Stimme heraus. Gut. Besser, sie ging jetzt durch diese harte Schule, bevor sie sich einer Waffe gegenübersah, die mit Tödlicherem als einer Farbpatrone geladen war.

»Nächstes Mal wird Ihnen das nicht mehr passieren.«

»Was hätten Sie getan?«

»Sie hatten immer noch die Kontrolle über den Ausgang.«

»Der war zu weit entfernt.«

Caitlyn schüttelte den Kopf. »Nein. Er lag nur drei Schritte rechts neben Ihnen. Adrenalin. Es verzerrt die Wahrnehmung. Das Gute daran ist, dass

es Ihrem Gegner genauso geht, wir sind alle denselben Einschränkungen unterworfen.«

»Ich könnte meinen Partner niemals zurücklassen.« Bei ihr klang das wie ein Sakrileg, was Caitlyns Bild der Mutter Oberin neue Nahrung gab. Als käme das, was Caitlyn vorschlug, dem Verrat an einem Familienmitglied gleich. In gewissem Sinne war es auch so. Es sei denn, man war bereit, sich aus dem Korsett des blinden Befehlsgehorsams zu befreien.

»Doch. Das könnten Sie. Drei Schritte und Sie wären in Deckung

gewesen, in der Lage, zu beobachten, zu verhandeln, Verstärkung zu rufen oder zu schießen, sollte der Geiselnnehmer etwas unternehmen.«

»Etwas unternehmen. Also meinen Partner umbringen.«

Caitlyn stand auf. Streckte beide Arme seitlich aus. »Schauen Sie mich an, Garman. Ich bin ganze einen Meter siebenundsechzig groß, stemme fünfundsechzig Kilo, an guten Tagen vielleicht fünfundsiebzig. Was würde mir ein über einsachtzig großer, hundert Kilo schwerer toter Mann bringen?«

»Sie hätten ihn also nicht

erschossen?«

»Nicht, solange er mir noch nützlich war. Und das hätte sich nur dann geändert, wenn ...« Sie zog eine Augenbraue hoch und wartete darauf, dass es bei Mary Agnes klick machte.

Es dauerte eine Weile, bis der Groschen fiel und sich die Stirn der jungen FBI-Anwärterin glättete. »Ich habe Ihren Fluchtweg blockiert. Wenn ich tot gewesen wäre, hätten Sie aus der Tür rennen können. Indem ich dort stand, habe ich Ihnen *mehr* Grund dazu gegeben, uns beide umzubringen.«

»Genau. Sie haben nur daran

gedacht, was *Sie* wollten, hätten sich aber darauf konzentrieren sollen, was der Geiselnnehmer will. Wenn Sie alle Möglichkeiten wahrnehmen, können Sie eher das Ruder an sich reißen.«

Mary Agnes atmete tief durch und nickte zustimmend. Ihre Niedergeschlagenheit schien wie weggeblasen. »Vielen Dank, Supervisory Special Agent Tierney. Sie haben mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben.«

Caitlyn lächelte; genau deswegen unterrichtete sie so gerne. »Kein Problem, Garman. Einen schönen Abend

noch.«

Mary Agnes machte sich auf den Weg zurück zum Wohnheim, Caitlyn hingegen nahm die Treppe nach unten in den Empfangsbereich, winkte dem Wachmann zu und sprintete mit offen flatterndem Mantel zu ihrem Subaru Impreza WRX, der vor Jefferson Hall parkte. Eine dünne Eisschicht hatte sich über die Windschutzscheibe gelegt, aber sie wollte keine Zeit damit verlieren, sie abzukratzen. Immerhin waren es fast sechzig Kilometer von hier bis zu Pauls Wohnung in DC.

Sie vermied die Interstate 95 und

nahm stattdessen den Weg über kleine Landstraßen, um dem stets zähflüssigen Verkehr auf der Schnellstraße zu entgehen. Normalerweise genoss sie die einstündige Autofahrt, es war eine willkommene Atempause.

Paul war mit seiner aufgeschlossenen Art das exakte Gegenteil von ihr und sagte oft im Scherz, dass Caitlyn ohne ihn wie eine Einsiedlerin leben würde. Sie würde ihm nie verraten, wie nahe das der Wahrheit kam. Bislang hatte er noch nicht bei ihr in Manassas übernachtet, und sie ließ ihn gerne in dem Glauben, es läge daran, dass er als

Arzt berufsbedingt stets in der Nähe des Universitätskrankenhauses bleiben musste.

Tatsächlich lud sie nie jemanden zu sich nach Hause ein. Es war so viel einfacher zu ihm zu fahren, seine Gesellschaft zu genießen und zu gehen, wann es ihr passte. Ihr gefiel diese Freiheit, sie brauchte diese Kontrollmöglichkeit – wieder etwas, wegen dessen Paul sie öfter aufzog.

Nur sagte er diese Sachen in letzter Zeit weniger im Scherz. Er hatte ihr Platz in seinem Schrank freigeräumt. Sprach davon, wie viel ihrer

gemeinsamen Zeit die Fahrerei auffraß.

Er war bereit, sich auf sie einzulassen, mit ihr zusammenzuziehen, und das erschreckte sie fast zu Tode. Caitlyn war kein Beziehungsmensch, noch nie gewesen. Ihre Affären endeten stets mit viel Gebrüll, Kränkungen und einem erleichterten Seufzen, weil sie wieder einmal gerade noch so davongekommen war.

Paul erhob niemals die Stimme. Er war kein Alphetier wie ihre bisherigen Liebhaber, war nie gekränkt, sondern zärtlich und fürsorglich.

Umsorgt zu werden war eine ganz

neue, befremdliche Erfahrung für Caitlyn. Wenn Paul sie in den Arm nahm, sie wieder aufbaute, ihre Bedürfnisse vor seine stellte – das war herrlich und sexy und sie bekam einfach nicht genug davon. Noch etwas, das ihr Angst machte. Seit sie mit neun Jahren ihren Vater verloren hatte, war Caitlyn mit einer Regel durchs Leben gegangen, die sie und ihr Herz schützen sollte: Vertraue niemandem.

Paul hatte sich irgendwie durch den Stacheldraht gequetscht, der diese Regel umgab, und jetzt wusste sie nicht, wie sie damit umgehen sollte. Einerseits

wollte sie das Leben annehmen, das er ihr bot – eine normale, feste Beziehung voller Vertrauen.

Das Kind in ihr schrie jedoch, *Lauf, lauf, ehe es zu spät ist.*

Sie hatte jede Sekunde der letzten sechs Monate genossen, die sie miteinander verbracht hatten. Paul hatte sie daran erinnert, dass das Leben nicht nur aus Arbeit bestand. Genau das Richtige, nachdem sie nur knapp dem Tod entronnen war – ein klein wenig von dem, was alle anderen zu haben schienen; jemanden, der auf einen wartete, wenn man nach Hause kam, eine

Verbindung zur Welt außerhalb des FBI.

Doch obwohl Paul ihr mehr gegeben hatte als jeder andere Mann zuvor, brachte sie ihm nicht die Gefühle entgegen, die er verdient hätte. Das war beunruhigend. Was stimmte nicht mit ihr, dass eine normale Beziehung mit einem wundervollen Mann ihr größere Angst einflößte, als einem bewaffneten Schwerverbrecher gegenüberzustehen? Als vor sechs Monaten ein Hirnaneurysma bei Caitlyn entdeckt worden war, hatte Paul ihr das Leben gerettet. Wenn nicht ihm, wem würde sie sonst je in ihrem Leben vertrauen

können?

Vor der Einfahrt zur Tiefgarage seines Wohngebäudes zögerte Caitlyn. Sie konnte anrufen, sich damit herausreden, dass eine Trainingseinheit länger gedauert habe, und nach Manassas in die friedliche Stille ihrer Wohnung zurückfahren. Er würde nie dahinterkommen, dass sie ihn angelogen hatte – denn darin war sie ziemlich gut. Ihr Brustkorb zog sich zusammen, der Mund war plötzlich staubtrocken. Sie wollte nicht lügen. Und schon gar nicht wollte sie Paul belügen

Dennoch fürchtete sie sich plötzlich.

Fürchtete sich vor der Entscheidung, die sie treffen würde, sollte er sie vor die Wahl stellen. Sie wollte ihn nicht verlieren, war noch nicht wieder bereit, zu ihrem Einsiedlerdasein zurückzukehren.

Kein Ring, bitte kein Ring, schoss es ihr durch den Kopf, während sie aus dem Wagen stieg und auf den Fahrstuhl wartete. Als ihr Handy schellte, ergriff sie hastig den rettenden Strohhalm. »Tierney.«

»Entschuldigen Sie die Störung. Supervisory Special Agent, hier ist das Washington Field Office. Ich habe einen

dringenden Anruf für Sie, vom Pfarrer im Butner-Bundesgefängnis. Soll ich durchstellen?«

Sie stieg in den Fahrstuhl, der gerade gekommen war, drückte auf den Knopf von Pauls Stockwerk. Wen zum Teufel hatte sie ins Bundesgefängnis von Butner gebracht? Vielleicht hatte einer der Verurteilten aus ihrer Bostoner Zeit sich entschlossen auszupacken und war deshalb in diese Einrichtung dort im Norden North Carolinas verlegt worden? Immerhin saßen Bernie Madoff und Jonathan Pollard dort ihre Strafe ab, so, wie ein paar vereinzelte Mafiosi, die

als Belastungszeugen ausgesagt hatten.

Wie immer siegte ihre Neugier. Ganz zu schweigen von der willkommenen Gelegenheit, das Treffen mit Paul hinauszuzögern. Sie verspürte eine merkwürdige Mischung aus Schuldbewusstsein und Erleichterung. Warum mussten Beziehungen bloß immer so verflucht verwirrend sein? Die Jagd auf Schwerverbrecher war ihr lieber. »Sicher, stellen Sie ihn durch.«

»Caitlyn Tierney?« Die Stimme des Mannes kam ihr nicht bekannt vor. »Hier spricht Pfarrer Vince Whitford, ich bin einer der Seelsorger im Butner.«

Sie trat aus dem Fahrstuhl und blieb vor Pauls Tür stehen. »Hallo. Weshalb rufen Sie an, Herr Pfarrer?«

Er räusperte sich, wollte offenbar etwas sagen, das ihm unangenehm war. »Ich betreue einen Gefangenen hier im Butner, in der Abteilung mit mittlerer Sicherheitsstufe. Vor einigen Tagen hat er versucht, sich das Leben zu nehmen. Eli Hale.«

Hale, sie hatte nie jemanden mit diesem Nachnamen festge... ach, verdammt. Sie kannte den Namen. Hatte ihn bloß seit sechsundzwanzig Jahren nicht mehr gehört. Vor ihrem geistigen

Auge formte sich der Umriss eines Mannes, größer und breiter gebaut als ihr eigener Vater, so dunkel, wie Sean Tierney blass gewesen war. Sie hörte die tiefe Stimme, das heisere Lachen, mit dem er seiner Tochter und Caitlyn hinterherjagte, wenn sie zusammen Monster und Prinzessin spielten, was jedes Mal damit endete, dass Caitlyn und Vonnie kichernd unter Elis kräftigen Armen klemmten, und er sie umherwirbelte, bis ihnen ganz schwindelig vor Glück wurde.

»Eli Hale?« Mit einem Schlag kehrten ihre Kindheitserinnerungen

zurück.

Vonnie, ihre allerbeste Freundin – bis sie auseinandergerissen wurden, weil Caitlyns Vater gezwungen war, seinen besten Freund, Eli Hale, zu verhaften. Wegen Mordes. »Geht es ihm gut?«

»Inzwischen wieder einigermaßen. Die Ärzte werden ihn morgen aus der Krankenstation entlassen, aber ich habe ihn überzeugen können, einem Treffen mit Ihnen zuzustimmen. Ich glaube, Sie sind der einzige Mensch, der ihm helfen kann.«

Die aufsteigende Wut und

Verwirrung verdrängten die Erinnerungen. Bis auf die eine, die nie vergehen wollte: ihr Vater, wie er tot dalag, eigenhändig erschossen. Weil er es nicht ertragen hatte, seinen besten Freund des Mordes überführt zu sehen.

Sie schluckte die bittere Galle hinunter. »Da liegen Sie falsch. Mir will absolut keinen Grund einfallen, weswegen ich mich mit Eli Hale unterhalten sollte. Oder umgekehrt.«

»Bitte, Agent Tierney. Legen Sie nicht auf. Es geht um das Leben einer jungen Frau.«

Caitlyns Finger umklammerten das

Handy, sie näherten sich dem Knopf mit dem roten Hörsymbol, der das Gespräch beenden würde, doch noch drückte sie ihn nicht. Nur zu gerne hätte sie aufgelegt, wollte nicht länger diesen schmerzlichen Erinnerungen nachgehen. Aber ... »Was für ein Mädchen?«

»Elis Jüngste, Lena.«

Lena. Caitlyn hatte sie seit sechsundzwanzig Jahren nicht mehr gesehen, damals hatte die Kleine gerade erst laufen gelernt. Vonnie hatte ihre kleine Schwester über alles geliebt und war überglücklich, sie zu bemuttern und mit ihr zu spielen. Zu Lenas erstem Weihnachtsfest hatten Caitlyn und Vonnie das Baby in Windeln gewickelt und unter den Beifallstürmen der stolzen Eltern abwechselnd die heilige Jungfrau Maria und den Engel der

Verkündigung gegeben. Belohnt wurde ihr Auftritt mit großen Stücken von Mrs Hales Nusskuchen.

Als Einzelkind fand Caitlyn in Lenä ein Geschwisterchen, ohne dafür an Aufmerksamkeit ihrer Eltern einbüßen zu müssen. Caitlyns Mutter hätte ohnehin keine Zeit für ein weiteres Kind gehabt. Jessalyn Tierney hatte zwei Jobs: drei Tage die Woche arbeitete sie in der Buchhaltungsabteilung der Baufirma ihres Bruders und drei weitere als Empfangsdame im Büro eines Immobilienmaklers in Bryson City, wo sie nebenher für ihre Maklerlizenz

paukte. Sie wünschte sich für ihre Familie ein besseres Leben als das in dem zugigen alten Bauernhaus in den Bergen von North Carolina, mitten in Nirgendwo.

Auch heute, Jahrzehnte später, strebte Jessalyn unentwegt nach etwas Besserem; und war gleichermaßen enttäuscht von dem Lebensweg, den Caitlyn, ihr einziges Kind, für sich gewählt hatte. Eine weitere Enttäuschung in einer langen Reihe von Enttäuschungen. Manchmal hatte Caitlyn das Gefühl, ihre Mutter zweifelte daran, dass all die Opfer, die sie für ihre

Tochter gebracht hatte, es überhaupt wert gewesen waren.

Nicht, dass sie jemals mit ihrer Mutter hätte darüber reden können.

Caitlyns Vater hatte ebenfalls sechs Tage die Woche gearbeitet. Vier Zwölfstundenschichten für den Sheriff, aus denen gewöhnlich Vierzehn- oder Sechzehnstundenschichten wurden, und dann noch zwei Tage, an denen er Mr Hale auf dem Bau aushalf. Ab und an kamen Vonnie und Caitlyn mit zu den Baustellen, spielten die Handlanger und schlugen unter den achtsamen Blicken von Caitlyns Vater sogar den einen oder

anderen Nagel ein. Nach getaner Arbeit gingen ihre Väter mit ihnen auf dem Oconaluftee angeln, sie unternahmen Bergwanderungen oder saßen einfach auf Hales Veranda zusammen. Dann unterhielten sich die Männer über Sport und tranken Bier, die Mädchen ließen die Beine über den Rand baumeln und Mrs Hale servierte ihnen Obstkuchen, Kekse oder roten Samtkuchen, ehe sie sich in den Schoß ihres Ehemannes kuschelte.

Caitlyns Mutter tat das nie. Sagte immer, es würde ihr Kleid zerknittern, oder die Hose, oder die Bluse. Backer

kam für Jessalyn ebenfalls nicht infrage. Keine Zeit. Stattdessen arbeitete sie rund um die Uhr und sparte auf ein schöneres Haus. Was Caitlyn schon damals nicht in den Sinn wollte. Wofür benötigten sie mehr Geld? Sie hatten doch eine Menge davon, so kam es ihr jedenfalls vor. Und sie liebte ihr Zuhause, alt und baufällig, genauso wie es war.

Auch ihrem Vater leuchtete das nicht ein, schließlich war er derjenige gewesen, der seine Familie in Pennsylvania zurückgelassen hatte, um nach North Carolina in die Heimatstadt von Caitlyns Mutter zu ziehen, nachdem

er sich in sie verliebt hatte. Ehe er Jessalyn McSwain begegnet war, hatte er einen genauen Lebensplan gehabt, hatte Marine werden, studieren und dann fürs FBI arbeiten wollen. Aber, wie er immer lächelnd gesagt hatte, wenn er zum Ende der Geschichte kam, die Liebe habe andere Pläne mit ihm gehabt.

»Lena«, murmelte Caitlyn in Erinnerung versunken mit leicht erstickter Stimme in den Hörer. Die kleine süße Lena. Doch klein war sie jetzt nicht mehr. »Was ist passiert?«

»Sie ist verschwunden.«

Die FBI-Agentin in ihr schob dem

sentimentalen Anflug einen Riegel vor.
»Da sind Sie bei mir falsch. Sie müssen
eine Vermisstenanzeige aufgeben.
Warum sprechen Sie nicht mit ihrer
Mutter und ihrer Schwester? Die beiden
können besser als ich die
entsprechenden Maßnahmen einleiten.
So etwas fällt nicht in den
Zuständigkeitsbereich der
Bundesagentur.«

Er räusperte sich wieder. Um Zeit zu
schinden. »Es tut mir leid. Lenas Mutter
und ihre Schwester sind beide tot. Vor
fast vier Jahren bei einem
Verkehrsunfall umgekommen. Der

Fahrer des anderen Wagens war betrunken.«

Sie sank an der Wand nach unten, starrte auf Pauls Haustür, auf das polierte Messingschild mit der Nummer des Apartments, in dem sich die Lichter der Jugendstilleuchten fingen. Wie gerne wäre sie jetzt dort in der Wohnung, in seinem Arm, und nicht diesem unerwarteten Schmerz ausgesetzt. Caitlyn hatte seit sechsundzwanzig Jahren keinen Kontakt mehr zu Vonnie und ihrer Mutter gehabt. Kein Wunder, dass niemand sie informiert hatte. Doch diese nüchterne Erkenntnis war keine

Hilfe. Mühsam unterdrückte Caitlyn ihre Tränen.

»Lena müsste jetzt wie alt sein, etwa siebenundzwanzig?«

»Im nächsten Monat.« Richtig, sie war am Valentinstag geboren. Caitlyn fiel wieder ein, wie Mrs Hale beinahe daheim festgesessen hätte, als die Wehen einsetzten, weil ein schrecklicher Schneesturm gewütet hatte. Caitlyn und Vonnie hatten Wasser aufgeköcht und Handtücher zusammengesucht, bis Caitlyns Vater endlich mit dem Geländewagen des Sheriffs zu ihnen durchgekommen war und sie gerade

noch rechtzeitig ins Krankenhaus gebracht hatte. »Sie macht diesen Sommer ihren Abschluss an der juristischen Fakultät«, fügte Whitford hinzu.

»Lena wird Anwältin?«

»Sie hielt das für den besten Weg, um ihren Vater zu rehabilitieren. Sie hat nie an seiner Unschuld gezweifelt – genau wie ihre ältere Schwester und ihre Mutter. Obwohl er seine Schuld nie abgestritten hat. Im Gegensatz zu den anderen beiden, die sich in ihr Schicksal ergeben hatten, blieb Lena, nun ja, hartnäckig. Sie war fest entschlossen,

ihren Vater aus dem Gefängnis zu holen.«

Caitlyn spürte, wie Zorn in ihr aufwallte. Eli Hale war schuldig. Das wusste jeder. Wie konnte er zulassen, dass seine Tochter deswegen ihr Leben verschwendete?

»*War?* Wieso war? Konnte sie die Wahrheit schließlich doch nicht ertragen und hat sich aus dem Staub gemacht?«

»Als ihr Vater darauf bestand, dass sie seinen Fall ruhen lassen sollte, hatten sie einen ziemlich heftigen Streit. Seitdem hat sie ihn weder besucht noch angerufen, was höchst ungewöhnlich ist.

Aber ich glaube nicht, dass sie so einfach aufgegeben hat. Und wenn ich ehrlich sein soll, ich für meinen Teil bin nicht sicher, ob Eli es verdient hat, den Rest seines Lebens im Gefängnis zu verbringen.« Dieser letzte Satz klang fast ein wenig trotzig.

»Hale hat gestanden. Und Bewährung ist im Bundesrecht nicht vorgesehen. So läuft das nun mal.« Die Sätze waren ihr herausgerutscht, ehe sich die verworrenen Gefühle in ihrem Innern darin hätten verfangen konnten. Gefühle, die sie ein Vierteljahrhundert lang verdrängt hatte. Ihr Vater war tot, weil

Hale durch seine Tat ihre Freundschaft verraten hatte. Hale selbst hatte das nie abgestritten. Er hatte vor Gericht den Mord an einem Mann zugegeben, und dass er seine Beziehungen zum Deputy Sheriff ausgenutzt hatte, um die Tat zu verschleiern, was das Ansehen ihres Vaters noch weiter besudelt hatte. »Er verdient es, hinter Gittern zu sitzen.«

Als sie gerade auflegen wollte, erklang am anderen Ende der Leitung schon wieder diese nervtötende Räuspern. »Nach seinem Selbstmordversuch, als Eli noch ganz benommen war, hat er etwas gesagt, das

er heute abstreitet – ich habe es jedoch ganz deutlich gehört.« Whitford sprach schnell, als sei ihm bewusst, dass dies seine letzte Chance war. »Er sagte: Sean hatte recht. Das einzige Schweigen, das sie akzeptieren werden, ist der Tod. Sean, das ist doch Ihr Vater?«

»Mein Vater ist tot.« Ihr wurde schwindelig, sie suchte Halt an der Wand, wollte zu Boden sinken, die Erinnerungen und alle damit verbundenen Gefühlen drohten sie zu überwältigen. Dad hatte nicht geahnt, dass Caitlyn an jenem Tag zu Hause war. Sie hatte die Schule geschwänzt,

weil Mom bei der Arbeit und er ausnahmsweise mal einen Tag zu Hause gewesen war. Es war ein herrlicher Frühjahrsnachmittag gewesen, zu schön, um ihn in dem stickigen alten Schulgebäude zu verschwenden, und die Forellen warteten nur darauf, dass sie sich ihre Angeln schnappten und sich auf den Weg den Berg hinunter zum Fluss machten. Das war ihr einziger Trost. Er hatte es nicht geahnt, nicht damit gerechnet, dass sie ihn finden würde.

Pauls Tür ging auf. Sein Umriss zeichnete sich vor dem hellen Licht in der Wohnung ab. Ein großer schwarzer

Mann, so wie Eli Hale. Einen kurzen Moment lang schienen sich Vergangenheit und Gegenwart zu überschneiden. Er trat einen Schritt vor und machte diese Illusion zunichte. Denn Paul war dünner als Eli, er hatte den schlanken Körper eines Langstreckenläufers. In seinen braunen Augen sah sie, dass er besorgt war, die eine Hand hielt ein Küchentuch umklammert, die andere streckte er nach ihr aus. »Ich dachte, ich hätte Stimmen gehört. Ist alles in Ordnung?«

Sie nickte, nahm das Telefon in die andere Hand, als würde das gegen die

feuchten Handflächen helfen, drehte sich weg und hielt ihr Handy dicht ans Ohr, damit Paul nichts mithören konnte. Sie musste dieses Gespräch beenden. Die Geister der Vergangenheit ein für alle Mal ruhen lassen.

»Ich weiß, Ihr Vater hat sich – ist tot. Ich kann nachvollziehen, wie schmerzhaft das für Sie sein muss«, sagte Whitford. »Trotzdem, Eli spricht bei jedem unserer Treffen von ihm, unfähig loszulassen, wie um sich zu kasteien.«

»Gut«, sagte sie kalt. »Aber das hat nichts mit mir zu tun. Wenn er sich

wirklich um seine Tochter sorgt, dann sollten Sie auflegen und die Polizei anrufen.«

»Das wird Eli nicht zulassen. Er meint, sobald die Polizei ins Spiel kommt, würden die sie umbringen.«

Wahnvorstellungen eines Mannes, der den größten Teil seines Lebens als erwachsener Mensch im Gefängnis verbracht hatte.

Paul stand vor ihr und beobachtete sie, die Sorge in seinem Gesicht wich leichter Verärgerung, weil sie nicht zu ihm in die Wohnung kommen wollte. Sie wusste selbst nicht genau wieso, nur

dass sie diesen Teil ihres Lebens von ihm fernhalten musste. Das, was sie heute hatte, durfte nicht von dem verdorben werden, was sie vor so langer Zeit verloren hatte.

»Wer sind *die*?« Caitlyn bereute sofort, dass sie gefragt hatte. Doch ihre Neugier hatte mal wieder die Oberhand gewonnen.

»Das wollte er nicht verraten. Aber so, wie er sich ausgedrückt hat ...« Er hielt inne. »Agent Tierney, ich bin seit dreizehn Jahren Gefängnisfarrer. Mir jagt nichts so leicht einen Schrecken ein, und ich erkenne eine Lüge, wenn ich sie

höre. Was ich da bei Eli gespürt habe, war nackte Angst. Lena schwebt in Lebensgefahr, wenn wir ihr nicht helfen. Der Gefängnisdirektor hat einem Treffen zwischen Ihnen und Eli zugestimmt, morgen, um elf Uhr. Bitte kommen Sie. Sprechen Sie mit ihm. Ich denke, Sie sind Lenas einzige Hoffnung. Elis einzige Hoffnung.«

Diese letzten Worte überzeugten sie endgültig davon, dass er sich in etwas verrannt hatte. Lena hin oder her – und es gab genug Frauen in den Zwanzigern, die das Weite suchten, ohne ihren Vater in ihre Pläne einzuweihen, selbst wenn

der nicht in einem Staatsgefängnis einsaß. Was den Pfarrer in Wahrheit antrieb, war die Seelenrettung eines verirrtten Schäfchens, eines verurteilten Mörders.

Als Nächstes würde er sie noch bitten, Hale zu vergeben.

Paul kam über den Flur auf Caitlyr zu, nahm sie an der freien Hand, und sie ließ sich von ihm die sechs Schritte bis in seine Wohnung führen. Seine Hand war fest und brachte sie in die Wirklichkeit zurück, weg von den Erinnerungen, die ihr den Verstand vernebelt hatten. Jazz drang aus der

Stereoanlage; der Tisch war gedeckt, Wein eingeschenkt, Kerzen brannten, ein liebevoller Partner wartete auf sie.

»Das liegt nicht in meiner Macht. Ich kann Ihnen nicht helfen.« Sie tat, was sie bereits vor zehn Minuten hätte tun sollen. Sie beendete das Gespräch und wandte ihre Aufmerksamkeit dem Mann zu, der vor ihr stand, schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Tut mir leid, Paul. Die Arbeit.«

»Etwas Wichtiges?«

Sie atmete tief ein und lächelte noch breiter. »Nein. Ein alter Fall, der nicht in meinen Zuständigkeitsbereich fällt.

Hat nichts mit mir persönlich zu tun.«

Er schluckte die Lüge, nahm ihr die Tasche ab und schloss sie in die Arme, um sie richtig begrüßen zu können. Caitlyn schmiegte sich fester an ihn, als sie vorgehabt hatte. Sie sog seinen Duft ein: ein verführerisches Gemisch aus Sandelholz und Kochgewürzen. Wie gut das tat. Er war das Beste, das ihr je passiert war.

Dieser Gedanke führte sie wieder zu Lena. Welche Ironie, dass Eli Hales Tochter ein Leben lang versucht hatte, die Unschuld eines geständigen Mörders zu beweisen, während Caitlyn ihr Leben

der Jagd auf Mörder wie Eli Hale gewidmet hatte und damit posthum die Anerkennung ihres Vaters gewinnen wollte. Sie beide führten einen aussichtslosen Kampf.

Vielleicht hatte Jessalyn doch recht und Caitlyn würde niemals ihr Glück finden, ehe sie nicht bereit war, die Vergangenheit hinter sich zu lassen. Möglicherweise rief Paul deswegen so viele Ängste in ihr hervor. Er bot ihr eine Zukunft, von der sie nicht wusste, ob sie sie verdient hatte.

Um sie herum waren nur fensterlose Wände. Eine Vorratskammer vielleicht oder ein begehbarer Kleiderschrank, aus dem die Regalbretter und Kleiderstangen entfernt worden waren. Der schäbige Teppich war so alt, dass er sich an den Enden bereits aufrollte. Es roch nach Schweiß und Schmalz. Unerreichbar weit über ihr hing eine nackte Birne von der Decke, deren Glühfaden schnarrte wie Moskitos in einer warmen Sommernacht; eine Schnur zum Ein- und

Ausschalten baumelte herab. Allerdings schaltete sie das Licht immer nur dann ein, wenn die Dunkelheit sie zu überwältigen drohte, da sie nicht riskieren wollte, dass die Lampe den Geist aufgab.

Es gab keine Steckdose, die sie mit einer Haarklammer und einem Kaugummi in ein Leuchtsignal wie das von Batman verwandeln hätte können. Wenn sie denn überhaupt Kaugummi oder eine Haarklammer dabeigehabt hätte. Keine Fußleisten, die sie abziehen und als Waffe einsetzen könnte. Unter dem Teppich war der Boden mit

Sperrholz ausgelegt, die Bretter festgetackert. In ihrer Verzweiflung hatte sie schon daran herumgezerrt. Vergeblich.

Möbel gab es ebenfalls nicht, es sei denn, man zählte die kleine chemische Toilette in der hinteren Ecke dazu. Gerade genug Platz für sie, sich hinzulegen, wenn sie den Schlafsack schräg ausbreitete. Aber sie hatten ihr einen Vorrat an Wasserflaschen sowie an hochkalorischen Proteinshakes dagelassen. Außerdem Cracker und Erdnussbutter – genug für eine Woche, wenn sie sich alles einteilte – und dieser

Raum, wo immer er sich befinden mochte, was immer er einmal gewesen sein mochte, ehe er zu ihrem Gefängnis wurde, war warm genug, solange sie ihren Mantel anbehielt.

Ihre Gesichter hatte sie nicht wirklich erkennen können. Das ließ sie hoffen.

Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie bereits hier drin war. Angerührt hatten sie ihre Entführer nicht, nur durchsucht, während sie bewusstlos gewesen war. Dabei hatten sie ihr alles abgenommen, das als Waffe infrage kam, auch ihre Armbanduhr, die sie schmerzlich

vermisste, sodass die Leere nun nur von Verzweiflungsanfällen und kurzem Aufschrecken durchbrochen wurde.

Die Schuhe hatten sie ihr auch abgenommen. Aus irgendeinem Grund konnte sie nicht aufhören, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Teuer waren sie nicht gewesen, nur ein paar Billigstiefeletten von Walmart, die sie zur langen Hose gewählt hatte, um bei ihrem Gespräch mit Mr Bearmeat in Büro des Archivs einen guten Eindruck zu machen, Die billigen weißen Socken an ihren Füßen, die nicht zu ihrer dunkelblauen Hose passten, machten

alles irgendwie noch realer. Die Furcht war so groß, sie hatte Angst den Verstand zu verlieren.

Bis einer von ihnen, der Dürre, an dem ihr nur seine seltsamen blauen Augen mit silbernen Sprenkeln aufgefallen waren, sich alleine zurückgeschlichen und ihr die Kette mit dem winzigen goldenen Kreuz zurückgegeben hatte. Anscheinend hatte er erkannt, wie viel sie ihr bedeutete. Jetzt hielt sie es fest umklammert, ein kleiner Trost in der Dunkelheit.

Niemand hatte sie etwas gefragt – zum Glück, denn sie hätte ohnehin nichts

zu sagen gehabt. Die ein oder andere Ahnung vielleicht, welche sich seit ihrer Entführung zu ausgewachsenen Verschwörungstheorien entwickelt hatten, aber keinerlei Beweis, nichts, womit sie um ihr Leben feilschen könnte.

Warum hatten die Männer sie am Leben gelassen? Wie sehr sie auch betete und versuchte, sich Gottes Plan zu fügen, diese Frage nagte stets an ihr. Wäre es nicht sicherer gewesen, sie umzubringen, sie ein für alle Mal zum Schweigen zu bringen?

Es sei denn, sie diene als Druckmittel bei Verhandlungen. Und das

könnte nur einen Menschen betreffen:
ihren Vater.

»Das hilft euch gar nichts«, schrie sie. Ich bin ihm vollkommen egal!«

Keine Reaktion. Es war überhaupt nichts zu hören, bis auf ihr eigenes abgehacktes Atemgeräusch. Die Stille fachte ihre Wut nur noch weiter an. Lieber hörte sie ihre eigene Stimme, als auf Geräusche zu lauschen, die sie nicht hören wollte: Schritte, eine Pistole, die durchgeladen wurde, das nervöse Gelächter von Männern, die sich entschlossen hatten, noch etwas Spaß zu haben, bevor sie sich ihrer Leiche

entledigten.

»Was wollen Sie von mir?« Sie kauerte sich in eine Ecke, zog die Knie zur Brust und betete. Dann hielt sie inne und lauschte angestrengt. Eine Diele knarrte unter dem Gewicht eines Mannes. Oder bildete sie sich das nur ein? Sie hielt den Atem an. *Bitte nicht. Herr, bitte hilf mir.*

Wieder knarrte es. Sie war ein gläubiger Mensch; das war alles, was ihr geblieben war. Aber zum ersten Mal in sechsundzwanzig Jahren fragte sich Lena Hale, ob Gott ihr überhaupt Gehör schenkte. Vielleicht war Er ein

selbstsüchtiger Scheißkerl, dem seine Kinder egal waren, genau wie Eli.

Vielleicht würde Er sie im Stich lassen, genau wie Eli, und sie hier allein dem Tod überlassen.

Das Abendessen bestand aus Rinderschmorbraten, Auberginen und Tomaten, dazu Kerzenschein, ein guter Merlot und leicht gezwungenes Geplauder.

Paul und Caitlyn hatten sich darauf geeinigt, dass er ihr nichts über seine Patienten und sie ihm nichts von ihrem jeweiligen Fall erzählte. Doch heute schien das nicht zu gelten. Sie spürte, dass ihm Fragen auf der Zunge brannten und er auf eine Erklärung wartete,

weshalb ihre »Arbeit« sie derart aus der Fassung brachte.

Was sollte sie ihm sagen? Dass es sich nicht um einen Fall handelte, sondern mit ihrem Vater zu tun hatte, der seit sechsundzwanzig Jahren tot war? Tot, wegen des Mannes, den Caitlyn wie einen zweiten Vater geliebt hatte, damals, als sie noch jung und dumm genug gewesen war, ihr Herz nicht zu schützen?

Oder ihm von dem Mädchen erzählen? Der kleinen Lena. Verschwunden. Die vielleicht aber auch einfach nur ihrem Vater aus dem Weg

ging. Wer wusste das schon? Wenn Whitford richtiglag, schwebte Lena in Gefahr, aber das waren pure Vermutungen. Nachdem sie die Küche aufgeräumt hatte, machte Caitlyn mithilfe ihres Handys zwei Telefonnummern von Lena ausfindig, eine Handynummer und einen Festanschluss in Durham. Sie konnte jedoch unter keiner der beiden Nummern jemanden erreichen. Das musste nichts heißen. Jurastudenten durften sich schließlich mal einen Abend freinehmen, ohne an ihr Telefon zu gehen. Außerdem fiel das alles gar nicht in Caitlyns Zuständigkeitsbereich; sie

konnte nicht alles stehen und liegen lassen, so lief die echte Ermittlungsarbeit nicht.

Das war auch ein Grund, warum sie Paul den Anruf von Whitford nicht erklären konnte. Er würde das niemals verstehen. So, wie Whitford es nicht verstanden hatte. Die Menschen hörten nur FBI und gingen davon aus, Caitlyn besäße damit die Schlüssel zu einer Art Zauberreich, in dem irgendwelche Superrechner ein Gesicht in der Menge eines Footballstadiums ausfindig machen oder innerhalb von zehn Sekunden durch einen verschwommenen Fingerabdruck

jedweden US-Bürger ausfindig machen konnten. Verfluchtes CSI.

»Was ist los?«, fragte er, als sie später nebeneinander im Bett lagen. Auf die bemühte Unterhaltung beim Essen war bemühter Sex gefolgt, was allein Caitlyns Schuld war. Wenn sie Sorgen hatte, versuchte sie sich häufig durch Sex abzulenken. Heute Abend war das allerdings wenig förderlich gewesen.

»Die Arbeit.« Eine weitere Lüge. Nun, eigentlich eine Wiederholung derselben Lüge, um genau zu sein.

»Ich dachte, du wärst froh darüber, dass sie dir noch keine neue Aufgabe

zugewiesen haben.« Er schlang die Arme um Caitlyn, und als er sie an sich zog, glitten seine Finger über die K-förmige Narbe auf ihrer Brust. Ein kleines Andenken an den Psychopathen, mit dem sie vor sechs Monaten aneinandergeraten war. Die Berührung war unangenehm. Sie verlagerte das Gewicht, bis seine Hand stattdessen auf ihrem Busen ruhte. Viel besser. Sie entspannte sich ein wenig in seinem Arm und überlegte bereits, ob es nicht vielleicht an der Zeit für weitere sexuelle Ablenkungsmanöver wäre, als er »Wer weiß, wohin sie dich schicken«

seufzte. Schon war die Stimmung dahin.

Sie setzte seinem schwermütigen Tonfall einen Scherz entgegen.

»Bismarck, North Dakota.«

Er setzte sich kerzengerade auf. »Im Ernst?«

Sie brachte ein Lächeln über sich, was er im Dunkeln jedoch nicht sehen konnte. Eine Versetzung nach Bismarck war das, was angehenden Agenten angedroht wurde, wenn sie etwas vermasselten. »Nein. Das ist nur ein alter FBI-Witz.«

»Den finde ich überhaupt nicht komisch.« Er legte sich wieder hin und

schwieg, sein Daumen zog sanfte Kreise auf ihrer Schulter. Normalerweise entspannte sich Caitlyn unter seinen Zärtlichkeiten. Jetzt aber weckten sie nur eine weitere Sorge. Sie würde ihn verlassen, wenn sie eine neue Stelle bekäme. Ihm wehtun, und sich selbst auch.

Das mit ihnen beiden hätte niemals so lange gehen dürfen. Sie befand sich auf völlig fremdem Terrain, ohne eine Ahnung, wie es weitergehen sollte.

Als Caitlyn endlich einschlief, waren ihre Träume mit Szenen aus ihrer

Kindheit durchzogen, die sich nicht zu einem zusammenhängenden Ganzen fügen wollten. Lena, die lachend davonkrabbelte, während Vonnie mit einer sauberen Windel hinter ihr herjagte ... Dad und Eli Hale, die auf der Veranda saßen, aber nicht so wie sonst, gemütlich in den Stühlen kippelnd, Bier tranken, sondern mit zusammengesteckten Köpfen in eine ernsthafte Unterhaltung vertieft waren. Ein seltsamer Anblick: der blasse Rotschopf Sean Tierney, dünn und drahtig, Seite an Seite mit einem kastanienbraunen Kerl, der beinahe

doppelt so breit war wie er und einen rasierten Schädel hatte.

»Geht spielen, Mädchen«, hatte ihr Vater Caitlyn und Vonnie angefahren, als sie beide die Stufen der Veranda hinaufgesprungen kamen. »Na los, lasst uns in Ruhe.«

Eli blieb still, aber ein scharfer Blick von ihm ließ Vonnie nach Caitlyns Arm greifen und sie die Stufen hinunterziehen. Anscheinend steckte Eli irgendwie in Schwierigkeiten und Sean Tierney war der Einzige, der ihm helfen konnte.

Denn das war es, was ihr Vater tat,

er half Menschen. Der beste Job der Welt, wie er immer wieder betonte.

Caitlyn wollte so werden wie er. Sie führte Vonnie zur anderen Seite des Hauses, dort schlüpfen sie durch ein Loch im Gitterwerk und krochen unter der Veranda entlang bis zu der Stelle genau unter ihren Vätern. Wie konnten sie helfen, wenn sie nicht wussten, was los war?

»Es ist nun mal die Wahrheit«, sagte Sean Tierney aufgebracht und seine Stimme, die Caitlyn immer so beruhigend fand, klang dabei ganz ungewohnt. »Warum sollte ich aufhören,

die Wahrheit zu sagen?«

»Sei nicht so ein Dickschädel. Alle Beweise sind gegen mich. Ich habe diesen Mann umgebracht. Es ist besser für alle, wenn ich das auch zugebe.« Eli klang traurig, als wäre jemand gestorben oder so.

»Das ist doch verrückt! Das kannst du nicht tun ...«

»Überlass du mir die Entscheidung, was ich tun kann und was nicht«, sagte Eli streng. »Ich werde tun, was nötig ist, um meine Familie zu schützen.«

Über Vonnie und Caitlyn, die nebeneinander kauerten, waren schwere

Stiefelschritte zu hören. Erde rieselte auf sie hinab. »Ich werde nicht lügen. Schon gar nicht, wenn es bedeutet, dass dadurch ein Unschuldiger im Gefängnis landet.«

»Dann sag einfach gar nichts. Du musst einfach den Mund halten und dich nicht einmischen. Hast du mich verstanden?«

»Eli, ich kann nicht ...«

»Ich frage nicht danach, ob du etwas kannst oder nicht, Sean. Ich sag dir lediglich, so wird es gemacht.« Er senkte die Stimme. »Zwing mich nicht dazu, dich anzuflehen, Kumpel. Ich

würde es tun. Aber zwing mich nicht dazu.«

Der Schrei einer Frau übertönte die Antwort von Sean Tierney. Caitlyn fuhr im Bett auf, kam nur mit Mühe zu sich. War das immer noch ein Traum?

Ein dumpfer Schlag erschütterte die Wand hinter ihr. Paul drehte sich stöhnend zur Seite und streckte den Arm nach ihr aus. Sie schob ihn weg und glitt aus dem Bett, dann langte sie nach ihrer Dienstwaffe.

»Tu das nicht!«, schrie die Frau. Ein Klatschen schnitt ihr den Satz ab.

»Caitlyn, wo willst du hin?«,

flüsterte Paul, stieg aus dem Bett und kam auf sie zu.

»Ich muss nachsehen, was da los ist, ihr helfen.«

Er packte sie am Arm. »Halt. Hier muss niemand gerettet werden. So geht das bei denen alle paar Wochen zu. Sie betrinken sich, irgendwas geht zu Bruch, und irgendwann vertragen sie sich wieder.«

»Geh zum Telefon und ruf die Polizei.«

»Wenn ich dir doch sage, dass das nicht nötig ist. Ganz im Ernst.« Er nähr ihr Kinn in die Hand und drehte ihr

Gesicht zu sich. »Der Frau geht es gut. Die ersten Male bin ich noch selbst rübergegangen, um mich persönlich davon zu überzeugen. Es geht jede Menge Glas zu Bruch ...«, ein lautes Klirren unterstrich seine Worte, »sie schreien wild herum, aber glaub mir, da fällt nichts vor, in das du dich einmischen müsstest. Außerdem teilt sie genauso gut aus, wie sie einsteckt.«

Caitlyn starrte ihn an. Für wen hielt er sich, dass er darüber urteilte? Hatte er irgendeine Vorstellung davon, wie viele Frauen in ihrem eigenen Zuhause von den Männern, die sie liebten,

ermordet wurden?

»Ich weiß, warum du das tust, weshalb du dich da kopfüber reinstürzen willst«, fuhr er fort. Paul musste immer alles haarklein analysieren, wie mit seinen Röntgenapparaten und seinem Kernspin.

»Ich stürze mich da in überhaupt nichts hinein. Ich bin ausgebildete Bundesagentin. Das ist mein Job.«

»Du fühlst dich schuldig, weil du überlebt hast.«

Nun hatte er es geschafft, sie war abgelenkt. Das war nie gut, wenn man kurz davor war, sich bei einem Fall

häuslicher Gewalt einzumischen, aber das konnte er nicht wissen. »Wie bitte?«

»Du fühlst dich schuldig, weil dieser Kerl gestorben ist und du überlebt hast.« Er spielte auf ihren letzten Fall an, kurz bevor sie sich kennengelernt hatten. Sie hatte ihm keine Einzelheiten erzählt, obwohl die Ereignisse durch die Presse gegangen waren. Zwar nicht jedes Detail, dennoch genug, dass er sich den Rest alleine zusammenreimen konnte. »Du kannst nichts dafür, Caitlyn. Auch wenn du meinst, du seist ihm etwas schuldig und könntest diese Schuld begleichen, indem du rausgehst und die

Welt rettetest. Dabei schuldest du überhaupt niemandem etwas.«

Sie erstarrte. Hin- und hergerissen zwischen Paul und der Wohnungstür. Ohne Deckung. Genau wie die junge Agentin vorhin. Die Geräusche in der Wohnung nebenan verstummten. Die Waffe lag schwer in Caitlyns Hand, wie ein Anker, der sie an diesen Platz band.

Paul kam auf sie zu, legte ihr beide Hände auf die Schultern. Doch wieder hatte seine Berührung seltsamerweise keine tröstliche Wirkung. Sie schüttelte ihn ab. »Caitlyn.« In seiner Stimme schwang ein Hauch Verärgerung mit,

was sie nur noch mehr vor ihm zurückweichen ließ. »Komm wieder ins Bett.«

Während sie zitternd im Dunkel stand und angestrengt auf Anzeichen horchte, dass die Nachbarin noch am Leben war, wurde ihr schlagartig klar, worum es Paul eigentlich ging. »Du möchtest, dass ich meine Arbeit aufgebe.«

»Du hast deinen Beitrag geleistet«, sagte er, ohne mit der Wimper zu zucken. »Und dafür sogar beinahe mit dem Leben bezahlt. Zwei Mal. Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn dir etwas zustößen sollte.« Wieder streckte

er die Hände nach ihr aus, umarmte sie von hinten und küsste sie sanft auf den Scheitel. Sein Duft war betörend, beinahe wäre sie schwach geworden und hätte sich ihm ergeben.

Von nebenan drang das Lachen einer Frau zu ihnen herüber, ein Bett quietschte. Niemand war gestorben. Das war nur lautes Vorspiel gewesen. Paul hatte recht behalten. Zumindest was das anbelangte.

Caitlyn löste sich aus seiner Umarmung und steckt die Pistole wieder in den Halfter zurück, ehe sie sich zu ihm umwandte. »Du meinst das ernst.

Dass ich meinen Job aufgeben soll.«

Er wirkte überrascht. »Du bist so klug, Caitlyn. Du könntest alles tun, was du willst. Was hält dich in diesem Beruf ohne Perspektive, wenn dich nicht einmal deine Vorgesetzten länger dort haben wollen?«

Jetzt hörte er sich haargenau wie ihre Mutter an, die stets enttäuscht war, weil Caitlyn nicht mehr aus ihrem Leben gemacht hatte, sondern in die Fußstapfen ihres Vaters getreten war. Wie diese Stimme in ihrem Kopf, wenn ihr Chef anrief und ihr mitteilte, es gäbe wegen ihres beruflichen Fehlverhaltens noch

einige offene Fragen, oder dass ihre Tauglichkeitsprüfung wieder einmal verschoben worden sei oder dass das FBI immer noch nach der »passenden« Aufgabe für sie suche und es noch eine Weile dauern könne, ehe sie wieder im aktiven Dienst eingesetzt werde.

Die da oben wollten sie nicht mehr mitspielen lassen, warum also weitermachen? Warum darauf warten, dass diese Männer endlich einen Grund fanden, um sie zu feuern? Warum nicht einfach selbst kündigen?

Wenn sie doch nur eine Antwort darauf hätte.

Oder den schwelenden Groll verdrängen könnte, den Pauls Vorschlag, sie solle ihre Arbeit aufgeben, in ihr ausgelöst hatte. Als hätte er etwas mitzuentcheiden.

Nun, zum Teufel. Diese Situation war ihr zumindest vertraut, sie wusste, wo das enden würde.

Als sie sich wieder aufs Bett setzte, streckte er lächelnd die Hand aus. Sie lehnte sich vor, wickelte die Hand aus, und schnappte sich die Jeans, die sie über das Fußende gehängt hatte.

»Was machst du da?« Die tiefe sanfte Stimme konnte nicht über seinen

gekränkten Stolz hinwegtäuschen.

»Ich muss los.«

»Mitten in der Nacht? Wohin?«

»North Carolina.« Sie streifte sich den Vliespullover übers Unterhemd, ohne sich mit einem BH abzugeben. Ihre vom synthetischen Material aufgeladenen Haarsträhnen schimmerten im schwachen Licht, das durchs Fenster fiel.

»Ich dachte, wir fahren erst nächsten Monat nach Charlotte.«

Ach ja. Die mit Schrecken erwartete Fahrt zu ihrer Mutter mit anschließendem Besuch bei seinen

Leuten in Atlanta. »Nach Charlotte fahre ich auch nicht. Sondern zu einem Staatsgefängnis außerhalb von Raleigh. Ich muss dort einen Insassen treffen.«

Fünf Minuten später stand sie bereits wieder auf der anderen Seite der Haustür. Sie verspürte eine Welle der Erleichterung und zugleich Scham. Er war ein guter Mann und hatte diesen Mist nicht verdient. Ihren Mist.

Er fehlte ihr jetzt schon.

Der Leopard bereitete ihm am meisten Sorgen.

Die anderen Tiere hatten sich schnell eingelebt, so, wie es sein sollte. Na ja, bis auf die Schimpansen. Die hatten ihn in schon in der ersten Nacht ausgetrickst. Bernie hatte alle Türen der Holzhütte verriegelt, da hatten sie einfach ein Fenster eingeschlagen. Weggerannt waren sie jedoch nicht. Sie schienen Spaß daran zu haben, sich aus dem Hinterhalt auf ihn zu stürzen, wenn er

gerade die anderen Tiere fütterte oder das Stroh auswechselte. Sie riefen ihr von den Dächern und Bäumen aus ihre kreischenden Rufe zu, tollten von Hütte zu Hütte und kundschafteten alles aus. Wie die anderen fühlten sie sich wie zu Hause.

Zuerst hatte das Dreifingerfaultier noch die Wände der Holzhütte angenagt, die es sich mit den Lemuren teilte, aber seit Bernie ihm einen Stapel Brennholz und ein paar frische Zweige gebracht hatte, schien es sich pudelwohl zu fühlen. Sogar der altersschwache Löwe, müde und ausgedient wie er war, hatte

sich gut eingelebt. Schenkte Bernie jedes Mal, wenn er die Tür zur Hütte öffnete, um frisches Wildhack zu bringen, ein tiefes Grollen und ein zahnloses Lächeln.

Bernie dachte sogar öfter darüber nach, die Tiere hierzubehalten. Aber dafür hätte er das Ganze vor den Reapern verheimlichen müssen. Ein neues Zuhause für die Tiere zu finden war allerdings schwieriger, als er es sich vorgestellt hatte. Die Zoos, bei denen er angerufen hatte, wollten alle irgendwelche Dokumente, Gesundheitszeugnisse, all so Zeug.

Verflucht, er konnte ja nicht einmal den Leoparden zum Fressen bewegen. Dessen Unterkunft hatte Bernie besonders sorgsam ausgewählt und ihn im Haupthaus untergebracht, weil es stabiler als die drumherum verstreuten Gästehäuser gebaut war. Die Fenster hatte er mit Brettern vernagelt, und durch die dicken Wände war für die Raubkatze kein Durchkommen, und so hatte sie sich durch die Putzdecke gearbeitet und im Gebälk verkrochen. Wenn Bernie sich der Hütte auch nur näherte, gab der Leopard diesen Laut von sich, als ob er sterbenskrank wäre, ein leiser klagender

Laut. Jedes Mal drehte sich Bernie der Magen um und er hätte am liebsten Reißaus genommen.

Er konnte das arme Wesen jedoch nicht zurücklassen. Schon gar nicht nach allem, was es durchgemacht hatte – zuerst bei diesem Arschloch mit seinem »Privatzoo« voller wilder Tiere drüben in Pigeon Forge, und dann bei den Reapern, die die Tiere übernommen hatten, als der Besitzer sein Darlehen nicht zurückzahlen konnte. Der Motorradklub hatte sich von den aus ihrem weit entfernten Zuhause geraubten exotischen Tieren eine Menge Geld

versprochen. Sie wollten sie Jägern hier in der Gegend als einmalige Abschussgelegenheit anbieten.

Was hatten sie also getan, sobald sie die Tiere in Käfigen hinten auf einem Tieflader hatten? Geschossen. Das trainiere sie für die Jagd, hatte Poppy gesagt und eine leere Jack Daniels Flasche unter den Wagen gestellt, die er als Ziel anvisierte. Als Glassplitter in den Schimpansenkäfig flogen und sie laut kreischend den Maschendrahtzaun empor bis in die hinterste Ecke flüchteten, hatte er bloß gelacht.

Bernie liebte Poppy, wie all die

Jungs im Klub. Der Klub war seine Familie. Aber genau wie in einer echten Familie konnten die anderen manchmal richtige Arschlöcher sein.

Möglicherweise stand der Leopard immer noch unter Schock. Vielleicht wollte er deswegen auch nicht fressen oder von seinem Hochsitz runterkommen, auf dem er die ganze Zeit lag und diese fürchterlichen Geräusche von sich gab, bei dem sich Bernie die Nackenhaare aufstellten.

Er hielt mit dem Pick-up vor der großen zweistöckigen Holzhütte. Die Teddy-Roosevelt-Lodge hatte schon

bessere Tage gesehen. Sie war in den 1930ern, im Zuge der damaligen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gebaut worden, in der Hoffnung, dass der neue Smoky-Mountains-Nationalpark Familien anziehen würde. Es gab insgesamt vierzehn Hütten, die sich auf das Gelände am Waldrand verteilten, sowie das zweistöckige Hauptgebäude. Die Landschaft war rau, die Lodge selbst so hoch gelegen, dass sie den größten Teil des Tages in Nebel oder Schatten getaucht wurde. Sie lag am nordöstlichen Rand des Cherokee-Reservats Qualla Boundary, und auf der

anderen Seite begann der Nationalpark, sodass keinerlei Chance bestand, weiter anzubauen.

Der ursprüngliche Besitzer war optimistisch davon ausgegangen, dass die Ruhe und der spektakuläre Blick den Bau einer auf halbem Weg den Berg hinauf gelegenen Lodge zu einer lohnenswerten Investition machen würden, auch wenn man nur auf einer ausgesetzten Straße dorthin gelangte, die den meisten Fahrzeugen ganz schön Probleme bereitete.

Er hatte sich geirrt. Und so war das Anwesen ein dutzendmal an neue

enthusiastische Besitzer verkauft worden und dabei immer weiter heruntergekommen, bis Bernies Vater die Lodge irgendwann im Rahmen eines größeren Geschäfts übernommen und Bernie mit den Worten vermacht hatte: »Hier kannst selbst du nicht mehr Schaden anrichten, als bereits vorhanden ist.«

Das war das Beste, was er je für seinen Sohn getan hatte. Bernie liebte die Lodge. Es gab weder Nachbarn noch Besucher; niemand wollte die enge, verschlungene Straße entlangfahren, die ins Nirgendwo führte. Wenn ihm das

Leben mit den Reapern zu chaotisch oder einfach alles zu viel wurde, dann kam er hierher, um seinen Gedanken und Tagträumen nachzuhängen.

Er stellte sich vor, wie er die Lodge in ein richtiges Zuhause verwandelte, sich gemeinsam mit einem Mädchen dort niederließ und sie einen Haufen Kinder großzogen, die gemeinsam mit den Tieren und im Einklang mit der Natur aufwuchsen. Die meisten seiner Träume basierten auf Filmen und Fernsehserien, die er als Kind geschaut hatte, alte Schinken aus der Zeit, als selbst seine Eltern noch jung gewesen waren, so wie

Gilligans Insel, Tarzan, Der Schweizerische Robinson, Dr. Dolittle ...

Jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, seine Träume zu leben. Zuerst hatte Gott ihm die Tiere geschickt, die er retten und um die er sich kümmern konnte.

Gestern Abend dann hatte Er ihr auch noch das Mädchen geschickt. Sie war perfekt: klug und hübsch und eine gläubige Frau. Ein paar Mal hatte er sich an die Tür gelehnt, einfach nur dagestanden und ihren Gebeten gelauscht, und dabei waren ihm Tränen über die Wangen gelaufen. Er hätte nicht

sagen können, warum er weinte; wahrscheinlich, weil er endlich begriff, was es bedeutete, wenn die Leute davon sprachen, dass der Heilige Geist über jemanden gekommen war.

Dad würde das niemals gutheißen.

Die Polizei würde ihn für immer einlochen.

Und wenn die Reaper das jemals erfuhren, würden sie ihn umbringen.

Caitlyn fuhr die Route 28 entlang, vorbei an Pendlerstädten, die im Neonschein schlummerten, ohne sich um Geschwindigkeitsbeschränkungen oder blinkende Ampelanlagen zu kümmern. Ihr Handy klingelte. Sie stellte auf Lautsprecher um, obwohl sie nur äußerst ungern beim Autofahren telefonierte.

»Baby«, sagte er gedehnt und in bester Barry-White-Manier. »Du fehlst mir. Komm nach Hause, bevor deine Seite des Bettes kalt wird.«

Sie lachte. Paul war der erste Mann, mit dem sie zusammen war, der sie immer wieder zum Lachen brachte. Wie verrückt von ihr, auch nur darüber nachzudenken, ihn zu verlassen. Aber ein gemeinsames Leben konnte sie sich auch nicht vorstellen – jedenfalls nicht unter seinen Bedingungen. Sie flüchtete sich in Humor. »Ich habe dir doch gesagt, was passieren würde, solltest du mich je wieder Baby nennen.«

»Oh ja, Baby, komm her und zeig mir, was für ein ungezogener Junge ich bin.« Er musste selber lachen und gab seine Rolle auf. »Im Ernst, Caitlyn

komm nach Hause, damit wir darüber reden können.«

Mit Paul die Zukunft ihrer Beziehung besprechen. Oder aber den Mann treffen, der für den Tod ihres Vaters verantwortlich war. Keine schwere Wahl. »Ich muss wirklich schon morgen früh in Raleigh sein. Ich melde mich, sobald ich wieder zurück bin.«

»Wirst du bis zum Wochenende wieder da sein?«

Er klang besorgt. Gott, er plante doch nicht etwa irgendetwas Verrücktes, das mit einem Ring zu tun hatte, oder etwa doch? Es würde ihm ähnlich sehen,

irgendeine aufwändige Überraschung auszuhecken. Und in gewisser Hinsicht wäre sie auch gerne diese Frau, wegen der sich ein Mann den Kopf zerbrach, wie er sie erfreuen und überraschen könnte.

»Bin nicht sicher.«

Sein Seufzen hallte durch die Leitung. »Na schön. Fahr vorsichtig. Und ruf mich an.«

»Das mache ich.« Sie legte auf und konzentrierte sich wieder auf die einsame Straße, die vor ihr lag.

Als sie bei sich zu Hause ankam, parkte

sie den Impreza vor dem aufwändig restaurierten Haus im viktorianischen Stil und schlich die knarrenden Treppen hinauf zu ihrer Wohnung im ersten Stock. Caitlyns Vermieterin litt ebenso wie sie selbst unter Schlaflosigkeit und kam nur zu gerne auf einen Plausch vorbei, sobald sie mitbekam, dass Caitlyn noch auf war.

Ihre Wohnung aufzugeben, das wäre das Zweitschlimmste, sollte sie je einen neuen Posten bekommen. Sie liebte ihre vier Wände mit den großen zugigen Fenstern und den hohen Decken. Zuersten Mal überhaupt hatte sie einen Ort,

der zunächst nur als Übergangslösung gedacht war, in so etwas wie ein Zuhause verwandelt.

Die Einrichtung war nichts Besonderes. Das Sofa teilte sich das Wohnzimmer mit ihrem Laufband. Und weil sie nie die Zeit gefunden hatte, sich einen ordentlichen Tisch oder Stühle zu besorgen, aß sie im Stehen am Küchentresen. Aber jedes Mal, wenn Caitlyn durch die Tür kam, merkte sie, wie die ständige Anspannung von ihr abfiel. Hier zu sein war eine Wohltat, egal ob sie es sich mit einem Buch auf der Couch gemütlich machte oder

trainierte und dabei Wiederholungen von *Dr. Who* im Fernsehen schaute. Oder aber einfach nur dasaß und ihre Waffen reinigte.

Das Herzstück des Raumes stand in einer der Ecken: ein kleiner Waffenschrank aus Kirschholz, mit handgeschnitzten Verzierungen und einem ins Holz eingelassenen altmodischen Zahlenschloss. Er war niedrig, klein genug, um in einen Kofferraum zu passen, dabei aber schwer und aus massivem Holz gebaut. Es war das einzige Möbelstück, das sie bei jedem ihrer Umzüge mitgenommen

hatte. Das Einzige, was ihr von ihrem Vater geblieben war.

Nachdem sie rasch unter die Dusche gesprungen war, zog sie ihre übliche Arbeitskluft aus dunkelblauer Hose und weißer Bluse an. Dann hockte sie sich vor den Waffenschrank und drehte am Zahlenschloss, um ihn zu öffnen. Sie liebte das *Klick Klick Klick* der Schließmechanik – es fühlte sich an, als würde sie einen Banksafe öffnen. Als Kind hatte sie immer das Ohr an die Tür gedrückt und so getan, als sei sie Willie Sutton, der gerade einen Safe knackt. Selbstverständlich war ihr das nie

gelingen. Aber es hatte Spaß gemacht, es zu versuchen.

Als sie die Tür öffnete, schlug ihr der Geruch von Brüniermittel entgegen, ein Duft, den sie mehr als jedes Eau de Cologne oder Rasierwasser mit ihrem Vater verband. Sie strich liebevoll über das weiche Innenfutter, erinnerte sich daran, wie sie ihm dabei geholfen hatte, die Tür und die Außenwände abzuschleifen; wie die Sägespäne sie in der Nase gekitzelt hatten, sah sein Lächeln vor sich, während sie gemeinsam arbeiteten. *Du musst mit der Maserung schleifen, immer entlang der*

Maserung.

Von den an der Innenwand der Tür aufgereihten Pistolen wählte sie die Glock 27 als Ersatzwaffe. Vierziger Kaliber, dennoch klein genug, um in einem Wadenholster oder im Hosenbund getragen zu werden. Den meisten Platz im Schrank nahmen die Langwaffen ein: Dads altes Jagdgewehr und ihre Schrotflinte, die Remington 870, standen einträchtig nebeneinander, wie alte Freunde, die gemeinsam auf sie warteten.

Heute nicht. Wahrscheinlich würde sie die Baby-Glock auch nicht brauchen,

genauso wenig wie den Teleskopschlagstock oder das Klappmesser, das sie am Körper trug, doch Caitlyn war gerne gut vorbereitet, wenn sie auf Reisen ging. Man wusste ja nie, was einen da draußen erwartete.

Nachdem sie für mehrere Tage gepackt hatte – nur für den Notfall, sagte sie sich – und LaSovage eine Nachricht hinterlassen hatte, dass sie einen freien Tag nehmen würde, machte sie sich wieder auf den Weg. Als zusätzlicher Bösewicht bei Trainingseinheiten würde sie ohnehin niemand vermissen. Caitlyn war früh genug und weit genug von der

Innenstadt entfernt unterwegs, um die linke Spur der Interstate weitestgehend für sich allein zu haben. Obwohl die I 85 sich ab Richmond als eintöniger langer Highway durch South Virginia zog, fürchtete sie nicht, am Steuer einzuschlafen. Dafür hielten sie zu viele Dämonen wach.

Das Gesicht ihres Vaters, mit blutverschmiertem rotem Haar – rot wie ihr eigenes Haar, was sie beide vom Rest der Familie unterschied. Der sonst immer wache, leicht verschmitzte Blick getrübt, die Augen nebelverhangen, so wie der Fluss an einem kühlen Morgen.

Als sie ihn an der Wange berührt hatte, weil sie nicht glauben konnte, was sie da sah, war die Haut noch warm gewesen. Aber nicht warm genug. Caitlyn hatte auf dem Wohnzimmerboden gekniet, dasselbe Zimmer, in dem sie sonst nach der Schule saß und Trickfilme schaute, auf das Klappern seiner Stiefel lauschte und kaum erwarten konnte, dass er die Tür aufriss, sie auf den Arm nahm. Die Welt mochte groß und gefährlich sein, in diesem Augenblick hatte sie sich immer absolut sicher und geborgen gefühlt

Ein Lastwagenfahrer hupte Caitlyn an, weil sie von der Spur abgekommen

war. Sie riss das Steuer herum und wischte sich mit den Fingerknöcheln der geschlossenen Faust die Tränen fort. Dumme Gefühlsduselei. Alles, was ihr fehlte, war ein ordentlicher Kaffee.

Sie hatte ihrem Vater nie Vorwürfe gemacht. Sechszwanzig Jahre, und nicht einmal hatte sie ihm irgendetwas vorgeworfen.

Ihre Mutter schon. Der Rest ihrer Familie auch. Die Menschen in der Kirche, in der Stadt, in der Schule. Evergreen in North Carolina war ein kleiner Ort am Rand des Cherokee-Reservats. Die Art von Kleinstadt, in

der jeder alles über die anderen wusste und seine Meinung dazu äußerte.

Schwach hatten sie Sean Tierney genannt. Einen Feigling.

Caitlyn war deswegen in etliche Schlägereien verwickelt worden, hatte zahlreiche Erwachsene einschließlich des Pfarrers beschimpft und angeschrien – bis ihre Mutter sie auf ihr Zimmer geschickt hatte. Natürlich hatte Jessalyn nicht ahnen können, dass Caitlyn durch die Lüftung jedes einzelne Wort, das in der Küche und im Wohnzimmer fiel, hören konnte.

Und so erfuhr sie die Wahrheit: Ihr

Vater hatte sich umgebracht wegen dessen, was Eli Hale getan hatte. Sear war kurz davor gewesen, seinen Job zu verlieren, weil er Eli weiterhin verteidigt und versucht hatte, die Unschuld seines Freundes zu beweisen. Eli sei zur Tatzeit bei ihm gewesen, behauptete er, obwohl der selbst zugegeben hatte, einen Stammesältesten der Östlichen Cherokee mit einem Hammer erschlagen und anschließend sein Haus niedergebrannt zu haben, um den Mord zu vertuschen.

Nein, sie machte ihrem Vater keinen Vorwurf, weil er sie vor all diesen

Jahren allein gelassen hatte. Sich wie ein Feigling aus der Affäre gezogen hatte. Ihre Welt zerstört hatte.

Ihren Vater traf keine Schuld. Schuld war allein Eli Hale.

Schließlich erreichte sie das Gelände des Butner Staatsgefängnisses, und inzwischen war sie nicht nur wütend, sondern auch äußerst übellaunig. Der sonnige Januarmorgen war wie Hohn, grauer Regen hätte besser gepasst.

Die Strafanstalt Butner Eins war eine von mehreren Einrichtungen mittlerer Sicherheitsstufe hier auf dem Areal und

machte wirklich etwas her. Wäre der doppelte, dreieinhalb Meter hohe und mit Stacheldraht bewehrte Zaun nicht gewesen, hätte das Gebäude auch als ein Firmensitz mit ambitionierten Öko-Standards durchgehen können.

Der Hof hinter dem Verwaltungsgebäude wurde von Baumreihen und Hecken gesäumt, in denen jeder Busch zu einer ordentlichen grünen Kugel getrimmt worden war. Große Rasenflächen trennten die Wohntrakte voneinander, die alle nach Universitäten entlang der Atlantikküste benannt worden waren. Auf dem

weitläufigen Freizeitgebiet gab es eine Bocciaspielefläche, eine Laufstrecke, ein Baseballfeld und ein Schwitzhaus für die zahlreichen hier untergebrachten indianischen Insassen. Der einzige Unterschied zu einem Trainingslager für Elitesportler war das Dach aus Maschendraht, das Fluchtversuche mit dem Hubschrauber verhindern sollte.

Sie parkte vor dem Verwaltungsgebäude und fragte sich, ob die Indianer Eli Hale manchmal das Leben schwer machten. Immerhin war er ein Schwarzer, der auf brutalste Art und Weise einen Stammesältesten der

Östlichen Cherokee umgebracht hatte, indem er ihn zu Tode geprügelt und anschließend sein Haus niedergebrannt hatte. Möglicherweise glich der Alltag hier drinnen doch weniger einem Aufenthalt im Country Club, als die hübschen Zierbüsche und sanft geschwungenen Wege vermuten ließen. Ein wenig hoffte Caitlyn sogar darauf, zumindest das neunjährige Kind in ihr.

Ohnehin fragte sie sich, wie man wohl bei Verstand blieb, wenn man für den Rest seines Lebens weggesperrt worden, war, egal wie schön die Umgebung war. Selbst nach

fünfundzwanzig Jahren war Hale jetzt erst Ende Fünfzig, es lagen also noch viele Jahre vor ihm. Viel Zeit, um darüber nachzudenken, was er verloren hatte. Wie er seinen besten Freund verraten hatte. Und darüber, was er Caitlyn und ihrer Mutter genommen hatte.

Jessalyn hatte den Tod ihres Mannes nie überwunden. Soweit Caitlyn wusste, hatte es seither nie einen anderen gegeben. Sie verließ die vertraute Heimat, um Caitlyn weit weg von den schlechten Erinnerungen aufzuziehen, gab alles auf, um Caitlyn einen neues

Leben zu bieten.

Und all das wegen Eli Hale. Caitlyr atmete tief durch, versuchte, den Anflug von Bitterkeit im Keim zu ersticken, bevor er sie wie billiger Tequila benebeln würde. Beim nächsten Atemzug rief sie sich in Erinnerung, dass sie Bundesagentin war und den Weg auf sich genommen hatte, um einen Gefangenen zu befragen. Nicht mehr und nicht weniger.

Sie steckte ihre Ausweispapiere in die Tasche ihres Blazers, die Dienstwaffe ins Hüftholster, alles andere wanderte in den Kofferraum.

Dort hatte sie eine Schließkassette an den Fahrzeugrahmen geschraubt. Nicht so schön wie der Waffenschrank ihres Vaters, aber immerhin eine zusätzliche Diebstahlsicherung. Mobiltelefone waren im Gefängnis nicht erlaubt, also blieb ihr Handy auch im Wagen, zusammen mit ihrer Brieftasche, dem kurzen Ledermantel, der Ersatzwaffe und ihrer kleinen Reisetasche.

Es war erst kurz nach zehn, also noch früh, aber bis sie die Formalitäten hinter sich gebracht haben würde, konnte es eine Weile dauern. Da die offizielle Besuchszeit erst nachmittags begann,

musste man Wachen abziehen, die Hale zu ihr brachten, und das kostete Zeit. Deswegen hatte der Gefängnisleiter den Besuch wahrscheinlich auch mit Hales Rücktransport aus dem Krankentrakt in seine Zelleneinheit zusammengelegt. Offenbar eine effizient geführte Anstalt.

Der Wachmann am Empfang schien das nicht so zu sehen. Nachdem sie alle Formulare ausgefüllt und ihm ihren Ausweis gezeigt hatte, grunzte er nur unwirsch, ohne sie anzusehen. Seine volle Aufmerksamkeit galt dem Monitor und der Tastatur direkt vor ihm.

»Wir sind überbelegt und

unterbesetzt«, beantwortete er ihre unausgesprochene Frage in vorwurfsvollem Ton, als sei es an ihr, sich zu entschuldigen und ihn verdammt noch mal in Ruhe zu lassen. »Sie werden warten müssen.«

»Wie lange?«, fragte Caitlyn. Die Empfangshalle füllte sich allmählich mit Familien, die sich für die Besuchszeit anstellten.

»Hören Sie, Lady, Sie können entweder hier warten oder in einem der Räume für Verhöre.«

»Dann lieber dort.« Besser als hier, wo sie sich die Beine in den Bauch

stand, den verärgerten Blicken der Frauen und den Bazillen ihrer kleinen Rotznasen ausgesetzt war. Ein weiterer Nachteil von Paul – er wünschte sich eine Familie, wäre der perfekte Vater, sie jedoch bestenfalls eine Rabenmutter.

In ihrer Jugend hatten all ihre Freunde ihre Mutter geliebt, weil Jessalyn Tierney sie wie Erwachsene behandelte, wie sie es auch bei Caitlyn tat. Sie verhätschelte sie nicht, zeigte sich durchaus zärtlich, vor allem aber entschlossen, ihre Tochter zu einem starken Menschen zu erziehen. *Stärker als dein Vater*, lautete stets die

unterschwellige Botschaft.

Das Vorbild ihrer Mutter, die sich bei allem Kummer nie unterkriegen ließ und die sie früh wie eine Erwachsene zu Eigenständigkeit erzog, hatte nie große Mutterinstinkte in Caitlyn aufkommen lassen. Eher im Gegenteil: Kinder kamen ihr vor wie kleine Aliens, wie Eindringlinge in ihre Welt.

»Wie Sie möchten.« Er winkte einen anderen Wachmann heran, sie musste noch mehr Formulare ausfüllen, dann nahm er ihr die Waffe ab, schloss sie in eine Schublade ein und schickte Caitlyn durch den Metalldetektor.

Der zweite Gefängniswärter, er hieß Smith, schien bessere Laune zu haben als sein Kollege. Er begleitete sie zur Besucherzone, dabei passierte Caitlyn mehrere Türschleusen. Vor dem Besuchsraum angekommen führte er sie einen Flur entlang, nickte zwei Insassen zu, die den Boden wischten, und grüßte auch den Kollegen, der gerade die Tür zum Überwachungsraum aufschloss und dabei einen Kaffee in den Händen balancierte.

»Deswegen fing meine Schicht heute also schon früher an«, sagte der Kerl mit dem Kaffee zu Smith und beäugte

Caitlyn. »Schätze, das ist es wert.«

Die beiden Häftlinge beäugten Caitlyn von der Seite, sie starrte offen zurück. Einer von beiden, ein dunkelhäutiger Mann mit kurzen Rastalocken, lächelte hoffnungsvoll. Caitlyn zog mit ostentativem Erstaunen eine Augenbraue hoch. Sein Kumpel lachte und versetzte ihm einen Stoß in die Rippen, damit er sich wieder an die Arbeit machte.

Smith führte sie an den drei Männern vorbei zu einem Durchgang, der in einen weiteren Flur mündete. Auf einer Seite lagen die Befragungszimmer, die den

großen Besuchsraum umgaben. Der ihr zugewiesene Raum war leer bis auf zwei Plastikstühle, zu leicht, um als Waffe gebraucht zu werden, und einen fest im Boden verankerten Tisch. Zwei Wände aus weißem Beton, die anderen beiden waren aus Panzerglas mit eingelassenen Türen. Das Glas war so dick, dass jegliches Geräusch verstummte, sobald sich die Türen hinter ihr schlossen.

Nicht dumm, dachte Caitlyn. So waren der Gefangene und sein Besuch für sich, ohne dass zusätzliches Überwachungspersonal benötigt wurde. Der eine Wärter, der die Videokameras

steuerte und sie von dem über ihnen liegenden Fenster aus beobachtete, reichte aus.

»Weiß nicht genau, wie lange es dauern wird«, sagte Smith. »Er wird durch den Insasseneingang kommen.« Er deutete auf eine gesicherte Glastür auf der Seite des Besucherraums, die sie durch das Fenster sehen konnte. »Hier ist die Gegensprechanlage, falls Sie irgendetwas brauchen.«

Sein Funkgerät knackte. Er hob es an den Mund, winkte ihr noch einmal zu und ging hinaus. Die Tür schloss sich mit lautem *Rumms* hinter ihm.

Caitlyn setzte sich mit dem Rücken zur Tür, durch die sie gerade gekommen war, sodass sie auf die Glaswand sehen konnte. Die zweite Tür und das Fenster, durch das sie schaute, führten zum Besucherraum, einem großen Saal, ähnlich einer Cafeteria, in dem runde Tische mit Stühlen darum standen. Es gab eine Spielecke für Kinder; die Wand am anderen Ende war von Getränke- und Snackautomaten gesäumt. Ohne den Wärter, der in seinem rundumverglasten Beobachtungsraum über dem Schild saß, auf dem die Besucher und Insassen angehalten wurden, sich an die

Besuchsregeln zu halten, hätte man das Ganze für eine günstige familienfreundliche Fast-Food-Kette halten können.

Der Eingang für Insassen lag direkt unter dem Beobachtungsraum. Hale würde einen Metalldetektor passieren müssen, so wie sie gerade eben, und von einem Wärter durchsucht werden. Dann konnte er den Besuchsraum betreten und durch ihn hindurch zu dem kleineren Raum kommen, in dem sie auf ihn wartete.

Ganz schöner Aufwand, um mit einem Mann zu sprechen, den sie

eigentlich nie wieder sehen wollte. Aber Caitlyn musste ununterbrochen an die kleine Lena zu denken – inzwischen fast siebenundzwanzig – wie sie mit ihrer schlackernden Windel über den Boden krabbelte. In was für einen Schlamassel war sie bloß hineingeraten?

Die Worte des Gefängnispfarrers ließen sie ebenfalls nicht mehr los. Hale hätte ihm gesagt, dass ihr Vater recht gehabt habe und der Tod das einzige Stillschweigen sei, das sie akzeptieren würden. Wer zum Teufel war mit *sie* gemeint?

Sie wollte Antworten, allein

deswegen war sie hier. Und nun wartete sie auf den Mann, der ihre Familie zerstört hatte. Und wenn es eine Sache gab, die Caitlyn verabscheute, dann war es, warten zu müssen.

Um sich die Zeit zu verkürzen, zählte sie die Deckenkacheln: vierundfünfzig; dabei starrte sie in die Videokamera oben in der Ecke und ahmte berühmte Filmhelden nach, von Gary Coopers ausdruckslosem Zorn bis zu John Waynes missmutiger gerunzelter Stirn. Ein Spiel, das sie als Kind oft mit ihrem Vater gespielt hatte. Außerdem behielt sie den Wachmann in der

Beobachtungsstation im Auge. Von ihrem Platz aus konnte sie nur seine Stirn erkennen, aber für jemanden, dessen Beruf darin bestand, ruhig dazusitzen und ein paar Bildschirme im Auge zu behalten, sprang er ganz schön viel herum. Endlich setzte er sich in seinen Stuhl und verschwand damit ganz aus ihrem Sichtfeld.

So konnte sie sich gerade rechtzeitig wieder auf den Eingang konzentrieren. Die Türen glitten auf und Eli Hale trat hindurch.

Es war, als hätte es die vergangenen sechszwanzig Jahre nicht gegeben.

Weder schlurfte er noch lief er gebückt, so wie viele andere Männer, die sie im Gefängnis gesehen hatte. Nein, immer noch derselbe stolze Gang mit hoherhobenem Kopf und einem Blick, der von rechts nach links und wieder zurück schwenkte, wie der eines Königs, der sein Reich betrachtet. Als er sie sah, formten sich kleine Lachfältchen um seine Augen herum, allerdings nur für einen flüchtigen Moment, dann nickte er ihr traurig zu.

Er wusste, wie schwer ihr das hier fiel. Um Caitlyns professionelle Fassade war es geschehen. Das neunjährige

Mädchen in ihr wäre am liebsten auf den Mann zugerannt, der wie ein zweiter Vater für sie gewesen war, die Fünfunddreißigjährige jedoch rührte sich nicht. Also blieb sie hinter der Glastür stehen, wartete und beobachtete, wie er den menschenleeren Raum durchquerte, sich einen Weg durch das Tischlabyrinth suchte.

Plötzlich öffneten sich die Türen hinter ihm erneut. Er verdeckte, was hinter ihm geschah, aber ein kurzer Blick auf die Uhr verriet Caitlyn, dass die offizielle Besuchszeit keineswegs begonnen hatte. Vielleicht ein Wärter?

Durch das Glas hindurch konnte sie auch nichts hören, doch irgendetwas schien Hale zu beunruhigen. Keine drei Meter vor der Tür, die zu ihrem Zimmer führte, blieb er stehen und wandte den Kopf, den Körper immer noch ihr zugewandt.

Da fielen sie über ihn her.

Zwei Häftlinge, beide Latinos mit kahlgeschorenen Köpfen, und den Tätowierungen nach zu urteilen Sureños. Wie zum Teufel konnten zwei Mitglieder dieser Bande von der Westküste einfach so in den Besucherraum hineinspazieren? Als einer der beiden Sureños Hale von hinten packte und von den Füßen riss, löste Caitlyn den Alarm aus. Der andere tänzelte nach vorne, er hielt irgendetwas Kleines in der Faust.

Caitlyn stürzte zur Tür, die natürlich

immer noch abgeschlossen war. Sie saß in der Falle und konnte nur hilflos mitansehen, was geschah.

»Hallo, wir brauchen hier Hilfe«, gab sie über die Gegensprechanlage durch.

Keine Antwort. Sie schrie und gestikulierte vor der Videokamera herum, doch von dem Wächter im Beobachtungsraum war nichts zu sehen und nichts zu hören. Wahrscheinlich war er auch derjenige, der auf den Alarmschalter und die Gegensprechanlage antwortete. Verflucht.

Keine Waffe, keine Möglichkeit einzugreifen, niemand, den sie um Hilfe rufen konnte. Alles, was ihr übrig blieb, war mitanzusehen, wie die Sureños immer wieder auf Eli einstachen, lachend in die Kameras blickten und sich Elis Blut wie eine Kriegsbemalung ins Gesicht schmierten.

Vor lauter Wut stiegen Caitlyn Tränen in die Augen. Sie schlug mit der flachen Hand auf das dicke Glas ein, ohne den Schmerz zu bemerken, während sie Zeugin einer Hinrichtung wurde.

Die Sureños hatten ihre Arbeit erledigt. Der eine warf Caitlyn einen

Luftkuss zu, der andere griff sich in den Schritt und streckte ihr den Mittelfinger entgegen, dann rannten sie durch dieselbe Tür, durch die sie gekommen waren, wieder hinaus. Hale sackte gegen einen Tisch, kleine dunkelrote Kreise über das Hemd verteilt. Viel Blut war nicht zu sehen, aber das war nicht unbedingt ein gutes Zeichen, wie Caitlyn wusste. Die wirkliche Gefahr ging von den inneren Verletzungen aus.

Sie hämmerte gegen die Tür, jedoch mehr aus Wut und Hilflosigkeit, als um sie tatsächlich einzuschlagen. Als sie zu Hale hinüberschaute, trafen sich ihre

Blicke. Er kämpfte sich am Tisch entlang auf sie zu. Sein Mund öffnete und schloss sich, doch durch das dicke Glas drang kein Laut.

Er begann am ganzen Körper zu zittern, atmete noch einmal unter großer Mühe ein und zeigte auf sie. Formte langsam und unmissverständlich die Worte: »Lena. Rette Lena.«

»Nein«, rief sie dem sterbenden Mann zu, um ihn zum Durchhalten zu bewegen. Kindheitserinnerungen von ihr und Vonnie, Eli und ihrem Dad, wie sie alle gemeinsam lachten, glücklich waren, so glücklich ... sie hatte die

schönen Momente genauso verdrängt wie die schlechten. Jetzt das hier mit ansehen zu müssen ... sie schluckte das Schluchzen hinunter. Es war, als würde ihr Vater ein weiteres Mal sterben. »Eli. Halte durch. Bitte.«

Ihre Stimme brach weg und erstarb. Eli konnte sie nicht hören.

Eli Hale rang ein letztes Mal um Atem, dann fiel er mit dem Gesicht nach unten auf den Tisch, nur der über einer Stuhllehne ausgebreitete Arm bewahrte ihn davor, auf den Boden zu sinken. Caitlyn fluchte, als endlich der Alarm erklang und drei mit Helmen,

Schutzschilden und Schlagstöcken ausgestattete Wärter in den Besuchsraum stürmten.

Wild gestikulierend deutete sie auf Hale. Obwohl offensichtlich war, dass Eli keinerlei Bedrohung mehr darstellte, nahmen die Wärter eine Kreisformation ein und überprüften zuerst, ob niemand sonst im Raum war. Anschließend postierten sich zwei von ihnen als Wache, während der Dritte bei Eli nach Lebenszeichen suchte. Er schüttelte den Kopf.

Eli Hale war tot. Und hatte seine Antworten mit ins Grab genommen.

Bernie liebte sein Leben als Anwarter bei den Reapern. Und es würde sogar noch besser werden, wenn er erst sein Abzeichen bekam und damit vollwertiges Mitglied wurde. Bis dahin musste er ihre Gemeinheiten dulden und alle Drecksarbeit erledigen, auf die niemand sonst Lust hatte.

Also kam er immer schon Freitagfrüh ins Klubhaus, räumte auf, putzte auch den hinter dem Gebäude abgestellten Wohnwagen und sorgte für ausreichend Alkohol und Snacks, damit ein weiteres Wochenende durchgefeiert werden konnte. Fegen, so wie jetzt, gehörte auch

zu seinen Aufgaben. Eigentlich war es ziemlich dasselbe, was sein Vater von ihm verlangt hatte, ehe Bernie bei McSwain Enterprises aufgehört hatte, um sich den Reapern anzuschließen. Jimmy McSwain hatte es nicht sonderlich leidgetan, seinen Sohn den Rockern zu überlassen. Als Bernie seinem Vater von dem Angebot der Reaper erzählt hatte, war der sogar zur Feier des Tages mit ihm etwas trinken gegangen. Was er noch nie zuvor getan hatte. Meistens tat er einfach so, als würde Bernie nicht existieren.

Für Bernie war es das Größte

gewesen, zu den Reapern zu gehören. Bis vor zwei Tagen. Als er zufällig mitbekommen hatte, dass die Anführer vorhatten, ein Mädchen zu verschleppen und umzubringen. Mit einem Schlag stand seine Welt kopf. Seinen Reaper-Kumpels, den einzigen Freunden, die er hatte, konnte er nicht mehr trauen. Sich von ihnen abzuwenden kam auch nicht infrage, denn sie würden ihn finden und dann ... er fing so stark an zu zittern, dass ihm beinahe der Besen aus der Hand gefallen wäre.

Was blieb ihm also übrig, außer bei ihnen zu bleiben und nach einer

Möglichkeit zu suchen, Lena zu helfen?

Das Klubhaus der Reaper befand sich in einem alten zweistöckigen Blockhaus, dessen spitzes Dach fast bis auf den Boden reichte und es von vorne wie ein großes A aussehen ließ. Früher war hier drin das *Pit Stop*, eine Bar gewesen. Seit die Reaper den Lader übernommen hatten, wurde zwar doppelt so viel Alkohol ausgeschenkt wie früher, aber da es sich um private Partys des Motorradklubs handelte, mussten sie sich weder um Schanklizenzen oder andere Verordnungen kümmern. Im ersten Stock gab es einen kleinen

Nebenraum für ungestörte Zusammenkünfte, dort hielten sie ihre Versammlungen ab. Im Erdgeschoss befanden sich die Küche, die Bar, eine Tanzfläche, Dartspiele sowie zwei Billardtische. Hinter der Bar gab es noch ein paar Büroräume.

Bernie zog zwei Dartpfeile mit Stahlspitzen aus einer breiten Pinienplanke des Dielenbodens. Sie waren nicht einmal in der Nähe der Wurfscheiben gelandet. Stattdessen hatte wohl jemand auf das Schild bei der Eingangstür gezielt, auf dem »SQUIDS haben keinen Zutritt!« stand. Er verstaute

die Pfeile hinter die Bar und kehrte weiter.

Die anspruchslose Tätigkeit verführte zum Träumen. Während Bernie den Besen schwang, lief in seinem Kopf ein Film ab, in dem stets er selbst, Bernard McSwain, der Held war. Normalerweise kamen alle möglichen heißen Schnitten darin vor, mit großen Brüsten und schmachtemdem Blick. In letzter Zeit aber war in seiner Fantasie nur noch für eine Frau Platz.

Lena. Eli Hales jüngere Tochter. Und damit gleich aus mehreren Gründen für ihn tabu. Unter anderem deswegen, weil

Poppy sie tot sehen wollte.

Und alles, was Poppy wollte, wurde vom Klub ausgeführt. Er war nicht nur ihr Anführer, der Präsident, der den Klub einte, die Geschäfte am Laufen und die Räder am Rollen hielt. Ohne Poppy und die undurchsichtigen Dinger, die er und sein Stellvertreter Weasel insgeheim drehten, wären die Reaper nicht mehr als ein weiterer Haufen Versager, die es da draußen nicht gepackt hatten.

Stattdessen regierten sie diese Stadt. Eigentlich so gut wie das ganze Land. Was Bernie stets mit Stolz erfüllt hatte, nicht so wie zu der Zeit, als er in der

Firma seines Vaters von einem Ressort ins andere versetzt worden war. Der einzige Ort, an dem die Reaper nichts zu sagen hatten, war das *VistaView*, das Kasino der Indianer auf der anderen Seite des Reservats.

Bernie war der Laden verhasst, obwohl sein Vater dort Geschäftsführer war. Das Kasino war 1990 gebaut worden, als Bernie noch klein war. Selbst damals hatte es bereits etwas Gestriges an sich gehabt, war genauso altmodisch wie das Wohnzimmer seiner Mutter, in dem er und seine Freunde nicht spielen durften. Er hatte nie

verstanden, warum das Kasino trotzdem beliebt war. Wen interessierten die paar angegrauten Gestalten, die gebückt vor den Spielautomaten standen oder an den Tischen schwitzten und die dämlich genug waren, ihr Geld zu verspielen, obwohl doch jeder wusste, dass immer nur die Bank gewann.

Die Reaper waren Bernie mehr Familie, als sein Vater oder seine große Schwester oder seine Mutter es je gewesen waren. Und nun hatte er sie hintergangen.

Das Sodbrennen wollte nicht mehr nachlassen, also nahm er noch eine

Tablette, wischte sich den Schweiß von der Stirn und vom Hals und griff wieder zum Besen. Es war ihm unerträglich, seine Kumpel so anzulügen, es machte ihn ganz krank, die Schuld fraß ihn förmlich auf. Aber Lena würde er ihnen auf gar keinen Fall überlassen. Gott hatte sie ihm geschickt, genau wie Er ihm die Tiere geschickt hatte. Lena gehörte Bernie. Er würde für sie sorgen, einen Weg finden, sie zu retten – sie beide zu retten.

Nur wie?

»Pass auf, wo du hintrittst.«

Die barsche Stimme ließ Bernie

zurückschrecken. Ihm brach erneut der Schweiß aus – als er das letzte Mal beim Wischen über jemanden gestolpert war, war es Weasel gewesen. Die Striemen am Rücken, dort, wo ihn der Vizepräsident mit dem entzweigebrochenen Stiel des Wischmopps geprügelt hatte, waren immer noch zu sehen. Als Anwärter blieb Bernie nichts anderes übrig, als so etwas hinzunehmen. Ein weiterer Grund, warum er es nicht mehr erwarten konnte, endlich ein vollwertiges Mitglied zu werden. Ein echter Reaper musste sich von niemandem etwas gefallen lassen.

Gott sei Dank gehörten die schweren Lederstiefel vor ihm nicht zu Weasel. »Tut mir leid, Goose.«

Der Mann hob schnaufend die Füße vom Boden, legte sie auf einem Hocker ab und kippelte mit dem Stuhl, auf dem er saß, nach hinten. Diese Pose sah so verdammt cool aus. Kein Wunder, dass alle Frauen Goose toll fanden. Sein langes blondes Haar, der struppige Bart und all die Muskeln schadeten auch nicht gerade. Jedes Mal, wenn Bernie sich an Gewichtheben versuchte, um auch solche Muskeln zu bekommen, tat ihm anschließend bloß der Rücken weh. Und

als er das mit dem Kippeln ausprobiert hatte, war er so unglücklich gestürzt, dass er beinahe k. o. gegangen wäre.

Er seufzte. Er würde niemals so wie Goose werden. Deswegen war Goose auch nicht nur bereits vollwertiges Gangmitglied, obwohl sie beide zeitgleich als Anwarter angefangen hatten, sondern inzwischen sogar auf den begehrten Posten des Vollstreckers gewählt worden, wachte also darüber, dass alle sich an die Regeln hielten.

Leider. Denn Goose behandelte Bernie mit ein bisschen Respekt, im Gegensatz zu den anderen Kerlen, die in

ihm bloß eine Art Haussklaven sahen oder ihn im schlimmsten Fall als ihren persönlichen Fußabstreifer betrachteten.

Aber es war auch Gooses Aufgabe, den Klub vor Bedrohungen von außen zu schützen. So wie Lena eine darstellte.

Er war also der Letzte, den Bernie um Rat fragen konnte.

»Stimmt was nicht, Kleiner?« Goose hob ein whiskeyschweres Augenlid, um Bernie anzuschauen. Die Reaper hatten gestern bis vier Uhr morgens eine vorgezogene Wochenendparty gefeiert.

Bernie schlurfte weiter, damit Goose ihm nicht ins Gesicht sehen konnte. In

Lügen war er eine Niete, das wusste er.
»Alles bestens.«

»Hört sich aber nicht so an.« Goose ließ den Stuhl wieder auf alle vier Stuhlbeine zurückfallen, richtete sich auf und schnappte sich die Jim-Beam-Flasche vom Tisch vor sich, in der noch ein kleiner Rest war. Er nahm einen Schluck, schüttelte sich wie ein zotteliger nasser Hund, der aus dem Regen ins Haus kommt, und knallte die Flasche mit einem zufriedenen Grunzen auf den Tisch zurück. »Trink einen mit. Setz dich, trink aus und erzähl mir, was so los ist in der Welt von Bernard

McSwain.«

Bernie musste erst tief durchatmen, ehe er sich zu Goose umdrehen konnte. Das Schlimmste daran war, dass Goose ernsthaft an Bernies armseligem Leben interessiert schien. Als ob er ihn mögen würde.

Aber für Goose kam immer der Klub an erster Stelle. Als Vollstrecker war er derjenige, den Poppy damit beauftragen würde, Lena zu finden und umzubringen.

Bernie verstand immer noch nicht genau, weshalb Lena eine Bedrohung für den Klub darstellte, aber er würde nicht zulassen, dass ihr etwas geschah.

Goose trat nach einem Stuhl, sodass er unter dem Tisch hervorrutschte. Bernie sank mit dem dünnen Hintern darauf nieder, immer noch mit dem Besen in der Hand, und wurde von heftigem Schwindel erfasst.

»Worum geht's, Kleiner? Ärger mit den Frauen?«

Das kam der Wahrheit nahe genug, sodass Bernie sich nicht in Lügen flüchten musste. »Ja, Sir.«

»Du sollst mich doch nicht Sir nennen.« Goose war sechsunddreißig, also nur ein paar Jahre älter als Bernie, aber als vollwertiges Mitglied des

Klubs hatte er sich sein »Sir« redlich verdient. Selbstverständlich nannte er Bernie im Gegenzug »Kleiner« oder »Anwärter«, so wie all die anderen Klubmitglieder. So würde es bleiben, bis Bernie sein Abzeichen bekam. Verflucht, vielleicht sogar danach noch. Selbst mit dreiunddreißig wurde er immer noch nach dem Ausweis gefragt, wenn er Alkohol bestellte. Er war dürr wie ein Teenager und hatte nach wie vor mit unreiner Haut zu kämpfen – Gott sei Dank nur noch gelegentlich –, außerdem musste er sich so gut wie nie rasieren. Der Klub verlangte von den Anwärtern,

dass sie die Haare extrem kurz trugen oder ganz abschnitten, damit die Reaper-Tätowierung auf der Kopfhaut erkennbar war, doch selbst das hatte Bernie nicht viel mehr Respekt eingebracht.

»Frauenprobleme. Verstehe – hab ne Exfrau und mehr Exfreundinnen, als ich zählen kann. Was es auch gibt, ich hab's schon erlebt. Ist sie schwanger?«

»Nein, Sir.« Bernie rutschte unruhig auf dem harten Holzstuhl herum. Das Letzte, was er wollte, war eine Unterhaltung über sein Sexleben – ein Thema, das die anderen Klubmitglieder für Bernies Geschmack viel zu sehr

interessierte. Sie schickten ihn zu Blind Dates mit Prostituierten oder Rockergroupies, meistens den Hässlichen. Ihn flachgelegt zu bekommen schien ein nie langweilig werdender Spaß für die Reaper zu sein.

»Betrügt sie dich?«

»Nein. Nichts in der Art.« Sie wusste nicht einmal, dass Bernie existierte. Und schon gar nicht, dass er sein Leben aufs Spiel setzte, um ihres zu retten. Aber das alles konnte er Goose unmöglich erklären, der hier schließlich als Vollstrecker vor ihm saß, mit volltätowierten Armen und diesem

stechenden Blick aus dunkelblauen Augen, mit dem er Bernies Gedanken zu lesen schien.

»Dann kann es ja nicht so schlimm sein«, sagte Goose, nahm noch einen Schluck Bourbon und starrte Bernie an, während er die Flasche hob.

Bernie knickte unter dem Blick des Bikers ein und stand auf, um sich dem strengen Verhör zu entziehen. »Du hast recht. Ich werde schon damit klarkommen. Danke.«

Er schlurfte davon, schob den Besen dabei vor sich her und flüchtete sich ins Lager. Dort lehnte er sich gegen die

geschlossene Tür. Er schwitzte so stark, dass sein T-Shirt ganz klebrig war. Bernie zog die Lederweste aus, schlüpfte aus dem T-Shirt und tupfte sich damit die Brust trocken. Dann stand er zitternd unter der nackten Glühbirne. Ein unangenehmer metallisch bitterer Geschmack breitete sich in seinem Mund aus. Er schluckte noch zwei Magentabletten.

Wie lange würde er wohl noch durchhalten, ehe er einen Fehler machte, der ihn und Lena das Leben kostete?

Bei all den Glaswänden hier war sie ständig auf dem Präsentierteller, also blieb Caitlyn nichts anderes übrig, als ihre Arbeit durchzuziehen und alle Emotionen auf später zu verschieben.

Eines musste man den Angestellten im Butner lassen – sie waren verflucht effizient. Nach zwanzig Minuten war Hales Leichnam beseitigt. Dann inspizierten zwei Anzugträger und mehrere hochrangige Beamte in ihren frischen weißen Hemden den Tatort, von

denen nur einer zurückblieb. Jetzt, keine anderthalb Stunden nachdem ein Mann brutal ermordet worden war, war die Ausgangssperre für die Insassen bereits wieder aufgehoben worden und zwei von ihnen in Schutzkleidung waren damit beschäftigt, das Blut wegzuwischen und den Raum zu desinfizieren. Pünktlich zur offiziellen Besuchszeit.

Die Leiter der Bundesgefängnisse sollten vielleicht auch gleich das Weiße Haus übernehmen, dachte Caitlyn, während sie den Befragungsraum zum zweihundertelften Mal abschriftete. Es war ihr zuwider, hier eingesperrt zu sein,

dass jede ihrer Bewegungen überwacht wurde und sie komplett von der Außenwelt abgeschnitten war. Jedenfalls bis auf diesen namenlosen Wärter von vorhin, der sich lediglich bei ihr erkundigt hatte, ob alles in Ordnung war, und sie darüber informiert hatte, dass sie auf den Ermittler des Special Investigations Service zu warten habe, damit der sie vor ihrer Entlassung befragen könne.

Als sei sie eine verdamnte Gefangene. Während die tatsächlichen Gefangenen einfach so weitermachten, als sei nichts geschehen.

Die Häftlinge hinter der Glastür waren fertig und gingen. Einige Minuten später trudelten die ersten Angehörigen ein, Kinder liefen durch den großen Raum und rannten in die Spielecke, die Mütter nickten einander zu und unterhielten sich miteinander, während sie sich um die Tische reihten, um auf ihre Männer zu warten. Sie schienen sich alle zu kennen, zumindest diejenigen unter ihnen, die Kinder hatten, ungeachtet ihrer Hautfarbe und obwohl sie offensichtlich aus unterschiedlichen sozialen Schichten kamen. Einige wenige Frauen kamen allein und waren

aufreizend gekleidet, soweit es die Vorschriften hier erlaubten. Sie setzten sich möglichst weit weg von den spielenden Kindern, und zogen sich verächtliche Blicke von den Ehefrauen und Müttern zu.

Caitlyn kam es vor, als würde sie eine Schneekugel betrachten. Oder eher ein großes Aquarium mit verschiedenen, einander feindlich gesinnten Gattungen darin. Wenn sie auch nichts hören konnte, war die Körpersprache der Frauen doch deutlich genug. Auf der einen Seite des stummen Klubs standen die Familien und Freunde, die treu zu

einem geliebten Menschen standen. Auf der anderen Seite kurze, billige Bekanntschaften, die nicht lange durchhalten würden.

Und dann gab es noch Caitlyn. Eindeutig auf der Seite der Institutionen, klar erkennbar im Gesetzesvollzug tätig. Ein gemeinsamer Feind.

Die Frauen und Kinder zu beobachten half Caitlyn dabei, sich wieder ein wenig zu beruhigen. Der erste Schock, die Fassungslosigkeit und ihre Wut darüber, dass sie Eli nicht hatte helfen können, war Verärgerung gewichen. Und Neugier. Sie hatte immer

noch viele Fragen – mehr als je zuvor.

Endlich öffnete sich die Tür in ihrem Rücken, und Caitlyn nahm den Geruch von abgestandenem Kaffee und herbem Rasierwasser wahr. Mit Absicht blieb sie abgewandt stehen und betrachtete den Hereinkommenden im Spiegelbild der Glaswände.

Es handelte sich um denselben Mann, der vor einer Stunde den Tatort besichtigt hatte. Knapp über einsachtzig groß, dunkelblauer Anzug, breite Schultern, Ende vierzig, braunes Haar, leicht angegraut, ein schlichter Ehering. Als er sich zum Sitzen wandte, bemerkte

sie einen Riss am Saum seines Jacketts. Genau an der gleichen Stelle, die sie bei ihrem eigenen Blazer ständig ausbessern musste – Anzugjacken waren eben nicht dafür geschaffen, eine Dienstwaffe darunter zu tragen. Allerdings führten Gefängnismitarbeiter normalerweise auch nicht ständig eine Waffe mit sich.

»Wann immer Sie so weit sind, Special Agent Tierney.« Leichter Akzent. Nicht aus New York, eher Mittlerer Westen. »Mein Name ist Boone, ich ermittle in diesem Fall. Ich werde Ihre Aussage zu den heutigen Vorkommnissen aufnehmen.«

Vorkommnisse? Sie schluckte ihren Ärger angesichts dieser Bezeichnung für einen Mord hinunter. »Vor Ihrem Dienst im Strafvollzug waren Sie Detective in Chicago?«

»Milwaukee. Nach zwanzig Jahren habe ich mich aus dem Dienst zurückgezogen, aber als die Stadt pleiteging, war's das auch mit meiner Rente, also beschloss ich, in den Süden zu ziehen und für die Gefängnisbehörde zu arbeiten.«

»Ihre Frau freut es bestimmt, dass Sie nicht mehr Streife fahren müssen und geregelte Arbeitszeiten haben.«

Er wandte sich ab und griff nach seiner Kaffeetasse. »Sie ist gestorben. An Brustkrebs. Vor drei Jahren.«

Vor drei Jahren. Von seinem Alter her geschätzt müsste das genau mit seinem Ruhestand zusammengefallen sein. Sie stellte sich das vor: Ein Leberlang schmiedet man gemeinsam Pläne für die Zeit nach dem Berufsleben, nur um am Ende allein dazustehen, ohne jemanden, mit dem man die neu gewonnene Freiheit genießen kann. Der Tod seiner Ehefrau hatte garantiert mehr mit seiner neuen Anstellung zu tun als Geldsorgen, da würde sie drauf wetten.

Einem Cop fiel es nie leicht, seine Arbeit an den Nagel zu hängen. Besonders, wenn niemand da war, für den man es tat.

Vielleicht hatte Paul recht. Besser, sie zog einen Schlusstrich, bevor es zu spät war.

Sie unterbrach ihren Gedankengang und drehte sich zu Boone um. Er schob die zweite Kaffeetasse in ihre Richtung und deutete auf den leeren Stuhl vor sich. Dann mal los.

Caitlyn setzte sich und schilderte Boone kurz und knapp, was sie mitangesehen hatte. Sie schloss mit einer

Frage. »Was war mit dem Mann im Beobachtungsraum?«

Boone rutschte auf seinem Stuhl hin und her, ehe er ihr so viel Information zugestand. Zweifellos, um ihr Vertrauen zu gewinnen. »Hatte ganz unvermittelt heftige Magenbeschwerden. Er ist jetzt im Krankenhaus und hängt am Tropf.«

Sie musste an die beiden Häftlinge denken, die auf dem Flur mit dem Beamten gescherzt hatten. Der eine Kaffeetasse in der Hand hielt. »Vergiftet.«

»Wahrscheinlich. Ich glaube nicht an Zufälle.«

»Und der für den Besuchsraum zuständige Wachmann?«

Er atmete kurz und gepresst aus. »An dem bin ich noch dran. Behauptet, er sei ganz unvermittelt niedergeschlagen worden und ohnmächtig gewesen.«

»Verflucht lange Ohnmacht, wenn nur ein Schlag dafür verantwortlich sein soll.«

»Stimmt, so etwas gibt es tatsächlich nur im Film. Die Ärzte untersuchen ihr gerade.«

»Und die zwei Täter?«

»Beide lebenslang hinter Gittern, die haben nichts mehr zu verlieren. Das

Seltsame daran ist«, er beugte sich vor, »Hale hatte hier eigentlich mit keiner Gruppe Ärger. Alle mochten ihn, sogar die Indianer und die Neonazis. Und diese zwei Sureños waren gerade erst aus Kalifornien hierher verlegt worden. Sie kannten Hale nicht einmal.«

Sie dachte darüber nach, während die Frauen im Besucherraum ihre Kinder um sich scharten und gespannt auf die Tür zum Gefängnistrakt blickten. Nach und nach kamen Häftlinge hindurch, blieben stehen und suchten den Raum nach ihren Angehörigen ab.

»Eins steht fest, sie haben das

schnell aufgeräumt.« Sie deutete auf die wiedervereinten Familien hinter der Glasscheibe.

»Das wollte Warden so. Er war der Meinung, da wir die Mörder kennen, sie auch noch auf Video haben, gäbe es keine Veranlassung, alle in die Zellen zu sperren und Unruhe unter den Insassen zu riskieren.« Er senkte den Blick in die Kaffeetasse. »Warden ist progressiv eingestellt.« Caitlyn konnte seine Missbilligung heraushören.

»Sie sehen das anders.«

»Ich will wissen, warum zum Teufel ein Kerl, der fünfundzwanzig Jahre hier

drin ohne auch nur den geringsten Ärger abgesessen hat, genau zwei Minuten vor seinem Gespräch mit einer Bundesbeamtin einem Auftragsmord zum Opfer fällt.«

Also dahingehend waren sie sich einig. Es war ein Auftragsmord gewesen. Aber wer steckte dahinter? Und was war der Grund? Wenn Hale etwas wusste, dann hatte er fünfundzwanzig Jahre geschwiegen – warum ihn also jetzt umbringen? Es musste etwas mit Lenas Verschwinden zu tun haben. Sollte der Mord eine Warnung an sie sein? Oder an

diejenigen, die Lena in ihrer Gewalt hatten, falls sie überhaupt entführt worden war? Oder waren hier einfach alte Schulden bezahlt worden?

»Das wüsste ich auch gerne«, sagte Caitlyn. »Sollten Sie etwas herausfinden, lassen Sie es mich wissen.«

Er betrachtete sie prüfend, glaubte nicht an ihre Ahnungslosigkeit. Leider hatte sie wirklich keinen Schimmer. »Sie wissen, dass er vor einigen Tagen versucht hat, sich umzubringen? Eine Überdosis Oxycodon. Irgendeine Ahnung, weshalb?«

Sie zuckte mit den Achseln. Gab keine Antwort.

»Ich denke, er wollte jemandem eine Botschaft übermitteln. Irgendjemandem, der Angst davor hatte, was er wusste. So sagte er ihnen, ›Hey, eher sterbe ich, als dass ich auspacke.‹ Etwas in der Art.«

»Wäre möglich.«

»Möglich wär's. Aber warum dann der plötzliche Sinneswandel? Wieso hat er um das Gespräch mit Ihnen gebeten? Ich habe das überprüft, er hat ausdrücklich nach Ihnen gefragt. Hale war in keinen der Fälle verwickelt, die Sie für das FBI bearbeitet haben. Außer

vielleicht, wenn er hier drinnen etwas gehört hätte. Vielleicht wollte er einen anderen Knastbruder anschwärzen?«

Sie blieb bei der Wahrheit. »Ich habe keine Ahnung, welche Art von Informationen er mir weitergeben wollte. Haben Sie seinen Zellengenossen gefragt? Oder die Mithäftlinge in seinem Block?«

»Selbstverständlich haben wir gefragt. Niemand will etwas verraten. Und Sie wollen mir erzählen, das sei alles bloß eine Fügung des Schicksals, ein verrückter Zufall, dass er ausgerechnet auf dem Weg zum

Gespräch mit Ihnen umgebracht wurde?«
Er starrte sie durchdringend an, versuchte, ihre betont lässige Fassade zu durchbrechen. Caitlyn konnte diese Fassade jedoch leicht aufrechterhalten, weil sie tatsächlich nichts Hilfreiches beizusteuern hatte.

»Das weiß ich nicht.« Sie erhob sich. »Tut mir leid, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen kann.«

Er blieb sitzen, trank ohne Eile seinen Kaffee aus. Dann stand er endlich auf, geleitete sie zur Tür und drückte die Ruftaste. Als sich die Tür summend öffnete und Caitlyn über die Schwelle

trat, war sie unendlich erleichtert. Endlich nicht länger eingesperrt. Sie würde eine jämmerliche Gefangene abgeben.

»Schätze, es besteht wohl kaum die Möglichkeit, dass ich einen Blick auf seine Habseligkeiten werfen könnte?«, fragte sie beiläufig.

»Lustig, dass Sie das fragen«, erwiderte er im selben Tonfall. Zwei Polizisten, die einander für dumm verkauften und es beide ganz genau wussten. »Ehe er die Krankenstation verlassen hat, hat er ein Testament aufgesetzt. Und Sie als Alleinerbin für

seine persönlichen Unterlagen eingetragen. Wir haben sie bereits zusammengepackt – nach seinem Selbstmordversuch vor ein paar Tagen wurde alles konfisziert und aus seiner Zelle gebracht. Es wirkt beinahe so, als hätte er gewusst, dass er sterben wird. Haben Sie dafür eine Erklärung, Agent Tierney?«

»Ich wünschte, die hätte ich, Mr Boone.«

Lena wusste nicht, ob es Tag oder Nacht war. Die Wirkung der Drogen, die sie ihr gegeben hatten, war endlich

verflogen, jetzt dröhnte ihr der Schädel und sie war benommen, nahm die Welt nur verschwommen wahr. Sie hatte Angst davor, einzuschlafen und dadurch eine Gelegenheit zur Flucht zu verpassen, genauso wie davor, alleine und schutzlos im Dunkel zu liegen.

Nicht, dass sie hätte schlafen können, selbst wenn sie das gewollt hätte. Die dumpfen Schläge, die sie schon einmal gehört hatte, waren wieder da, kamen aus allen möglichen Richtungen. Erst klopfte es hinter der Tür, dann über ihr, dann von der Seitenwand. Manchmal hörte es sich an wie Schritte, dann eher

wie Faustschläge.

Ein Gutes hatten die Geräusche immerhin, sie halfen dabei, sich zu orientieren. Zuvor war sie davon ausgegangen, dass die hintere Wand die Außenwand sei, doch nun war klar, dass diese wohl an der Seite des Raums lag und auch nicht besonders dick war.

So Gott wollte, gab es einen Ausweg aus dieser Hölle.

Sie schickte ein schnelles Dankgebet gen Himmel und machte sich an die Arbeit. Die Wasserflaschen waren zu weich und biegsam; die von den Proteinshakes waren aus härterem

Plastik. Sie schabte mit der Öffnung einer dieser Flaschen gegen die harte Sperrholzplatte des Bodens, versuchte, das Plastik zu schärfen, so gut es ging. Dann klemmte sie die Flasche mit der angespitzten Öffnung in die Fuge zwischen Wand und Boden, stemmte sich mit dem Rücken von der gegenüberliegenden Wand ab und trieb die Flasche mit dem Fuß tiefer hinein. Sie blieb in der Dämmplatte aufgespießt stecken.

Sie kroch auf allen vieren zu der Flasche und nutzte sie als Hebel, um ein Stück Wand aufzubrechen. Ein

faustgroßer Brocken brach heraus. Es war gar keine Dämmplatte, wie sie feststellte. Unter etwa einem Dutzend Farbschichten lag vielmehr Putz, der von dunklen Fäden durchzogen war. Pferdehaar. Also war das Gebäude sehr alt. Dahinter kamen eine Art Hühnerdraht und eine dünne Holzverschalung

Sie setzte die Flasche mit dem spitzen Ende an einer Seite der Öffnung an und schlug so noch mehr Putz ab. Hinter dem Hühnerdraht und der Verschalung klemmte vergilbtes Zeitungspapier, das als Dämmmaterial

gedient hatte. Sie streckte zwei Finger durch eine Masche des Drahtes, erwischte ein Blatt und zog es heraus. Als sie es glattgestrichen hatte, sah sie das Datum: 1932.

Es dauerte lange, das Papier aus der Wand zu zupfen, aber sie hatte weder die Kraft noch einen Hebelansatz, um den Draht zu herauszureißen. Das Einzige, was sie zustande brachte, war, einige der Maschen weiter auszudehnen. Nachdem sie das Papier herausgepult hatte, konnte sie die Außenwand erkennen: eine unlackierte Holzverkleidung.

Sie schob eine Hand vor dem Loch hin und her – tatsächlich fielen ein paar Sonnenstrahlen durch die Öffnung hindurch auf ihre Haut. Hoffnung regte sich in ihrer Brust. Während sie versuchte, den Draht auseinanderzubiegen, sang sie eines der Lieblingskirchenlieder ihre Mutter: *Singt unserm Herrn ein dankvoll Lied.*

Ihre Finger waren bereits wund und zerschnitten, dennoch gelang es ihr, eine Öffnung freizulegen, durch die sie ihre ganze Hand strecken konnte. Solange das Loch noch klein genug war, um es zu verbergen, wollte sie einen Blick nach

draußen werfen. Wenn der Durchschlupf einmal vergrößert war, würde sie so schnell wie möglich flüchten müssen, ehe die Männer zurückkamen, also hieß es zunächst, darauf zu warten, dass es dunkel wurde.

Bitte, Herr, lass alles gut gehen, flehte sie, während sie eine der Plastikflaschen in das mühsam geschaffene Loch schob und sie dahinter in eine Lücke zwischen zwei Brettern der Verkleidung zwängte. Die Flasche war gerade lang genug, dass der Flaschenboden noch durch das Loch ragte. Sie machte sich bereit und trat mit

aller Kraft zu.

Mit einem lauten *Rumms* knallte die Flasche gegen die Holzverkleidung. Lena konnte Stoß im ganzen Körper spüren. Sie hielt den Atem an. Hatte das jemand gehört?

Kein Laut drang zu ihr durch. Sie zog die Flasche wieder heraus und prüfte die Außenwand. Der Schlitz zwischen der zwei Planken war ein wenig größer geworden. Sollte sie es noch einmal probieren? Oder lieber das Loch im Innern der Wand vergrößern, bis sie hindurchpasste, und dann später die Verkleidung eintreten, obwohl das einen

Heidenlärm verursachen würde?

Doch die Aussicht auf Sonnenschein war einfach unwiderstehlich und die Sehnsucht nach Kontakt mit der Außenwelt übermächtig. Und schließlich musste sie das Gelände noch im Hellen in Augenschein nehmen und ihre Flucht planen, versicherte sie sich selbst.

Sie tauschte die Flasche gegen eine neue aus, die sie an der unteren Kante des herausgebrochenen Putzes in die Wand trieb. Die Lücke war dort groß genug, dass die Flasche von alleine hängenblieb. Das war vielversprechend.

Sie lehnte sich zurück und trat zu.

Dieses Mal hörte sie neben dem dumpfen Aufprall das Geräusch von splitterndem Holz.

Rasch schob sie den Wasserpack vor das faustgroße Loch im Putz. Doch niemand kam, um dem Lärm nachzugehen.

Voll neuen Mutes legte sie das Loch wieder frei und zog die Flasche heraus. Das Plastik war zerquetscht, die Flaschenöffnung zertrümmert. Das war nicht schlimm, sie hatte noch jede Menge Vorrat. In Bauchlage schob sie sich so nah wie möglich auf das Loch zu und presste das Gesicht an die verputzte

Wand.

Die Verkleidung war in der unteren Ecke abgesplittert. Sie versuchte, mit den Fingern heranzukommen, tastete nach einem Halt, ohne auf den Draht zu achten, der ihr dabei in die Handknöchel schnitt. Dann rüttelte sie an dem Eckstück, bis es sich schließlich löste, und ein Sonnenstrahl traf sie direkt ins Auge traf. Sie blinzelte, weinte vor Schmerz und Freude.

Danke, Herr! Ich danke Dir! Sie drückte ihr Gesicht gegen die Öffnung, um mehr als den kleinen Ausschnitt Erde ins Gesichtsfeld zu bekommen, den das

Loch bislang freigab. Dann steckte sie ihre Finger hindurch, versuchte noch mehr von der Verkleidung abzuberechnen, doch die widersetzte sich hartnäckig.

Nachdem sie die Hand wieder zurückgezogen hatte, spähte sie noch einmal durch das Loch, atmete die frische Luft und den Duft der Freiheit ein.

Mit einem Mal verschwand das Sonnenlicht. An seine Stelle trat ein mandelförmiges braunes Auge ohne jedes Weiß, rundherum von braungrauer Haut mit tiefen Furchen eingerahmt.

Sie keuchte erschrocken auf. Das

Auge blinzelte. Dann verschwand es und wurde von einer Schnauze mit flachen flatternden Nasenlöchern ersetzt, über denen kurze graue Barthaare sprießten. Begleitet von den unverkennbaren Geräuschen eines Schimpansen.

Lena rollte sich von der Öffnung weg, derartig verängstigt, dass sie sich schaudernd an die gegenüberliegende Wand gepresst zusammenrollte. Wo war sie bloß? In einer Art Zoo eingesperrt?

»Was wollt ihr von mir?«, schrie sie mit tränenerstickter Stimme. Dann packte sie unbändige Wut. Wut auf Gott, auf die Männer, die sie hierhergebracht hatten,

auf ihren Vater – denn nur seinem falschen Charakter hatte sie es zu verdanken, dass sie überhaupt hier gelandet war. Sie schrie ihren ganzen Zorn und ihre Angst hinaus.

Die einzige Antwort, die sie erhielt, war das Trommeln kleiner Fäuste gegen die Außenwand und weiteres Schimpansengeschrei.

Boone führte Caitlyn zu einem kleinen Büro im Verwaltungstrakt. *Seelsorge*, versprach die zweckmäßige Beschriftung an der Tür. Im Zimmer selbst befand sich ein mit Akten übersäter Holzschreibtisch, dahinter ein Bürosessel und zwei Holzstühle für Besucher auf der anderen Seite. Das Auffälligste war die Großpackung Kosmetiktücher auf dem Tisch.

Als Caitlyn und Boone eintraten, erhob sich der Mann im Sessel. Er war

klein, hellhäutig, mit schütterem Haar und in den Fünzigern, über dem braunen Langarmshirt trug er den weißen Kragen eines Geistlichen. »Agent Tierney? Ich bin Pfarrer Whitford. Wir haben gestern Abend miteinander telefoniert.«

Sie gab ihm die Hand; sein Händedruck war fest, keinesfalls ablehnend. Eher neutral, wie auch sein Gesichtsausdruck. Sie setzten sich. Boone blieb neben der Tür stehen, abwartend, hoffte vermutlich auf einen Hinweis, der den Mord an Hale erklärten würde. Caitlyn hatte das Gefühl, darauf würde er noch lange warten.

Eigentlich war der Fall für Boone erledigt – er hatte die zwei Männer, die Hale ermordet hatten. Verflucht, der Mord war sogar auf Kamera festgehalten worden. Doch wie jeder gute Detective gab er sich nicht damit zufrieden, einen Fall lediglich abzuschließen; er wollte verstehen, warum ausgerechnet Hale in die Schusslinie geraten war, und ob der ohnehin prekäre Frieden im Butner-Gefängnis auch weiterhin gefährdet war.

Whitford langte unter seinen Tisch und holte einen Karton voll mit Notizheften und losen Blättern hervor. »An Eli ist ein Architekt verloren

gegangen«, sagte er und rollte eine detailgetreue Darstellung der Sixtinischen Kapelle über seinem Aktenchaos aus, auf braunem Fleischpapier gezeichnet. Seltsamerweise gewann das Gebäude durch die bautechnische Grundstruktur nur noch mehr an Schönheit, eingeschobene Detailansichten hoben verborgene Elemente hervor. »Wunderschön, nicht wahr? Er war auch hier in der Anstalt an der Planung von Renovierungsarbeiten und Zusatzbauten beteiligt und hat sogar einen eigenen Entwurf für den neuen Butner-Drei-

Komplex eingereicht. Obwohl selbstverständlich niemals das Modell eines Insassen verwendet werden würde.«

Boone lachte leise in sich hinein. »Wäre ja so, als ob man vor dem Superbowl der anderen Mannschaft die eigenen Spielzüge zukommen lässt.«

»Ich glaube wirklich nicht, dass Eli Hale je einen Ausbruch erwogen hat«, sagte Whitford nachdenklich. »Ich habe ihn vor zehn Jahren kennengelernt, und von Anfang an erschien er mir, wie soll ich sagen, zufrieden. Durch die Arbeit an der Biodieselanlage verbrachte er mehr

Zeit draußen als in der Zelle, einmal die Woche sprach er mit seiner Familie und mir hat er sogar das Schachspielen beigebracht. Verglichen mit den anderen Sträflingen, die ich betreue, wirkte er allem hier enthoben. Als sei dies das Leben, das ihm vorherbestimmt sei.«

»Warum hat er dann versucht, sich umzubringen?« Boone sprach ihr aus der Seele. Sie wünschte, er würde sich auch setzen. Es war ihr unangenehm, ihn in ihrem Rücken zu wissen. Sie rückte ihren Stuhl so zurecht, dass sie beide Männer im Blick hatte. »Wenn er doch so buddhamäßig und vollkommen

zufrieden war, gäbe es dafür keinen Anlass.«

»Ich wünschte, ich hätte eine Antwort darauf, Ermittler Boone, das wünschte ich wirklich. Aber ich bin nicht sicher, ob irgendjemand von uns wirklich verstand, was in Eli Hale vorging.«

Boones grummeliges *Hmpf* zeigte deutlich, dass er genauso wenig von dem salbungsvollen Gefasel hielt wie Caitlyn. Hale mochte ja so einiges gewesen sein, ein Heiliger jedenfalls bestimmt nicht.

»Das gehört also alles mir?«, fragte

sie und deutete auf die Schachtel.

Whitford rollte die Zeichnung der Sixtinischen Kapelle wieder feinsäuberlich zusammen. Dann neigte er den Kopf zur Seite und schaute sie an. »Ja, das gehört alles Ihnen.«

Sie nahm den Karton an sich. Nicht viel größer als die Milchkisten, in denen sie zu College-Zeiten ihr gesamtes Hab und Gut transportiert hatte. »Also gut. Schätze, dann werde ich mich auf den Heimweg machen.«

Als sie sich zum Gehen wandte, traf sie Boones wütender Blick. Keir Wunder, angesichts all der offenen

Fragen. Nach kurzem Zögern hielt er ihr die Tür auf.

»Sie haben ja beide meine Nummer«, sagte Caitlyn zum Abschied – allerdings eher dem Pfarrer zuliebe. Sie hatte so das Gefühl, Whitford wolle ihr etwas sagen, jedoch nicht in Anwesenheit des staatlichen Ermittlers.

Boone begleitete Caitlyn zu den Schließfächern draußen vor dem Eingang, wo sie sich ihre Dienstwaffe wiederholte. »Lassen Sie von sich hören, Agent Tierney«, sagte er, während er sie noch zu ihrem Wagen brachte. »Wenn sich hier etwas

Größeres zusammenbraut, muss ich das wissen.«

»Ich denke, da müssen Sie sich keine Sorgen machen.« Die eigentliche Gefahr hatte nicht im Butler ihren Ursprung, sie kam von draußen und galt Lena Hale.

»Ach, tatsächlich? Komisch, das aus dem Munde derselben Person zu hören, die behauptet hat, sie wisse überhaupt nicht, warum zum Teufel sie überhaupt zum Gespräch mit Hale gebeten wurde.« Sein Blick verriet, dass er das keineswegs komisch fand. Boone fühlte sich wohl in seiner Berufsehre gekränkt.

»Wirklich verflucht komisch.«

Er machte auf dem Absatz kehrt und marschierte davon. Caitlyn stellte die Schachtel mit den Zeichnungen und Notizbüchern auf dem Beifahrersitz ihres Subarus ab und holte ihr Handy aus dem Kofferraum. Als es klingelte, sobald sie sich hinters Steuer gesetzt hatte, war sie nicht sonderlich überrascht. Whitford.

»Solange Boone hier war, konnte ich nicht reden.« Er klang gehetzt. »Aber ich habe heute Morgen noch mit Eli gesprochen, bevor er die Krankenstation verlassen hat. Er hatte befürchtet, dass ihm etwas zustoßen würde – schätze,

damit lag er richtig.«

»Wie kam er darauf?«

»Ich habe Ihnen gestern Abend nicht ganz die Wahrheit gesagt. Wissen Sie, Lena hat die letzten drei Jahre damit verbracht, alle Gerichtsunterlagen und auch die Polizeiberichte durchzuarbeiten, weil sie beweisen wollte, dass ihr Vater unschuldig ist. Eli bat sie, damit aufzuhören. Vor ein paar Wochen hatten sie deswegen einen Riesenstreit, und sie sagte ihm, dass sie mit ihm fertig sei.«

»Weil Eli schuldig ist, das sagte ich Ihnen ja bereits. Vielleicht ist Lena

deswegen abgetaucht.« Nur erklärte das nicht, weshalb Hale umgebracht worden war.

»Das ist es ja gerade. Sie ist abgetaucht. Zumindest hat sie keinerlei Anrufe von Eli mehr entgegengenommen. Einige Wochen später kam sie jedoch wieder hierher. Sie sagte ihrem Vater, dass sie nicht länger an seinem Fall arbeiten würde, dass sie es aufgegeben hätte. Stattdessen wolle sie den Namen der Familie reinwaschen und den Schaden, den Eli angerichtet hatte, wiedergutmachen.«

»Wie zum Teufel wollte sie das denn

anstellen?«

»Das weiß ich nicht und ich vermute, Eli wusste es auch nicht. Aber er war sehr beunruhigt deswegen. Sprach immer wieder von Ihnen und Ihrem Vater. Sagte, Lena müsse da auf etwas gestoßen sein und habe damit die falschen Leute aufgeschreckt. Die würden jetzt denken, er habe geredet.«

»Worüber geredet?« Wenn Eli seinen Tod fürchtete, warum verriet er dann keine näheren Einzelheiten, die ihr weiterhelfen könnten? Oder war das alles bloß eine außer Kontrolle geratene Wahnvorstellung?

»Das wollte er nicht sagen. Ich vermute, es hat etwas mit dem Verbrechen zu tun, wegen dessen er überhaupt erst hier drin gelandet ist, weil er davon sprach, dass Lena die Vergangenheit nicht ruhen ließe.«

»Aber warum dann der Selbstmordversuch? Tot ist er Lena schließlich keine Hilfe.«

»Eli hat mir gesagt, dass er gar nicht versucht habe, sich das Leben zu nehmen. Er habe eine Botschaft senden wollen, dass Lena nichts wisse und er weiterhin Stillschweigen bewahren würde, wenn sie seine Tochter in Ruhe

lassen.« Schon wieder diese mysteriösen »sie«. Es war zum Verzweifeln! »Am nächsten Abend hat ihm jemand etwas ins Getränk gemischt, und er ist erst wieder auf der Krankenstation zu sich gekommen.«

Mist. »Wir müssen Boone die Wahrheit sagen.«

»Nein. Ich habe es Hale versprochen. Er sagte, sie würden Lena umbringen.«

»Und was sollte sie davon abhalten, jetzt, da er tot ist? Wenn sie es nicht schon längst getan haben.« Verflucht, sie hörte sich schon genau wie Hale an.

Paranoid. Wahnhaft.

»Sie könnten Lena retten, hat er gesagt, Sie wären als Einzige dazu in der Lage.«

Großartig. Ein geständiger Mörder war ihr größter Fan. »Ich wüsste nicht einmal, wo ich mit der Suche anfangen sollte. Er wird Ihnen gegenüber doch sicher etwas genauere Angaben gemacht haben?«

»Er sagte, Lena sei nach Hause gefahren. In einen Ort namens Evergreen, eine Kleinstadt in den Bergen, in der Nähe von Cherokee.«

Evergreen. Dort hatte ihre Mutter all

ihre Verwandten zurückgelassen, als sie Caitlyn weggebracht hatte, damit ihre Tochter Abstand zu den Erinnerungen an ihren Vater gewann. Gelungen war es ihr nicht, Caitlyn lief es immer noch kalt den Rücken hinunter, wenn sie den Namen Evergreen hörte. Sie war mit neun Jahren zum letzten Mal dort gewesen.

»Ja, ich kenne den Ort«, sagte sie zu Whitford.

»Eli sagte, alles was Sie bräuchten, sei in der Schachtel.«

Ein Haufen alter Zeichnungen und Notizhefte, genug, um sie eine ganze Woche zu beschäftigen – außerdem

hatten Boone und seine Männer bereits alles durchgesehen. Was glaubte Hale, was das hier war, vielleicht der *Da Vinci Code*? Fünfundzwanzig Jahre hinter Gittern hatten den Mann wohl verrückt werden lassen. Caitlyn sollte sich auf die hoffnungslose Suche nach einem Mädchen machen, von dem sie nicht einmal mit Bestimmtheit wusste, ob es tatsächlich verschwunden war, und das alles wegen einer mysteriösen Verschwörung, die wahrscheinlich nur im Kopf eines überführten Mörders existierte?

Sie sah Hale vor sich, wie er mit

seinem letzten Atemzug den Namen seiner Tochter gerufen hatte, erinnerte sich an die Angst in seinem Blick. Er hatte an Caitlyn geglaubt, darauf vertraut, dass sie Lena retten würde.

Aber Wunder konnte sie auch keine vollbringen. Allein hier zu sein verstieß bereits gegen jede Regel. Möglicherweise war Caitlyn sogar für Hales Tod verantwortlich, weil sie zu diesem Treffen gekommen war. Sein Gesichtsausdruck, als er im Sterben lag ... das Gesicht ihres eigenen Vaters, blutverschmiert. Die Erinnerungen und der Schmerz drohten sie zu

überwältigen.

Alles führte nach Evergreen zurück. Das hieß noch lange nicht, dass sie da mitspielen und den Brotkrumen folgen musste. Caitlyn zog kräftig am Schaltknüppel und legte den Rückwärtsgang ein. »Wenn Ihnen noch etwas einfallen sollte, rufen Sie mich an. Jederzeit, egal wann.«

»Was werden Sie wegen Lena unternehmen?«

»Ich kann ein paar Anrufe tätigen. Einige meiner Verwandten leben immer noch in Evergreen. Der Ort ist klein, falls Lena dort ist, wird es jemand

mitbekommen haben.«

»Das ist alles? Ein paar Telefonate?«

»Da es sich nicht um einen offiziellen Fall handelt, sind mir mehr oder weniger die Hände gebunden. Außerdem fällt das gar nicht in meine Zuständigkeit.«

Sein Ärger war selbst durchs Telefon zu spüren. »Wo fahren Sie jetzt hin?«

»Nach Hause. Nach Quantico. Wo ich hingehöre.« Sie beendete das Gespräch, ebenso aufgebracht wie der Pastor, wenn auch aus anderen Gründen.

Sie hatte alles in ihrer Macht Stehende getan – mehr noch. Verflucht, was wollte er von ihr?

Sie war dort gewesen, als ihr Vater starb, und hatte ihn nicht retten können. Hatte keine drei Meter von Eli Hale dagestanden und auch ihn nicht retten können. Wie kam irgendjemand auf die Idee, sie könnte Lena helfen?

Während sie über die East Gate 2 Road zurück zur Schnellstraße I85 fuhr, wurde Caitlyn klar, dass der Hunger und das fehlende Koffein nicht unwesentlich zu ihrer schlechten Stimmung beitrugen.

An diesem Tag lief anscheinend nichts so wie geplant. Vor ihrem geistigen Auge lief wieder und wieder die Szene von Hales Ermordung ab, mal schnell, mal wie in Zeitlupe; jedes Mal wurde sie erneut mit ihrer Hilflosigkeit konfrontiert.

Doch als Caitlyn mit Hales Hinterlassenschaft in der leeren Sitzecke eines Schnellrestaurants Platz nahm, wo sie Hühnchen und Klöße mit Kaffee und einem Glas Milch bestellte, war die Hilflosigkeit unbändigem Zorn gewichen.

Die Täter saßen zwar hinter Schloss und Riegel, nicht aber die eigentlichen Drahtzieher. Wenn es wahr sein sollte, was Whitford über Hales vermeintliche Überdosis berichtet hatte, dann waren an diesem ersten Mordversuch noch andere Gefangene im Butner beteiligt gewesen. Während Caitlyn auf ihre Bestellung

wartete, schlürfte sie an ihrem Kaffee und blätterte die losen Papiere in Hales Schachtel durch. Dann rief sie Boone an.

»Butler-Vollzugsanstalt, Boone am Apparat«, meldete er sich kurzangebunden.

»Tierney hier. Ich habe mich nur gefragt ... könnte Hales Überdosis auch absichtlich verabreicht worden sein?«

»Selbstverständlich war sie das – er hat versucht, sich umzubringen. Ach so, Sie meinen, ob jemand anderes ihm die Mittel eingeflößt hat?« Er überlegte einen Moment lang. »Den Ärztler gegenüber hat er angegeben, sie sich

selbst verabreicht zu haben ...«, sie hörte Papiergeraschel, »... weil es ihn so sehr bedrückt habe, dass seine Tochter nach einem Streit nicht mehr zu ihm kam.«

Also hatte Hale den Ärtzer gegenüber nicht erwähnt, dass Lena verschwunden war. Irgendjemand war jedoch davon ausgegangen, dass Lena, was auch immer sie gerade plante, Hale damit einen Grund liefern würde, auszupacken ... und dabei konnte es nur um den Mord gehen, wegen dessen er vor fünfundzwanzig Jahren verurteilt worden war. »Tierney, sind Sie noch

dran?«, riss Boones Stimme sie aus ihren Gedanken. »Die Aufzeichnungen des Arztes geben keinerlei Aufschluss darüber, ob die Überdosis selbst verabreicht wurde oder nicht, aber das heißt gar nichts.«

»Werden Sie dem nachgehen?«

»So gut ich kann. Eines steht fest, die Sureños können es nicht gewesen sein. Die beiden befanden sich zu dem Zeitpunkt in Isolationshaft.«

Sie dachte nach. »Hat Hale vor dem Vorfall noch jemanden angerufen?«

»Wir sind immer noch dabei, die Aufzeichnungen durchzugehen. Bei

neunhundert Insassen wird das noch etwa einen Tag dauern.«

»Aber es werden doch alle Gespräche, die nach draußen gehen, aufgezeichnet, oder nicht? Wenn Sie die Aufnahme finden, hätte ich gerne eine Abschrift.« Von offizieller Seite her stand ihr eine solche Forderung gar nicht zu, und das wusste Boone auch.

»Sie verschweigen mir etwas.« Sein Tonfall klang eher resigniert als vorwurfsvoll.

»Nicht wirklich. Jedenfalls nichts Konkretes.«

»A-ha. Schätze das ›Special‹ in Ihrer

Berufsbezeichnung bezieht sich auf Ihre »spezielle« Vorgehensweise, was?«

Als hätte sie solche Sprüche noch nie gehört. »Ganz im Ernst, wenn ich etwas herausfinde, das Sie wissen müssen, dann werde ich anrufen.«

»Ich kann es kaum erwarten.« Er legte auf, bevor ihr eine ähnlich schnippische Antwort einfallen wollte.

Das bestellte Essen kam, der Teller randvoll mit Sauce, und mit einem genüsslichen Seufzer griff sie zu. Die Milch dazu war so kalt, dass ihr beim ersten Schluck das Blut aus dem Kopf wich. Sie aß mit einer Hand und

versuchte nebenbei, so etwas wie Ordnung in Hales Notizen zu bringen. Lauter Skizzen bekannter Bauwerke, unter anderem die Innenansicht einer ägyptischen Pyramide.

Die Notizbücher waren mit ähnlichen Zeichnungen gefüllt, außerdem fand sie detaillierte Materiallisten und Bauanweisungen. Eine der Kladden war auf jeder Seite mit Zeichnungen eines Hauses vollgekritzelt, das Caitlyn gleich wiedererkannte: Hales Haus in Evergreen, North Carolina, hoch oben auf dem McSwain Mountain. Das einzige Haus, das noch weiter oben am

Berg lag, war Caitlyns Elternhaus. Darüber gab es nur noch die Forellenzucht aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert. Sie war das erste geschäftliche Wagnis der Familie McSwain gewesen.

Ihre Mutter und ihr Onkel waren stets stolz auf den Namen McSwain gewesen. Onkel Jimmy hatte so gut wie jedes Fleckchen Land zurückgekauft, das die Familie über die Jahre verloren hatte; als Hochzeitsgeschenk hatte er Caitlyns Mutter und ihrem Vater das zweihundert Jahre alte Bauernhaus vermacht, den ehemaligen Familiensitz der McSwains.

Caitlyn hatte das alte Haus geliebt, das selbst dem stärksten Schneesturm und jedem Frühlingsunwetter trotzte. In seiner knapp bemessenen Freizeit war ihr Vater stets irgendwo im Haus mit Ausbesserungsarbeiten beschäftigt gewesen. Er hatte Tapete von den Wänden gekratzt, die Böden erneuert, mit Caitlyn zusammen jahrzehntealte Farbschichten von den antiken Eichenschränken gekratzt. Ihr hatte es beinahe das Herz gebrochen, dieses Haus zurückzulassen, aber nachdem Dad ...

Jessalyn war es aus anderen Gründen

schwergefallen, Evergreen zu verlassen: Sie gab ihre Familie und ihren Freundeskreis auf, um verwitwet als alleinerziehende Mutter neu anzufangen, und das tausendfünfhundert Kilometer von dem einzigen Zuhause entfernt, das sie je gekannt hatte. Das Opfer, das Caitlyns Mutter gebracht hatte, grub sich als tiefer Graben zwischen sie und ihre Tochter. Vergeblich hatte Caitlyn versucht, diese Kluft zu überwinden, und es Jahre später schließlich aufgegeben. Niemand konnte Jessalyn glücklich machen, schon gar nicht, nachdem Dad nicht mehr da war.

Zum Glück hatte Onkel Jimmy gesagt, er würde sich um das alte Haus kümmern. Falls Caitlyn jemals bereit sein sollte, sich den Schatten der Vergangenheit zu stellen und über Dielen zu schreiten, die mit dem Blut ihres Vaters getränkt waren.

Vielleicht konnte Onkel Jimmy ihr jetzt helfen. In jenem Jahr, nachdem sie und ihre Mutter aus Evergreen weggezogen waren, hatte er die Bauleitung für das vom Indianerstamm betriebene Kasino übernommen und dort, wo vorher im Randgebiet des Reservats nur ein weißer Fleck auf der

Landkarte existiert hatte, das *VistaView Resort* zum Leben erweckt. Als Leiter des Kasinos wusste er über alles Bescheid, was in Evergreen – eigentlich in ganz Balsam County – vor sich ging, und das galt auch für den größten Teil der Nachbarstadt Cherokee.

Gerade als Caitlyn Onkel Jimmy anrufen wollte, stieß sie am Boden von Hales Schachtel auf ein kleines Adressbüchlein. Beim Durchblättern stieß sie auf Lenas Durhamer Adresse, ihre Telefonnummer sowie – Volltreffer – auf den Namen und die Handynummer von Lenas Mitbewohnerin.

Caitlyn aß auf, orderte noch ein Stück Kirschaufwurf zum Nachschinken, dann rief sie bei der Mitbewohnerin an. »Melissa Andersen? Hier spricht Caitlyn Tierney. Ich bin eine Freundin von Lenas Familie. Ich müsste dringend Lena erreichen.«

»Geht es um ihren Vater?« Melissa klang als sei sie Mitte zwanzig und dem Akzent nach stammte sie definitiv aus South Carolina. »Vor ein paar Tagen hat ein Gefängnispfarrer für sie angerufen und ihr ausrichten lassen, dass es ihm sehr schlecht geht.«

Caitlyn zögerte. Bei einem Todesfall

sollten eigentlich immer zuerst die Angehörigen informiert werden, aber das wäre in diesem Fall Lena ... »Ich muss wirklich dringend mit Lena sprechen. Wissen Sie, wo sie ist?«

»Sie wollte in eine Kleinstadt in den Bergen fahren, in der Nähe von Cherokee. Evergreen. Da kommt ihre Familie her. Moment, sagten Sie Caitlyr Tierney?«

»Ja.«

»Oh mein Gott. Ich weiß, wer Sie sind. Lena hat hier ein Foto von Ihnen und Ihrer Schwester auf der Kommode stehen. Sie beide waren ja so niedlich!

Auf dem Bild sind Sie von oben bis unten mit Matschepampe beschmiert, nur die Augen sind noch zu sehen – und dann noch Ihr in alle Richtungen abstehendes rotes Haar.«

Caitlyn kannte das Bild nur zu gut. Es war eines der Lieblingsfotos ihres Vaters gewesen. Es war Jahrzehnte her, dass sie es das letzte Mal angeschaut hatte, bevor ihre Mutter alles weggepackt und sie nach Pennsylvania verfrachtet hatte. »Das bin ich. Wann ist Lena denn losgefahren?«

»Montagabend.«

Sie war also schon länger

verschwunden, als Hale vermutet hatte.
»Haben Sie seitdem etwas von ihr gehört? Wissen Sie, wo Lena in Evergreen unterkommen wollte?«

»Nein, tut mir leid. Sie sagte, sie würde nur ein zwei Tage fort sein, aber manchmal vergisst sie einfach die Zeit. Einmal, als sie für das Innocence Project gearbeitet hat, da ...«

»Ist sie deswegen unterwegs? Rollt sie den alten Fall ihres Vaters wieder auf?« Vielleicht konnte Caitlyn Lena aufspüren, indem sie alle Leute überprüfte, die damals an Hales Gerichtsverhandlung beteiligt gewesen

waren.

»Oh, nein, damit ist sie durch. Jahrelang hat sie sich damit beschäftigt, aber irgendwann hat sie doch erkennen müssen, dass das alles nur in eine Sackgasse führt. Ich glaube, sie war echt wütend auf ihren Vater – kann man ihr ja auch nicht verübeln, nachdem sie, ihre Mutter und ihre Schwester so lange an ihn geglaubt haben – und schließlich stellt sich raus, dass er diesen Mann tatsächlich umgebracht hat.« Sie seufzte schwer. »Die Arme. Sie und ihr Vater hatten einen Riesenstreit deswegen. Ich vermute, jetzt will sie auf diese Weise

ein wenig Abstand gewinnen, wenn Sie verstehen, was ich meine?«

»Also haben Sie keine Ahnung, was Lena in Evergreen sucht?«

»Nein, tut mir leid. Ihre Familie besitzt dort immer noch ein Haus, vielleicht ist sie da hingefahren?

»Hatte sie zu irgendjemandem in Evergreen Kontakt?«

»Tut mir leid, das weiß ich auch nicht. Aber wenn Sie sie erreichen, richten Sie ihr bitte aus, dass hier Post auf sie wartet.«

Post. »Irgendwas dabei, das mir helfen könnte, sie zu finden?«

»Nur Rechnungen – oh, und ein Brief von einer Kanzlei. Muss eine von denen sein, bei denen sie sich beworben hat. Der Umschlag ist ziemlich dick, als wäre ein Vertrag drin, sie sollte also besser schleunigst wiederkommen, um ihn aufzumachen.«

Wenn Lena eine neue Stelle annehmen wollte, wieso war sie dann weggefahren? Und wäre es dann nicht umso wichtiger, mit ihrer Mitbewohnerin in Kontakt zu bleiben?

»Hoffe, das hilft Ihnen weiter«, sagte die junge Frau. »Sagen Sie Lena bitte auch, dass mir das mit ihrem Vater

leidtut.«

»Das werde ich, danke.« Caitlyn legte auf, noch ratloser als vorher. Sah ganz so aus, als würde sie doch noch auf Onkel Jimmy zurückgreifen müssen, um mehr herauszufinden.

Die Sache hatte nur einen Haken. Mal abgesehen von gelegentlichen Weihnachtsgrüßen und einem Blumenstrauß, den Jimmy ihr letztes Jahr ins Krankenhaus geschickt hatte, standen sie und ihr Onkel oder ihr Cousin Bernie sich nicht besonders nahe. Also müsste sie zuerst ihre Mutter anrufen.

Caitlyn verschlang erst einmal den

Kirschauflauf, als kleine Stärkung, wie sie sich einredete. Dann klingelte ihr Handy, ehe sie noch dazu gekommen war, bei ihrer Mutter anzurufen: Paul.

Sie zögerte, gerade lange genug, dass der Anruf beinahe auf die Mailbox umgeleitet worden wäre, kam sich jedoch schäbig dabei vor. »Na du?«, meldete sie sich betont fröhlich.

»Hallo, tut mir leid, dass ich dich bei der Arbeit störe, aber ich müsste wissen, ob du heute Abend noch nach Hause kommst.«

Er meinte *zu sich* nach Hause. Was in letzter Zeit irgendwie gleichbedeutend

mit ihrem *gemeinsamen* Zuhause geworden war.

»Ich bin immer noch in North Carolina«, wick sie seiner Frage aus. Als ob das verhindern würde, dass sie bis zum Abend wieder in Washington wäre. Caitlyn wollte jedoch erst herausfinden, worauf das hier hinauslief.

»Nun.« Das glich mehr einem Seufzen. »Ich wollte dich eigentlich damit überraschen, aber ich schätze, jetzt muss ich es doch verraten. Da Montag ein Feiertag ist, hatte ich für das verlängerte Wochenende einen kleinen Strandurlaub geplant.«

Musste er denn Montag nicht arbeiten? Das schoss ihr als Erstes durch den Kopf. Er musste wohl extra um einen freien Tag gebeten haben, denn im Gegensatz zu den Ausbildern in Quanticco hatten Ärzte auch an Feiertagen Dienst.

Ihr zweiter Gedanke war, überallhin, bloß nicht an den Strand. Ihr ganzes Leben hatte Caitlyn Strände gemieden. Ihr Vater hatte ihnen vor seinem Tod immer einen Familienurlaub auf den Inseln der Outer Banks versprochen. Dort lag der Ort Duck, den er selbst als Kind mit seinen Eltern besucht hatte.

Caitlyn hätte dann zum ersten Mal in ihrem Leben den Ozean gesehen, und jeden Abend, wenn ihr Vater sie ins Bett brachte, sprach er davon, wie sie gemeinsam Muscheln suchen würden, vom geheimnisvollen Duft des Salzwassers und wie wunderschön die Wellen in der Morgensonne glitzerten.

Selbst jetzt noch, sechsundzwanzig Jahre später, schmerzte sie die Vorstellung, diesen magischen Moment ohne ihn an ihrer Seite zu erleben.

Das konnte Paul jedoch nicht wissen.

»Bist du noch dran?«, fragte er.

»Ja. Ich bin nur, wow, ich bin

einfach baff. Paul, das ist so lieb von dir.« Das war es, das war es wirklich. Wie zum Teufel sollte sie da Nein sagen? Weshalb sollte er unter ihrem verkorksten Vaterkomplex leiden?

»Ich hatte mir gedacht, wir könnten heute Abend gleich nach der Arbeit losfahren«, sagte er. »Und zum Sonnenaufgang wären wir schon am Strand. Ich habe uns ein kleines Häuschen direkt am Wasser gemietet. Nur ein Zimmer, dafür wären wir ungestört.«

»Klingt fantastisch!«

Es entstand eine unangenehme Stille,

die die ganze Strecke von North Carolina bis nach Washington zu füllen schien.

»Du kommst nicht mit, habe ich recht?«, fragte er schließlich, und sie konnte seiner Stimme anhören, wie verletzt er war.

Sie zögerte, ihr Blick fiel auf ein Foto von Lena, das ganz oben in Hales Schachtel lag. Es war bei Lenas Uniabschluss aufgenommen worden: Ihr Doktorhut saß keck auf ihrem Kopf, die Quaste baumelte ihr ins Gesicht, über die vor Glück funkelnden Augen. Obwohl Lena erst vor Kurzem ihre

Mutter und ihre Schwester verloren und sich ganz allein ohne fremde Hilfe durch die Uni gekämpft hatte, blickte sie dennoch unverzagt, voller Hoffnung und mit strahlendem Lächeln in die Zukunft.

»Ich kann nicht«, sagte Caitlyn. Der Kirschauflauf hinterließ mit einem Mal einen bitteren Nachgeschmack.

»Die Arbeit?«

Sie konnte nicht lügen, nicht bei dieser Sache. »Nein. Ein Notfall in der Familie.« Na ja, Beinahe-Familie Irgendwie. Mal abgesehen davon, dass Eli Hale für den Tod ihres Vaters verantwortlich war. Aber warum sollte

Lena für seine Fehler mitbestraft werden? Und außer Caitlyn hatte sie ja auch niemanden mehr. »Ich muss nach Hause fahren, nach Evergreen.«

Eine weitere Gesprächspause folgte, weniger peinlich als traurig.

»Es tut mir leid«, sagte Caitlyn, und das war aufrichtig gemeint. Sie hätte nie zulassen dürfen, dass er damit begann, ein gemeinsames Leben zu planen, hätte das mit ihnen irgendwie beenden müssen, ehe es ernst wurde. Aber er mit seiner lebenswerten Art hatte es ihr nun mal so verdammt leicht gemacht, mit ihm zusammen zu sein, und nach alledem, was

sie im vergangenen Jahr durchlitten hatte, war das genau was sie brauchte: Paul war liebenswert und unkompliziert, in keiner Weise bedrohlich.

»Ich verstehe. Beim nächsten Mal vereinbaren wir gemeinsam einen Termin, damit nichts dazwischenkommt. Fahr vorsichtig. Und ruf mich an, sobald du da bist.«

Was sollte sie darauf erwidern? Nichts, außer: »Das mache ich«.

»Ich liebe dich.« Er legte auf, ehe sie zu einer weiteren Lüge ansetzen konnte.

Caitlyn starrte das Handy in ihrer Hand an. Sie wollte nicht mehr lügen.

Bei ihrem nächsten Treffen würde sie Paul die Wahrheit sagen. Dass sie ihn nicht liebte. Nicht einmal wusste, ob sie überhaupt dazu in der Lage war, jemals irgendjemanden zu lieben, jedenfalls nicht so, wie es derjenige verdient hätte. Da war ein großer Teil ihres Herzens, in den sie niemanden hineinließ.

Sie war unfähig, Liebe zu schenken. Daran war niemand schuld, so war sie eben veranlagt. Besser, sie beendete die Beziehung, ehe er verletzt wurde.

Wem wollte sie etwas vormachen? Es war absolut unmöglich, sich von Paul zu trennen, ohne ihm wehzutun.

Der Nachtsch lag ihr wie ein Stein im Magen, ein schwerer, mit klebrigem Schuldgefühl überzogener Klumpen.

Jetzt konnte sie ebenso gut auch noch ihre Mutter anrufen, um den miesen Tag komplett zu machen.

Ihre Schuldgefühle wurden durch Lenas Gesicht, das ihr vom Foto entgegenlächelte, noch verstärkt. Was, wenn Caitlyn sie nicht fand? Das arme Mädchen, sie wusste nicht einmal, dass ihr Vater tot war.

Herrje, sie hätte mit Paul an den Strand fahren sollen. Nichts war schlimmer, als Angehörigen die

Nachricht vom Tod eines Familienmitglieds zu überbringen; das hatte Caitlyn während ihrer kurzen Zeit beim Zentrum für Kinder in Not gelernt.

Ihr Handy klingelte schon wieder. Mom. Wie zum Teufel schaffte sie das nur? Irgendwie gelang es ihr immer, Caitlyn anzurufen, bevor sie es tun und sich damit ein paar Pluspunkte verdienen konnte.

»Caitlyn, was ist los?«, fragte Jessalyn Tierney. Sie klang außer sich, was nicht ungewöhnlich war, da sie immer dann anzurufen schien, wenn etwas in Caitlyns Leben furchtbar

schief lief. Als Caitlyn beinahe gestorben wäre – zwei Mal –, nachdem sie einen Mann getötet hatte, dann bei der Notoperation am Gehirn. Der emotionale Notfallradar ihrer Mutter war äußerst präzise.

»Nichts ist los. Wieso?«

»Paul hat mich gerade angerufen. Er hat sich erkundigt, ob er irgendwie helfen könnte. Du hättest den Wochenendtrip abgesagt, weil es einen dringenden familiären Notfall gäbe.«

So ein Mist. »Paul hat dich angerufen?«

»Natürlich. Wer, glaubst du, hat ihm

dabei geholfen, an einem Brückenwochenende so ein großartig gelegenes Ferienhaus zu finden?« Ihre Mutter hatte die Vorliebe der Tierneys für Immobiliengeschäfte geerbt, genau wie Onkel Jimmy. Nachdem Caitlyn zur Studieren von zu Hause ausgezogen war, hatte Jessalyn ihren Lebensmittelpunkt wieder nach North Carolina verlegt und gemeinsam mit Jimmy ein Maklerbüro in Charlotte eröffnet. Nicht einmal die Immobilienblase hatte dem Geschäft etwas anhaben können.

»Du wusstest von dem Wochenende und hast mich nicht vorgewarnt?«

»Er wollte dich überraschen. Ich glaube, er hat sich auch nach einem Ring umgesehen. Selbstverständlich habe ich ihm meinen Segen gegeben. Wird ja auch höchste Zeit, dass du heiratest und eine Familie gründest.«

»Mom, ich bin gerade erst ...« Nein. In diese Falle würde sie gar nicht erst hineintappen. Ein Streit mit ihrer Mutter glich einem Möbiusband – er nahm einfach kein Ende. Nie mehr. »Moment. Darüber hat Paul mit dir gesprochen?«

»Wir reden ständig miteinander«, erwiderte Jessalyn leichthin. »Nun, vielleicht nicht ständig. Seit

Weihnachten haben wir drei Mal telefoniert. Das ist drei Mal häufiger, als du mich angerufen hast.«

Autsch. Jessalyn merkte sich einfach alles. »Weihnachten habe ich mich gemeldet.«

»Stimmt nicht. Da habe ich dich angerufen. Nachdem du es nicht einmal für nötig gehalten hast, deine Mutter über die Feiertage zu besuchen. Die Arbeit kann dich wohl kaum abgehalten haben – schließlich hast du ja erwähnt, dass du mehr oder weniger Aushilfslehrkraft bist, solange deine Vorgesetzten sich überlegen, ob sie dich

rauswerfen oder nicht.«

Caitlyns Kiefermuskulatur verspannte sich. »Ich werde nicht rausgeworfen. Und ich hatte dir doch gesagt, dass Paul Bereitschaftsdienst hatte.«

Die nun folgende Stille war schlimmer als der Hammerschlag eines Richters. Caitlyn würde sich gar nicht erst die Mühe machen, sich weiter zu rechtfertigen – das würde Jessalyn nur noch mehr Munition für weitere Wortgefechte liefern.

Nach einiger Zeit fragte Jessalyn: »Um was für einen Notfall handelt es

sich eigentlich? Paul sagte, du seist auf dem Weg nach Evergreen? Warum um alles in der Welt solltest du dorthin fahren? Dort gibt es nichts bis auf schlechte Erinnerungen.«

Da irrte sie sich. Evergreen war der Ort, mit dem Caitlyn ihre schönsten Erinnerungen verband. Das konnte sie ihrer Mutter jedoch nicht sagen, ohne ihre Gefühle zu verletzen. Jessalyn hatte als alleinerziehende Mutter ihr Bestes getan, unter traumatischen Umständen ein Kind großgezogen, gleichzeitig ihren eigenen Kummer bewältigt. Doch nichts hätte Caitlyn den Vater ersetzen oder das

riesige Loch stopfen können, das sein Tod in ihr Herz gerissen hatte.

»Es geht um Lena, Vonnies kleine Schwester. Sie ist verschwunden.«

»Das Hale-Mädchen? Was schert dich das?« Die Worte klangen giftig. Caitlyn war nicht die Einzige, die Eli Hale die Schuld am Tod von Sean Tierney gab.

»Ich habe versprochen, nach ihr zu suchen. Sie steckt in Schwierigkeiten.«

»Wem hast du das versprochen?«, bohrte Jessalyn nach. Da konnte sie gnadenlos sein.

Caitlyn gab kampflös auf. »Ihren

Vater. Kurz bevor er ermordet wurde.«

»Eli Hale ist tot?« Sie atmete gepresst aus, und Caitlyn sah direkt vor sich, wie Jessalyn dabei eine Hand zum Hals führte. »Was ist passiert?«

Caitlyn berichtete ihr von dem Mordanschlag auf Eli.

»Du hast das mitangesehen? Es ist genau vor deinen Augen geschehen? Du hättest niemals dorthin gehen dürfen. Wie oft habe ich dir gesagt, das alles endlich auf sich beruhen zu lassen. Du bist ein solcher Dickkopf. Mein Gott. Eine Gefängnisrevolte. Und du mittendrin ...«

»Das gehört zu meiner Arbeit.« Eine kleine Notlüge von der Art, wie sie im Umgang mit ihrer Mutter manchmal notwendig waren. Jahrzehnte voller Lügen und Täuschungsmanöver im Zusammenleben mit Jessalyn hatten Caitlyn zu einer guten verdeckten Ermittlerin gemacht – das FBI hatte ihre Fähigkeiten dann höchstens noch verfeinert.

Manchmal kam es ihr so vor, als lebe ihre Mutter genügend Gefühle für sie beide aus: Angst, aus der heraus sie ihre Tochter vor allem Übel im Leben zu beschützen versuchte. Depressionen,

wegen denen sie sich innerlich zurückzog, während sie sich abmühte, für sie beide ein neues Leben in einer fremden Stadt aufzubauen. Gezwungene Fröhlichkeit, mit der sie noch das unwichtigste Ereignis in Caitlyns Leber feierte, um die Liebe des fehlenden Elternteils auszugleichen.

»Mir geht es gut, Mom. Beruhige dich.«

»Mich beruhigen? Das werde ich ganz bestimmt nicht. Und du, mein Fräulein, wirst nicht nach Evergreen fahren. Die Hales haben dieser Familie bereits genügend Schmerz und Leid

gebracht, damit das mal klar ist. Du wirst Paul augenblicklich zurückrufen und ihm sagen, dass du mit an den Strand fährst.«

»Ich kann nicht.« Das Handy in Caitlyns Hand wurde ganz warm, als habe Jessalyns überreizte Stimmung es aufgeladen. »Ich muss Schluss machen.« Caitlyn hatte sich eigentlich noch nach der Telefonnummer von Onkel Jimmy erkundigen wollen, aber zum Teufel damit, dann würde sie die eben im Internet heraussuchen.

»Tschüss, Mom, hab dich lieb.«

Während Jessalyn noch Luft holte,

um das nächste Ultimatum zu stellen, hatte Caitlyn bereits das Gespräch beendet. Rasch schaltete sie das Handy auf lautlos, ehe es erneut klingeln konnte.

Die Überreste ihres warmen Kirschaufbaus hatten sich in eine scharlachrote Pampe verwandelt, die an frisch vergossenes Blut erinnerte. Dennoch konnte sie nicht widerstehen und musste einen Finger hineintauchen, den sie dann genüsslich ableckte. Genau wie sie und Dad es immer hinter Moms Rücken gemacht hatten.

Sie seufzte, und es lag eine seltsame Mischung aus Sorge, freudiger

Erwartung und dunkler Vorahnung darin.
Wie es aussah, würde sie nach
sechszwanzig Jahren zum ersten Mal
wieder nach Hause fahren.

Caitlyn rief Lenas Mitbewohnerin zurück, deren Namen sie schon wieder vergessen hatte, und ließ sich den Weg zur Wohnung in Durham beschreiben. Wenn sie sich dieser Sache annahm, dann richtig. Was bedeutete, so viel wie möglich über Lena herauszufinden.

Die Mietwohnung war eine typische Studentenbude mit kleiner Schlauchküche, einem gemeinsamen Wohn- und Esszimmer mit nur einem einzigen Fenster, von dem aus man auf

das gegenüberliegende Haus blickte. Die beiden Schlafzimmer gingen nach hinten raus und waren durch ein Bad voneinander getrennt. Größtmögliche Raumnutzung bei minimaler Ausstattung. Zumindest war es sauber, in der Luft hing immer noch ein Geruch, als ob eben gerade gesaugt worden wäre.

Die Einrichtung glich Caitlyns eigener in Manassas: eine Mischung aus Ikea und Stücken vom Trödel. Eine ganze Reihe kunterbunt zusammengewürfelter Kissen zierte das kastenförmige Sofa, über dessen Rückenlehne ein farbenfrohes großes

Tuch drapiert war.

»Sie sind also tatsächlich der Meinung, dass ihr etwas zugestoßen ist?«, fragte die Mitbewohnerin und wies auf die Couch. »Sollte ich die Polizei einschalten? Sie als vermisst melden?«

Eli Hale hatte zwar davon abgeraten, die Behörden zu informieren, wenn aber tatsächlich jemand aus Evergreen Lena hatte, dann konnte Caitlyn gar nicht verhindern, dass die Polizei das mitbekam. Außerdem würde sie, sobald es einen offiziellen Vorgang wie eine Vermisstenanzeige gab, über die NCIC-

Datenbank mitbekommen, falls ein Polizist Lena oder ihr Fahrzeug entdeckte.

»Das ist wahrscheinlich eine gute Idee. Sie sagten, dass sie jetzt seit fünf Tagen fort sei, ohne von sich hören zu lassen?« Caitlyn setzte sich aufs Sofa, das bequemer war, als es aussah; die Mitbewohnerin lief weiter auf und ab.

»Ja. Ist das lange genug? Länger als vierundzwanzig Stunden, nicht wahr? Himmel, ich kann nicht glauben, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte.«

»Diese Vierundzwanzig-Stunden-Regel gibt es nur in Filmen. Eine Persor

kann jederzeit als vermisst gemeldet werden, sobald berechtigte Sorge um das körperliche Wohl eines Menschen besteht. Die werden ein aktuelles Foto und Informationen zu Lenas Fahrzeug haben wollen: Nummernschild, Farbe, Marke, Modell.«

»Das ist einfach, ich kann alles zusammensuchen.« Endlich ließ sie sich an dem aus einer Glasplatte mit Chromgestell bestehenden Tisch auf einen der Essstühle sinken. »Und wenn sie nun zurückkommt? Bekomme ich dann Ärger, weil ich sie als vermisst gemeldet habe? Oder wird sie

Unannehmlichkeiten bekommen? Wir haben uns nämlich beide gerade um Stellen beworben ...«

»Keine Sorge, keiner von Ihnen wird Schwierigkeiten bekommen.« Wenn schon eine Jurastudentin Bedenken hatte, die Polizei einzuschalten, wie ging es dann wohl erst dem Durchschnittsbürger?

Caitlyn verscheuchte den Gedanken. Das Image der Polizei war nicht ihr Problem. Sie stand auf. »Wie wäre es, wenn ich mich in Lenas Zimmer umsehe, solange Sie die nötigen Informationen heraussuchen?«

Die Mitbewohnerin brachte sie zum hinteren Schlafzimmer, zögerte aber kurz, bevor sie ihr aufmachte. »Okay, aber räumen Sie nichts um. Lena hat ein System.« Sie öffnete die Tür. »Wissen Sie, es geht ihr gut, da bin ich sicher. Wahrscheinlich ist sie da nur auf etwas Interessantes gestoßen – Lena ist von ihrer Forschung besessen, besonders, wenn es um geschichtliches Zeug geht. Je ungewöhnlicher, desto besser.

Caitlyn ließ der Mitbewohnerin ihre Illusionen. Sie betrat das Schlafzimmer. Offenbar war Lena nicht diejenige von beiden, die für Ordnung sorgte. Überall

lagen Bücher, Dokumente, Fotos, Karter und Notizhefte herum, es sah aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Auf den Fensterbänken und der Anrichte reihten sich Whiteboards aneinander, die mit allen Farben des Regenbogens vollgekritzelt waren. Nur auf dem Doppelbett war noch Platz. Eine spitzenbesetzte Überdecke in hellem Graugrün war darübergebreitet und darauf kleine Kissen verteilt worden. In dem Zimmer befanden sich keinerlei persönliche Andenken, bis auf ein paar Fotos in billigen Rahmen, die auf der Anrichte standen, und eine Bibel mit

abgegriffenem Ledereinband.

Caitlyn musste schlucken, als ihr Blick auf das erste Foto fiel: Vonnie und sie selbst lachten ihr als kleine Mädchen entgegen, dick in mit Schlamm besudelte Schneeanzüge eingemummelt. Auf dem nächsten Bild warf Eli Hale die kleine Lena mit ihrer Windel in die Luft, während Vonnie entzückt in die Hände klatschte und zu ihr aufschaute. Daneben stand ein Foto von Lenas Mutter, die es sich auf der Veranda ihres Hauses in Evergreen gemütlich gemacht hatte, Erbsen pulte und gerade lächelnd aufsaß.

Alles ewig lange her. Aufnahmen,

die lange vor der Zeit entstanden waren, an die sich Lena bewusst erinnern konnte. Zwei Bilder waren neueren Datums: Lena, Vonnie und ihre Mutter bei Lenas Highschool-Abschluss und ein Bild der beiden Schwestern in einem Restaurant, ausgelassen und die Arme umeinandergelegt.

Die ganze Familiengeschichte auf einer Anrichte versammelt. Und jetzt war nur noch Lena übrig. Caitlyns Lippen, die sich beim Anblick von Vonnies glücklichem Gesichtsausdruck zu einem Lächeln verzogen hatten, wurden schmal, sobald ihr wieder

einfiel, dass sie Lena über den Tod ihres Vaters unterrichten würde.

Seufzend wandte Caitlyn sich den Aufzeichnungen zu. Die Landkarten zeigten Qualla Boundary, das Gebiet, in dem die Östlichen Cherokee beheimatet waren. Eine stammte aus dem Jahr 2010, eine andere zeigte dasselbe Land im Jahr 1883. Es gab einen Stapel Bücher: Ausgaben der Zeitschrift *Duke Law Review* mit Artikeln von Studenten zu verschiedenen Rechtsthemen, Gerichtsunterlagen des Obersten Gerichtshofes der Cherokee sowie vom Bezirksgericht von Oklahoma und

Gerichtsentscheide des Staates North Carolina. Neben diesen dickeren Bänden fand Caitlyn Kopien einzelner Fälle auf Bezirks- und auf Bundesebene. Der Inhaltszusammenfassungen nach befassten sie sich alle mit der Geschichte der Sklaven unter den Cherokee bis hin zu ihrer Befreiung.

Sie fotografierte die eingerahmten Bilder mit ihrem Handy ab. Auch die Deckblätter der einzelnen Rechtsartikel, alle Whiteboards, den mit Namen und unverständlichen Notizen vollgekritzelten Kalender. Ihre Hausaufgabe für heute Abend.

»Sie hat an einem Artikel für die *Duke Law Review* gearbeitet«, erklärte die Mitbewohnerin, als sie wiederkam und Caitlyn einen Ausdruck überreichte, auf dem Lenas Foto zu sehen war, und darunter alle nötigen Informationen. »Das hier hat sie vor ein paar Wochen auf Facebook gepostet. Außerdem habe ich noch eine Kopie ihres Studentenausweises beigelegt, von ihrem Führerschein und den Wagenpapieren.«

»Die hat sie nicht bei sich?«

»Doch. Aber wenn sie auf Recherchetour ist, dann vergisst sie öfter

alles um sich herum.« Die Mitbewohnerin deutete auf das Material, das jede Oberfläche in dem Zimmer bedeckte. »Mehr als einmal hat sie dabei ihre Handtasche verloren, deswegen hat sie Kopien der wichtigsten Papiere hier in der Wohnung. Das macht es einfacher, die ganzen Unterlagen neu zu beantragen.«

»Die Kreditkarteninformationen haben Sie aber wohl kaum da?«

»Doch, klar. Sie hat allerdings nur eine Debitkarte, da ihre Mutter nichts von Kreditkarten hielt.« Sie atmete laut seufzend aus und ordnete die Fotos, die

Caitlyn auf der Anrichte zusammengeschoben hatte. »Ich hoffe, es geht ihr gut.«

Caitlyn entdeckte einen Stapel Unterlagen, der etwas abseits in einer Ecke lag, als handele es sich um ein Randergebnis der Nachforschungen. Lauter Abschriften von Unterlagen aus dem Staatsarchiv von Raleigh über Landschenkungen in Qualla Boundary, außerdem Zensusdaten aus dem Gebiet.

»Wissen Sie, um was es hierbei geht?« Caitlyn nahm das oberste Blatt in die Hand, eine Titelseite mit der Aufschrift: »Grundbuch R, 1880–1882:

Einträge der Östlichen Cherokee«, und zeigte es der Mitbewohnerin.

»Das war es, was ich Ihnen am Telefon erzählt habe. Nachdem Lena erkannte, dass sie die Unschuld ihres Vaters nicht beweisen konnte ...«, sie rang mit der Formulierung, war zu höflich, um Eli Hale geradeheraus für schuldig zu erklären, »... hat Lena mit der Arbeit an dem Artikel begonnen. Darin sollte es eigentlich um die Cherokee in Oklahoma gehen, aber sie wollte herausfinden, ob es bei den in North Carolina verbliebenen Östlicher Cherokee möglicherweise bereits

Präzedenzfälle gegeben hatte. Vermutlich hat sie das interessiert, weil ihre Familie dort genau am Rand des Indianergebiets gelebt hat. Ich weiß nicht genau, was dabei herauskam, auf jeden Fall wurden die Hales wohl in irgendeinem alten Bericht erwähnt und seitdem hat sie sich darauf versteift, »den Familiennamen reinzuwaschen«. Was auch immer das heißen mag.« Sie schloss mit einem Achselzucken.

»Also ist sie nach Evergreen gefahren, um die Wurzeln ihrer Familie zu erforschen?« Caitlyn betrachtete die Datumsangaben auf dem Archivmaterial.

»Bis zurück ins neunzehnte Jahrhundert?«

»Ja. Sie wollte sich so viele Dokumente wie möglich im Original anschauen. Und viele davon konnte sie im Staatsarchiv von Raleigh nicht finden. Sie nahm also an, dass sie vielleicht in den Stammesarchiven fündig würde.«

Selbst wenn dem so wäre, würde es eine erfahrene Wissenschaftlerin wie Lena keine fünf Tage kosten, die Unterlagen zu finden – schon gar nicht fünf Tage ohne ein Lebenszeichen. Die Mitbewohnerin hatte wohl denselben

Gedanken gehabt, denn sie schlug sich plötzlich die Hand vor den Mund.

»Oh mein Gott. Ihr ist tatsächlich etwas zugestoßen, nicht wahr?«

Caitlyn antwortete nicht.

Goose kippelte auf seinem Stuhl und zog das Kinn nach unten, wie immer, wenn er über etwas nachdachte. Mit Bernie stimmte etwas nicht. Normal war der Junge ja noch nie gewesen – dazu war er viel zu eigenbrötlerisch, immer in seine eigene Fantasiewelt abgetaucht ... aber in den letzten Tagen verhielt er sich wirklich ausgesprochen seltsam.

Verschwand von den Klubpartys, kam zu spät zu den Versammlungen, machte sich mitten am Tag aus dem Staub und wenn er zurückkam, dann stank er nach Aas und Urin.

Bei jedem anderen hätte Goose vermutete, dass der Junge zum Serienkiller mutiert war. Schon komisch, wenn überhaupt, dann hätte er da auf Poppy gesetzt. Dem traute er von allen hier im Reaper-Klub am ehesten zu, plötzlich auszuticken und den Manson oder Dahmer zu geben. Der Kerl war zwar schon Anfang sechzig, sein kalter Blick ließ einem jedoch das Blut in den

Adern gefrieren. Poppy schlug bedenkenlos zu, wenn ihm jemand in die Quere kam, ob nun Reaper oder nicht. Noch lieber befahl er einem anderen Mitglied, die Drecksarbeit für ihn zu erledigen, und sah dann nur zu.

Als frisch gewählter Vollstrecker des Klubs war das jetzt eigentlich sein Job. Der Titel wurde aber tatsächlich mehr ehrenhalber verliehen. Zumindest hoffte Goose das. Als Erstes hatte Poppy ihn damit beauftragt, die Tiere wiederzufinden, die der Klub diesem Bknackten in Pigeon Forge abgenommen hatte. Nicht gerade eine

Tony-Soprano-Aufgabe. Obwohl Poppy noch hinzugefügt hatte, er solle den Scheißkerl finden, der ihnen die Viecher gestohlen hat, damit er ihn umbringen könne. Langsam und qualvoll.

Schwer zu sagen, ob Poppy das nun ernst gemeint hatte oder nicht. In den knapp anderthalb Jahren, die Goose schon bei den Reapern war, hatte er nicht erlebt, dass sie einen Mord begingen. Klar schlugen sie Leute zusammen, und am Wochenende gab es auch untereinander jede Menge Schlägereien. So bauten sie den Frust über ihr Leben ab, Outlaws, die sie

waren, unangepasste Freigeister, die über dem Gesetz standen.

Zumindest gefiel sich der Klub in dieser Rolle. In Wahrheit waren sie alle bloß ein Haufen Kerle, die gerne Motorrad fuhren, tranken und sich mit jedem anlegten, der ihnen etwas vorschreiben wollte. Die meisten waren arbeitslos, so wie Goose, der früher als Softwareentwickler in Asheville gearbeitet hatte.

Sie lebten wie Peter Pan, der Junge, der nie erwachsen werden wollte. Dazu kamen noch die ganzen Frauen, die sich den Reapern geradezu an den Hals

warfen, und der Nervenkitzel bei den kleinen krummen Dingen, die sie drehten, so wie dieser Deal, der ihnen die verdammten Tiere überhaupt erst eingebracht hatte.

Goose hatte da so einen Verdacht, wer sie gestohlen haben könnte. Denn zufällig hatte Bernie genau zu dieser Zeit angefangen, sich seltsam zu verhalten.

Der Trick war, die Tiere zurückzubekommen, damit Poppy zufrieden war, ohne dass er jedoch erfuhr, wer dahintersteckte – was nicht so einfach war, da Bernie beim Lügen stets rote Ohren bekam. Und dann müsste

er Poppy noch davon überzeugen, dass es sinnlos war, weiter nach dem Dieb zu suchen.

Ein Drahtseilakt, angesichts von Poppys leicht psychopathischem Charakter.

»Hey, Goose!«, brüllte Poppy mit Donnerstimme aus dem Büro hinter der Bar zu ihm herüber. »Ich habe Arbeit für dich. Bring deinen blöden Computer mit. Und deine Knarre.«

Knarre? Goose rappelte sich hastig auf. Er mochte die Reaper, sie hatten ihn fraglos akzeptiert und sich ihm gegenüber stets großzügig gezeigt, sei es

durch einen Drink, ein kleines Darlehen, ein Platz zum Schlafen, wo er doch ohne Arbeit war. Manchmal gingen sie ihm aber doch zu weit.

Er schnappte sich seinen Laptop und machte sich auf den Weg hinter die Bar. Weasel, der Vizepräsident des Klubs, war bereits in Poppys Büro. Goose blieb kurz draußen vor der Tür stehen und lauschte, während er sich fragte, was zum Teufel Poppy diesmal von ihm verlangen würde. Hoffentlich etwas Besseres, als einem Haufen Tiere nachzujagen, die inzwischen wahrscheinlich längst erfroren waren.

»Nicht wieder so einen halbherzigen Bockmist«, sagte Poppy zu Weasel. »Dieses Mal bringen wir das wieder in Ordnung. Ich will nichts riskieren.«

»War nicht meine Schuld.« Weasel war ein kleiner Mann, gerade mal einssiebzig, machte das jedoch mit dem miesesten Charakter wett, den man sich nur vorstellen konnte. Er war in den Vierzigern, trug eine Glatze, auf der die Reaper-Tätowierung prangte, und von seiner Vielzahl an Exfrauen und Exfreundinnen war eine grauslicher als die andere.

»Hab ich danach gefragt, wessen

Scheißfehler es war?«, fuhr Poppy ihn an. »Goose«, brüllte er dann, »ich hab doch gesagt, du sollst deinen Arsch hier reinbewegen.«

Goose tat so, als sei er gerade erst angekommen. »Tut mir leid, musste erst noch meinen Laptop holen. Was brauchst du?«

»So eine FBI-Tussi kommt in die Stadt. Will hier herumschnüffeln. Sie glaubt, wir hätten was mit dieser verschwundenen Jurastudentin zu tun.«

»Soll ich die Studentin finden? Ich könnte mich mal im Netz umsehen«, bot Goose an. Jemanden im Internet

aufzuspüren lag ihm wesentlich mehr, als Löwen und Leoparden in den Bergen nachzujagen

»Nein«, sagte Weasel und zog kräftig an den Aufnähern seiner Lederweste, als würde er eine Beleidigung abwehren. »Um die werde ich mich kümmern.«

»Warte mal.« Poppy lehnte sich so weit zurück, dass sein Bürostuhl knackte. »Das kannst du?«, fragte er Goose.

»Sicher. Wenn ich ihren Namen habe, und, falls ihr sie kennt, auch noch die Sozialversicherungsnummer, kann ich ihre letzten Kreditkartenzahlungen

ausgraben, vielleicht sogar Anruflisten, per GPS ihren Wagen orten, falls der damit ausgestattet ist, was auch immer. Außerdem kann ich bei jedem Foto, das sie bei Facebook oder irgendwo anders hochlädt, sagen, wann und wo es aufgenommen wurde.«

Poppy neigte den Kopf, er schien aufrichtig beeindruckt. »Schätze, es kann durchaus nützlich sein, einen Computerfreak in der Nähe zu haben. Weasel, versorg ihn mit allen Informationen, die er braucht.«

Weasel zog die Stirn kraus, während er in seinen Taschen nach einem Zettel

kramte. »Soll ich mich dann um die FBI-Agentin kümmern, während unser Superhirn hier rumsitzt und sich Pornos im Internet anschaut?«

»Nein. Du suchst weiter nach dem Mädchen. Sobald es wieder auftaucht, sind wir die FBI-Tante los. Bei dem geplanten Poker Run dieses Wochenende können wir keine extra Aufmerksamkeit gebrauchen. Und du«, er krümmte seinen Finger in Richtung Goose, als würde er einen Abzug betätigen, »nimm dein schickes Gerät mit, dann kannst du daran arbeiten, während du die FBI-Agentin beschattest und ihr Hotelzimmer

verwanzt, außerdem ihr Telefon, ihren Wagen, alles, wo du rankommst. Sie wird im *VistaView* absteigen, also musst du dich ein wenig aufputzen, ehe du da hinfährst. Und keine Abzeichen.«

Das *VistaView*? Das Stammeskasino war der einzige Ort, der für die Rocker tabu war – ein Zugeständnis, um den Einheimischen nicht das Geschäft mit den Touristen zu verderben. Die meisten Reaper hatten sowieso kein Geld zum Verspielen.

»Wird erledigt, Poppy.« Goose wandte sich zum Gehen, drehte sich aber noch einmal um. »Weshalb glaubst du,

geht das FBI davon aus, wir hätten etwas mit dem Verschwinden dieser Jurastudentin zu tun?«

Poppy blieb ganz cool, verzog keine Miene. Aber Weasel wirkte ganz plötzlich angespannt.

»Wir haben überhaupt nichts damit zu tun«, sagte Poppy. »Auf ihrem Weg aus der Stadt hinaus ist sie aber offenbar hier vorbeigekommen, weiß auch nicht, um nach dem Weg zu fragen oder so. Wir müssen proaktiv sein und denen zuvorkommen. Das Letzte, was wir brauchen, ist Ärger mit dem FBI. Reicht dir das?«

»Ja, schon. Wenn ich weiß, dass sie hier war, kann ich einfacher herausfinden, wo sie danach hin ist. Hat jemand gesehen, was sie für einen Wagen fährt? Falls es ein neueres Modell mit GPS ist, könnte das auch helfen.«

Weasel antwortete. »Honda Accord, zehn, höchstens zwölf Jahre alt. Ich glaube, er war dunkelrot, schwer zu sagen, es war ja schon dunkel, und sie war nur kurz hier.«

»Hast du mit ihr gesprochen?«

»Ja.« Weasel drehte sich zu Goose um und schaute ihn so empört an, als

hätte er nach einem flotten Dreier mit Weasels Ehefrau gefragt. »Ich habe mit ihr gesprochen. Ihr gesagt, wie sie zur Interstate kommt. Sie ist weggefahren, und das war's.«

Poppy gab Goose den Zettel, den er vorhin von Weasel bekommen hatte. »Hier steht alles drauf, was du wissen musst.«

»Okay. Ich mach mich gleich an die Arbeit.« Im Hinausgehen ließ Goose die Bürotür einen kleinen Spalt offen. Er warf einen Blick auf den Zettel. Lena Hale. Sechszwanzig. Schwarz. Einssechszwanzig, sechzig Kilo,

braunes Haar, braune Augen.
Sozialversicherungsnummer, Kfz-
Zulassung, Adresse, Telefonnummer.
Woher zum Teufel hatten Poppy und
Weasel all diese Informationen, wenn
sie der Frau nur flüchtig begegnet
waren? Und weshalb interessierte sich
der Klub für eine Jurastudentin aus
Durham?

»Sobald er sie gefunden hat,
kümmerst du dich um alles. Ohne großen
Zinnober, verstanden?«, hörte er Poppy
zu Weasel sagen. Goose lehnte sich
näher zur Tür und spitzte die Ohren, um
noch mehr mitzubekommen. Als

Vollstrecker war es seine, nicht Weasels Aufgabe, sich um die Angelegenheiten des Klubs zu kümmern.

Es sei denn, sie sprachen darüber, eine Jurastudentin umzubringen. Und das wollte er nicht hoffen, weiß Gott nicht.

»Und die FBI-Tante?«, fragte Weasel.

»Wir müssen zuerst herausfinden, wie viel sie weiß, und mit wem sie sonst noch gesprochen hat. Dann treffen wir eine Entscheidung.«

Entscheidung? So wie die, möglicherweise eine Bundesagentin umzubringen? Gooses Nacken versteifte

sich. Das würde er auf gar keinen Fall zulassen.

»Abgemacht.« Er hörte einen Stuhl über den Boden kratzen. Goose machte, dass er wegkam, und ging zur Bar. Als Weasel dort auftauchte, war er bereits mit dem Laptop beschäftigt.

»Na, Computerass, hast du sie schon gefunden?«

Goose schüttelte den Kopf. »Bir noch dabei, die Suchkriterien einzugeben, dann kann das Programm alleine durchlaufen, während ich zum *VistaView* rüberfahre und mich um die FBI-Agentin kümmere. Ach ja, habt ihr

da einen Namen?«

»Tierney. Caitlyn Tierney.«

Caitlyn fuhr weiter Richtung Westen auf die Smoky Mountains zu. Ihren inneren Aufruhr hatte sie beiseitegeschoben – es gab einen Fall, um den sie sich kümmern musste.

Der Gefängnispfarrer hatte das nicht wissen können, als er sie gestern Abend angerufen hatte, aber Caitlyn besaß bereits eine Menge Erfahrung, was vermisste Personen betraf. Für eine FBI-Agentin war das relativ unüblich, wenngleich Hollywood einem etwas

anderes glauben machen wollte. In letzter Zeit waren ohnehin etwa neunzig Prozent der FBI-Mittel in Terrorismusabwehr und die Bekämpfung von Wirtschaftskriminalität geflossen.

Nach der Ausbildung hatte Caitlyn eine Weile in einem sogenannten FAST-Team gearbeitet, dessen Aufgabe darin bestand, flüchtige Verbrecher zu fangen. In Boston hatte sie anschließend in einer auf Gewaltverbrechen spezialisierten Abteilung gearbeitet, doch dann kam Katrina, und sie wurde an das Zentrum für Kinder in Not ausgeliehen. Dort war es um vermisste Minderjährige

gegangen, die womöglich in die Fänge von Kinderhändlern geraten waren, die im Schatten der Naturkatastrophe operierten.

Nie hätte sie allerdings damit gerechnet, dass sie einmal jene Berge nach einem Menschen absuchen würde, in denen ihr Vater ihr das Jagen beigebracht hatte. Es war irgendwie unheimlich, als ob ihr das von Anfang an vorherbestimmt gewesen wäre. Ihr Vater hatte sie das Schießen und Fährtenlesen gelehrt, vor allem aber, sich in das Tier hineinzusetzen, dem sie gerade auf den Fersen waren. Beim FBI hatte sie

diese Fähigkeiten weiterentwickelt, wenngleich man Caitlyn dort zu einer ganz anderen Art von Jägerin schmieden wollte. Und jetzt hatte Eli Hale, der Mann, der ihr Leben geprägt hatte, sie wieder auf diesen Pfad und zurück nach Hause geführt, um dort seine Tochter aufzuspüren.

Sie fröstelte mit einem Mal. Draußen herrschte inzwischen leichtes Schneetreiben, und die Sonne war bereits hinter den Bergen untergegangen. Sie stellte das Gebläse an, drehte die Wagenheizung weiter auf und trat aufs Gas.

Onkel Jimmy, dem sie im Kasino eine Nachricht hinterlassen hatte, rief zurück, als sie gerade auf der Route 19 durchs Maggie Valley fuhr. Sie lenkte den Wagen auf einen leeren Parkplatz des Vergnügungsparks *Ghost Town in the Sky*, um in Ruhe mit ihm zu sprechen.

»Du kommst uns also besuchen? Was für eine wunderbare Überraschung. Darf ich fragen, was dich dazu veranlasst? Ich ging davon aus, dass wir dich hier nie wiedersehen.« Als Caitlyn noch in Pennsylvania gelebt hatte, waren Onkel Jimmy und Tante Lacey ein paar Mal mit ihrem Cousin Bernie zu Besuch

gekommen, aber Caitlyn und ihre Mutter waren nie zurück nach Evergreen gefahren. Jedenfalls nicht, solange Caitlyn noch klein war. Zu Laceys Beerdigung vor zehn Jahren war Jessalyn dann alleine gegangen. Caitlyn war nicht sicher, ob ihre Mutter davon abgesehen je den Weg von Charlotte nach Evergreen auf sich genommen hatte. Falls doch, hatte Jessalyn es zumindest nicht erwähnt.

»Ich versuche, ein vermisstes Mädchen aufzuspüren. Lena Hale.«

»Lena – meinst du Eli Hales Jüngste?« Missbilligung schwang in

seiner Stimme mit. »Warum sollte sie hierherkommen?«

»Das weiß ich nicht, aber ihre Mitbewohnerin sagt, Lena sei auf dem Weg nach Evergreen gewesen, und jetzt ist sie verschwunden. Könntest du in euren Unterlagen nachsehen, ob sie im Resort gebucht hatte?«

»Schätze schon. Aber dadurch, dass das *VistaView* eine richtige Attraktion geworden ist, gibt es hier in der Gegend inzwischen jede Menge andere Hotels.«

Schwer vorstellbar, dass Evergreen mehr als ein Hotel brauchte, aber in sechsundzwanzig Jahren konnte sich

schließlich vieles ändern.

»Danke, sehr nett von dir.«

»Gerne. Auf dich wartet ein frisch gemachtes Zimmer. Sag den Mädels am Empfang einfach, sie sollen mich anrufen, sobald du angekommen bist.«

»Bloß keine Um...«

»Unsinn. Du gehörst zur Familie. Und ich habe dich seit deinem Uniabschluss nicht mehr zu Gesicht bekommen. Bin schon gespannt, wie eine FBI-Spitzenagentin im echten Leben aussieht.« Er legte auf, ehe sie widersprechen konnte.

Caitlyn fädelte sich wieder auf den

Highway ein, der von den Schatten der mächtigen Berge rundum verdunkelt wurde.

Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Lena kauerte in der hintersten Ecke ihres Gefängnisses. Zum ersten Mal, seit sie entführt worden war, erlaubte sie sich einen Moment der Schwäche. Sie weinte nicht bloß. Sie brach vollständig zusammen. Der Tiefpunkt war erreicht. Sie schluchzte und schrie und bettelte um Gnade, schaukelte mit angezogenen Beinen vor und zurück, die Arme fest um die Knie geschlungen, bis ihr Hinterkopf

hart gegen die Wand schlug.

Wie hatte ihr Vater es bloß ertragen, fünfundzwanzig Jahre lang eingesperrt zu sein?

Noch immer war sie wütend auf ihn. Mehr noch allerdings auf sich selbst, weil sie an ihn geglaubt hatte. Denn schließlich hatte er nie gelogen, was seine Tat anging. Allein ihr blindes Vertrauen in ihn, das von ihrer Mutter und Vonnie auf sie übergegangen war, hatte sie an seine Unschuld glauben lassen.

Er war so ungeheuer aufgebracht gewesen, als sie ihm vor einigen

Wochen einen Besuch abgestattet hatte, weil sie seinen Fall dem Innocence Project antragen wollte, das sich für die Aufklärung von Justizirrtümern einsetzte. So wütend hatte sie ihn noch nie vorher erlebt.

Er war vom Tisch aufgestanden, sodass jeder im Besucherraum ihn angestarrt hatte, und hatte sie angeschrien. »Lass es einfach ein für alle Mal gut sein«, hatte er gebrüllt und sein Gesicht war derartig rot angelaufen, dass sie schon befürchtet hatte, er würde gleich einen Herzinfarkt bekommen. »Ich habe den Mann umgebracht, Lena. Ich

bin genau da, wo ich sein sollte. Ich bin schuldig, verdammt noch mal!«

Dann war er davonmarschiert und hatte sie sprachlos zurückgelassen.

Allein. So, wie sie sich schon ihr ganzes Leben lang fühlte, denn zu dem eingespielten Team, das aus ihrer Mutter und Vonnie bestand, hatte sie nie so recht dazugehört. Die beiden kamen immer gerade von einem Besuch bei Dad, besprachen den letzten Besuch, planten den nächsten. Als ob er irgendwie immer noch Teil der Familie wäre.

Jahrelang hatte Lena da mitgespielt.

Immerhin war er der einzige Vater, den sie hatte, und dass er überhaupt eine Rolle in ihrem Leben spielte, war mehr, als viele der anderen Kinder, mit denen sie in Hayti aufwuchs, von sich sagen konnten. Die meisten ihrer Schulkameraden hatten überhaupt keinen Kontakt zu ihren Vätern oder wussten nicht einmal, wer ihr Erzeuger war. Zumindest gab Eli sich Mühe, seine Vaterrolle auszufüllen, zeigte sich stets interessiert, gab ihr Ratschläge, fragte nach Details und brachte sich in ihr Leben ein.

Bis Mom und Vonnie umkamen. Auf

dem Weg zu ihm. Und Lena zurückließen. Mutterseelenallein. Da erkannte sie, was für eine Farce das alles gewesen war. Dennoch klammerte sie sich weiterhin an den irrigen Gedanken, sie könne diejenige sein, die Eli retten und dafür sorgen würde, dass ihm Gerechtigkeit widerfuhr.

Wie dumm von ihr. Mit Gerechtigkeit hatte das überhaupt nichts zu tun gehabt. Nach dem Tod ihrer Mutter und ihrer Schwester hatte sie einfach wieder Teil einer Familie sein wollen. Doch das hatte sie inzwischen aufgegeben. Lebenslänglich blieb nun mal

lebenslänglich. Und ihr Vater würde nie etwas anderes sein als das, was er war: ein Mörder, der nur dann für sie greifbar war, wenn er genügend Punkte für eine Besuchserlaubnis gesammelt hatte.

Lena hatte gedacht, dass sie inzwischen abgehärtet wäre. Stark genug, um ein Leben alleine zu meistern. Sie hatte zur Heldin in dieser Familie werden wollen. Wenn sie schon nicht den Namen ihres Vaters reinwaschen konnte, dann doch zumindest den Ruf der Familie zurückgewinnen.

Auf diese Idee war sie gekommen, während sie den Fall der ehemaligen

Sklaven recherchiert hatte, der vor verschiedene Bundesgerichte gegangen und bis vor das Oberste Gericht der Cherokee gekommen war.

Als Lena den Hale-Familiennamen auf der Liste der Sklaven entdeckt hatte, war mehr daraus geworden. Eine Möglichkeit, die Familie aufzuspüren, von der sie gar nicht gewusst hatte, dass es sie gab. Diese Verbindung war für sie von großer Bedeutung, ein Vermächtnis. Etwas, das sie irgendwann einmal an ihre eigenen Kinder weitergeben könnte. Etwas, das bewies, dass sie doch nicht ganz alleine auf der Welt war.

Das zwanghafte Schaukeln ließ langsam nach. Auch ihre Tränen versiegten irgendwann. Als Lena sich etwas beruhigt hatte, wurde ihr klar, dass das Dröhnen um sie herum nicht von ihrem Pulsschlag herrührt, sondern das Geräusch von vielen kleinen Fäusten war, die auf die Außenwand einschlugen. Zuerst noch wie wild, jetzt aber langsamer, leiser. Als ob die Schimpansen auf der anderen Seite ihr dadurch ihre Angst nehmen wollten.

Vielleicht hatte man auch sie unter Drogen gesetzt und verschleppt. Wenn sie doch nur irgendeine Orientierung

hätte, wie lange sie bereits hier drinnen war. Sollte sie länger als ein paar Stunden bewusstlos gewesen sein, konnte man sie überallhin gebracht haben.

Sie kroch wieder zu dem Loch in der Wand und versuchte dabei, so wenig Lärm wie möglich zu machen, um nicht wieder die Schimpansen aufzuschrecken. Waren sie gemeinsam in einer Art Zoo gefangen? In der Gewalt irgendeines geisteskranken Tiersammlers und Serienmörders?

Oder war sie an einen Ort mit freilaufenden Schimpansen gebracht

worden?

Der Blick durch die Öffnung nach draußen bot nur wenig Anhaltspunkte. Es war schon dunkel, im Mondlicht konnte sie allerdings die Bewegungen von zwei, drei, nein vier Schimpansen ausmachen.

Zumindest wusste sie nun, dass es Nacht war. So konnte sie die Tage zählen.

Die Luft war kalt, sie roch nach Weihnachtsbäumen, Holzfeuer und Schnee – genau wie in Evergreen, wo sie aus dieser Biker-Bar entführt worden war. Sie hätte da niemals reingehen

sollen, aber der Mann, den sie suchte, arbeitete nun mal dort, und sie hatte endlich Antworten bekommen wollen. Zitternd schlang sie die Arme um den Oberkörper, dieses Mal, um sich zu wärmen. Immerhin befand sie sich nicht in irgendeinem Lager eines afrikanischen Warlords.

Auf sich allein gestellt war sie jedoch trotzdem, ohne Hoffnung auf Rettung – niemand würde nach ihr suchen –, und ohne eine Antwort auf die drängendste aller Fragen: Warum war sie entführt worden?

Ein letztes Schluchzen drang aus

ihrer Kehle, dann sank sie erschöpft zu Boden. Sie schlug sich eine Hand vor den Mund, nicht aus Angst, von ihren Kidnappern gehört zu werden, sondern weil sie fürchtete, nie wieder die Kraft zu finden sich aufzurappeln, wenn der Wehlaut erst von den Wänden ihres winzigen Gefängnisses widerhallte.

Bitte, Herr. Aus Angst, Er könne nicht antworten, wagte sie nicht, die Worte laut auszusprechen. Doch ihr Verstand formte sie trotzdem. Ihr Glaube und ihre Gebete hatten sie ihr Leben lang begleitet. Ihr über den Tod von Vonnie und ihrer Mutter hinweg- und durch jede

Widrigkeit im Leben hindurchgeholfen – sogar die Wut auf ihren Vater gelindert, der sie allein gelassen hatte und jetzt im Gefängnis verrottete, ein verschwendetes Leben. Weil er kaltblütig einen Mann umgebracht hatte.

Bitte, Herr. Hilf mir. Die Worte wirkten kläglich und schwach, zu schwach, um ihn je erreichen zu können.

Aber dann geschah das Wunder. Während sie auf dem Boden lag, das Gesicht in Richtung Himmel erhoben, mit salzigen Tränenspuren auf den Wangen, kam eine lederne Hand durch die Wand und tätschelte ihr tröstend die

Wange. Sanft, zärtlich, als wäre sie ein Baby.

Lena sog scharf den Atem ein und erstarrte. Die Angst war fort – obwohl es sich um ein wildes Tier, handelte. Ein Tier, das vielleicht Krankheiten übertrug und das stark genug war, um ein Loch in die Wand zu schlagen, die sie selbst nur in stundenlanger Arbeit hatte durchbrechen können. Der Affe konnte ihr glatt den Arm abreißen.

Doch der Schimpanse riss überhaupt nichts ab und richtete auch sonst keinen Schaden an. Stattdessen streichelte er sie, spendete Trost. Durch die Wand

drang melodisches Summen zu Lena durch, wie von einer Mutter, die ihr Kind in den Schlaf singt. Der Affe war wohl ein Weibchen.

Gott hatte ihre Gebete erhört. Wieder einmal. Langsam hob Lena die Hand, um die der Schimpansin zu streicheln. Dann setzte sie sich vorsichtig auf. Das Loch in der Wand war zu klein, um den Affen sehen zu können, solange der seinen Arm hindurchstreckte. Warum dann nicht das Tier um Hilfe bitten, es zu vergrößern?

Sie hielt die Hand der Schimpansin, als ob sie einen Handel besiegeln würden, streichelte mit der anderen

Hand das Fell, damit das Tier ihre guten Absichten erkannte und führte die kleine Hand dann wieder zurück durch die Wand, zur äußeren Holzverkleidung.

»Wenn ihr das hier abzieht, dann erledige ich den Putz«, sagte sie, legte die Finger der Schimpansin um den Rand der Öffnung und ahmte eine Abreißbewegung nach. »Dann können wir uns gemeinsam um den Draht kümmern.« Sie hoffte, dass sie, sobald das Loch groß genug war, zu der Stelle vorstoßen konnte, an der der Draht verankert war und ihn dann ablösen könnte. Möglicherweise würde ihr sogar

etwas einfallen, wie sie ihn als Waffe gebrauchen konnte.

Die Schimpansin fasste wieder nach ihrem Arm. Sie führte ihn zurück zur Holzverkleidung. »Wenn du helfen willst, dann ist das der beste Weg. Dann können wir herausfinden, wo wir sind und von hier verschwinden.« Ihr kam in den Sinn, dass die Schimpansen wahrscheinlich auch irgendwo entführt worden waren. Denn wer hielt sich Schimpansen mitten in den Smoky Mountains von North Carolina? »Wir können uns gegenseitig helfen.«

Die Schimpansin, sie entschied, sie

Smokey zu nennen, ließ ein fröhliches Keckern hören und hämmerte in wilder Freude auf die Verkleidung ein.

»Nein, nein, nicht so«, sagte Lena, schob den eigenen Arm so weit es ging durch die Öffnung und drückte gegen die abgebrochene Ecke der Verkleidung. Das Holz dort war alt und spröde genug, dass sie ein weiteres Stück wegbrechen konnte, allerdings bohrte sich dabei ein Splitter in ihre Hand.

Ehe sie die Hand zurückziehen konnte, hatte Smokey sie schon ergriffen. Hielt sie sanft umfassen. Lena versteifte sich. Hoffentlich hielt der Affe sie

wegen des Blutes nicht für sein Abendessen. Doch die Schimpansin gab ein leicht klagendes Geräusch von sich, als fühle sie Lenas Schmerz mit.

Lena zog die Hand wieder nach innen. Smokeys Finger kamen ihr nach, krallten sich an den Rand des von Lena gerade bearbeiteten Holzstücks. Dann zog die Schimpansin daran, und der Rest des Brettes brach ab. Der Affe schob das Gesicht vor die vergrößerte Öffnung, schien aber enttäuscht, dass er immer noch nicht zu Lena durchkam.

Lena entfernte den Splitter aus ihrer Handfläche und saugte an der Wunde.

»Mach das noch mal, Mädchen«, ermutigte sie die Schimpansin. »Na los, lockere noch eine Platte.«

Smokey wimmerte leise und schnüffelte an dem Draht, der sie beide trennte. Aber ihre Finger tasteten schon nach dem nächsten Stück Holzverkleidung.

»Zieh einfach dran. Du schaffst das«, spornte Lena sie an.

Eher durch ihren Ärger als durch Lenas Worte angestachelt, brach die Schimpansin das nächste Holzstück ab. Nicht schlecht. Zumindest wusste Lena jetzt, dass es ging – sobald sie sich erst

einmal von innen durch Putz und Draht gearbeitet hatte. Da die Schimpansin die Öffnung vergrößert hatte, gab es ohnehin kein Zurück mehr. Wenn es erst einmal hell wurde, würden ihre Entführer das Loch bemerken.

Ihr blieb nur diese eine Chance. Lena stürzte einen Proteinshake hinunter, um sich zu stärken und weil sie die Flasche als Werkzeug benutzen wollte, dann machte sie sich von neuer Hoffnung beflügelt an die Arbeit.

Caitlyn folgte der Route 19 durch Evergreen hindurch bis zur Stadtgrenze am südöstlichen Ausläufer des Cherokee-Gebiets, auf dem sich das *VistaView Kasino* befand. Das hoch aufragende Hotel war mit seiner aufwändigen Beleuchtung nicht zu übersehen.

Den Parkdienst des Hotels, vor dem sich bereits eine Schlange von Town Cars und Mercedeslimousinen gebildet hatte, ließ sie links liegen und suchte

sich stattdessen in der Tiefgarage selbst einen Parkplatz. Hier unten, direkt neben einem Ford F 250 mit herabhängender Stoßstange und einem Jeep Cherokee, schien ihr der Subaru besser aufgehoben. Fahrzeuge, die für die engen Kurven einsamer Bergstraßen entwickelt worden waren.

Als sie gerade dabei war, Elis Unterlagen im Kofferraum zu verstauen, fuhr ein gepanzerter Transporter an die Laderampe des Kasinos heran. Zwei Sicherheitsbeamte des Kasinos traten aus einem Hintereingang, sie zogen Rollwagen mit Säcken voller Kleingeld

hinter sich her. Der Wachmann von der Sicherheitsfirma stand daneben, blickte aber auf die Uhr anstatt die Umgebung im Auge zu behalten. Verständlich – wer würde auch mehrere Hundert Kilo Kleingeld stehlen wollen?

Sie schnappte sich ihre Reisetasche und machte sich auf den Weg zu den vielen Fahrstühlen, die ins Kasino führten. Sobald die Türen sich mit leisem Zischen hinter ihr schlossen, bekam die Luft eine neue Qualität. Es prickelte in ihrer Nase, sie atmete tief durch und fühlte sich bald ein klein wenig berauscht.

Der Fahrstuhl brachte sie zum zwei Stockwerke höher gelegenen Empfangsbereich. Im Hotel selbst verstärkte sich das Gefühl aus dem Fahrstuhl noch, sie schien voll neuer Energie. Ein leicht metallischer Geschmack kitzelte sie am Gaumen, die Luft schmeckte nach Ozon.

Die Klimaanlage pumpte zusätzlichen Sauerstoff in das Gebäude, das war es. Damit die Spieler durch diesen kleinen Extrakick länger an den Tischen und den Automaten blieben.

Aus dem Aufzug trat sie direkt in eine große Lobby voller Spielautomaten.

Je weiter sie sich von den gut beleuchteten Fahrstühlen entfernte, desto schummeriger wurde das Licht, bis sie nur noch die umherwirbelnden Leuchtanzeigen der Automaten mit den zusammengekauerten Spielern davor wahrnahm. Es war nicht so laut, wie sie gedacht hätte, die meisten Geräusche wurden von dem dicken dunkelroten Teppich geschluckt. Irgendwo in diesem Labyrinth schrillten zwei Jackpotsirenen.

Die Zynikerin in ihr fragte sich, ob es reiner Zufall war, dass zeitgleich mit der Ankunft von Gästen Jackpots signalisiert

wurden. Sie war nie zuvor in einem Kasino gewesen, also nahm sie sich Zeit, die Spieler zu betrachten, während sie an den Automaten vorbeischlenderte.

Die meisten waren älter, als sie erwartet hätte. Im Rentenalter. Viele von ihnen amerikanische Ureinwohner. Was für eine Ironie, denn gerade ihnen sollte das Kasino doch eigentlich Gewinn bescheren und nicht das Geld aus der Tasche ziehen. Caitlyn konnte nichts von dem Glanz erkennen, der solche Spielstätten in Hollywoodfilmen umgab; diese Menschen verzogen angespannt das Gesicht, zerrten an den Hebelärmen

und tippten auf die Knöpfe, als hänge ihr Leben davon ab.

Sie erreichte die Rezeption und betrachte erstmals die Inneneinrichtung. Sehr kitschig, wie aus den 80er-Jahren, aber das Kasino war ja auch 1990 gebaut worden, in jenem Jahr, in dem sie und ihre Mutter aus Evergreen weggezogen waren. Statt großer Lüster hingen Lichtschläuche an der Decke. Die vielen Spiegel fingen das Licht auf, ohne es zu verstärken. Abgerundet wurde das Ganze durch eine samtige Damast-Tapete, die in denselben Rot- und Goldtönen gehalten war wie der

Teppich.

Caitlyn war immer davon ausgegangen, dass das *VistaView* der indianischen Tradition Rechnung tragen würde, aber genau das Gegenteil war der Fall: Alles war in Glas und Chrom gehalten, Holz war überhaupt keines verwendet worden. In den Glasvitrinen war auch keine Handwerkskunst aus der Gegend ausgestellt, sondern teure Designerkleider, die Einkaufswillige in das angrenzende Atrium locken sollten.

Als wäre Vegas in die Berge von North Carolina versetzt worden, hörte sie Onkel Jimmy das Projekt gegenüber

Geschäftspartnern anpreisen. Weshalb sollte Nevada das ganze Geld und den Glamour für sich allein haben?

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte die Empfangsdame am Tresen.

»Ja. Es liegt eine Reservierung für mich vor. Unter Caitlyn Tierney.«

Die Hotelmitarbeiterin, eine Cherokee in den Zwanzigern mit schwarzem Kostüm und frisch gestärkter weißer Bluse, auf deren Kragen das *VistaView*-Monogramm gestickt war, beugte sich über ihren Computer. Caitlyn lehnte sich an den Tresen und beobachtete einen Mann, der sich einige

Meter weiter anmeldete. Er war groß, muskulös, aber schlank, trug Jeans, ein schwarzes T-Shirt, schwarze Lederjacke und Sonnenbrille. Ein Filmstar? Mit den halblangen blonden Haar und stoppeligem Bart erinnerte er sie an Viggo Mortensen. Besonders durch die Art, wie er sie über die Sonnenbrille hinweg mit diesem selbstbewussten, herausfordernden Blick musterte und dabei etwas Gefährliches ausstrahlte.

Sie widerstand dem Drang, wegzuschauen. Er nickte ihr flüchtig zu und setzte ein breites Lächeln auf. Als ob ihm gefiel, wie mutig sie sich dem

großen bösen Wolf stellte.

Arschloch, dachte sie, zog eine Augenbraue hoch und drehte ihm demonstrativ den Rücken zu. In dem Spiegel hinter dem Empfangstresen konnte sie ihn jedoch immer noch im Auge behalten.

»Ach, Miss Tierney«, sagte die Rezeptionistin mit einem Mal ganz respektvoll. »Ihr Onkel sagte, wir sollen ihn anrufen, sobald Sie eintreffen. Er ist gerade beim Sicherheitschef.«

»Stören Sie ihn nicht«, sagte Caitlyn. Sie wollte einfach nur irgendwo ihre Sachen ablegen und sich dann auf Lenas

Spuren begeben. Später würde sie vielleicht noch heiß duschen, bevor sie Elis private Unterlagen durchging.

»Er hat das ausdrücklich verlangt.« Die Frau klang so, als würde sie sich eher einer FBI-Agentin widersetzen als Jimmy. Wie aus dem Nichts tauchten zwei Hotelpagen auf, einer griff nach ihrer Tasche, der andere stand Wache.

»Nein. Danke. Das geht schon«, sagte sie. Auf gar keinen Fall würde sie einem Wildfremden ihre Tasche mit ihrem Laptop und der Ersatzwaffe darin überlassen. »Die trage ich selbst.« Sie nahm die kleine Stofftasche und warf sie

sich über die Schulter. Die Pagen traten einen Schritt zurück und schauten fragend zur Empfangsdame.

»Aber Ihr Onkel«, sagte die junge Frau. »Mr McSwain hat gesagt ...«

»Verraten Sie mir einfach, wo mein Zimmer ist. Um meinen Onkel werde *ich* mich dann kümmern.« Als einer der beiden Pagen näher kam, presste Caitlyn sich ihre Tasche vor die Brust. Sie starrte ihn an, bis er wieder zurückwich. Der Möchtegernfilmstar hatte die ganze Szene beobachtet; am liebsten hätte sie Ausweis und Glock gezückt, um ihm sein süffisantes Lächeln auszutreiben.

»Da ist ja mein Lieblingsrotschopf, wie immer dabei, Unruhe zu stiften«, hörte sie eine Männerstimme in ihrem Rücken.

Caitlyn hatte gehofft, er hätte den ihr schon immer verhassten Spitznamen vergessen, drehte sich aber dennoch lächelnd zu ihm um. »Onkel Jimmy!«

Es war fast fünfzehn Jahre her, seit sie ihn zuletzt gesehen hatte, aber er sah immer noch genauso aus, wie sie ihn in Erinnerung hatte. Gerade groß genug, dass es sie leicht von den Füßen zog, wenn er sie fest in die Arme schloss, immer noch mit der kleinen Wampe, die

seinen Gürtel zu sprengen drohte, das blonde Haar akkurat geschnitten. Genau wie ihre Mutter kleidete auch er sich sehr sorgfältig, und inzwischen saß der Anzug auch perfekt um die gerundeten Schultern. Maßgeschneidert.

Er umarmte sie herzlich. »Wie geht's, Rotschopf? Immer noch so misstrauisch wie eh und je?«

Wahrscheinlich sollte das ein Scherz sein, bei Onkel Jimmy war immer alles lustig gemeint, aber nach dem, was im vergangenen Sommer geschehen war, traf Caitlyn das wirklich. Sie löste die Umarmung und trat einen Schritt zurück,

dabei hielt sie die Tasche wie einen Schild vor die Brust.

»Du siehst großartig aus, Jimmy. Das Kasinogeschäft scheint dir gut zu bekommen.« Als sie noch klein war, hatte ihr Vater immer leicht verächtlich auf Jimmys ständig wechselnde Tätigkeiten geblickt, vom Tagesgeschäft an der Börse über Patentanmeldungen bis hin zur Erschließung von Bauland. Jimmy könne wohl mit allem Geld verdienen, solange es keine wirkliche Arbeit erforderte, hatte Sean Tierney oft abschätzig gesagt – selbstverständlich nur, wenn seine Frau außer Hörweite

war.

Jimmy lachte in sich hinein, sein Blick glitt durch die Lobby über die Spieler um sie herum hinweg. »Das wird mich noch ins Grab bringen, Rotschopf. Jeden Tag eine neue Sorge, ob nun Falschspieler, betrügerische Firmen oder die Spielbankkommission. Aber, hey, so ist das Leben.« Er wischte seine Sorgen mit einer Handbewegung beiseite und legte Caitlyn beide Hände auf die Schultern. »Na los, lass mich dir alles zeigen.«

»Das wäre schön, aber ich sollte wirklich ...« Ehe sie wusste wie ihr

geschah, hatte Jimmy ihr bereits die Tasche abgenommen, sie einem Pagen übergeben, eine Zimmerkarte für sie von der Empfangsdame entgegengenommen und geleitete sie nun auf eine Tür hinter dem Tresen mit der Aufschrift »Privat« zu.

Sie blickte über die Schulter zurück, aber der Page bahnte sich bereits einen Weg durch die Spielreihen hindurch zu den Fahrstühlen. Zumindest war die Glock 27 nicht geladen – die Munition war dieselbe wie für ihre Dienstwaffe, zwei Magazine trug sie in ihrer Manteltasche, ein Vorrat war sicher

hinten im Wagen verstaut.

Außerdem, wenn man der Familie nicht trauen konnte, wem dann? Die Angestellten hatten offensichtlich eine hohe Meinung von Jimmy und würden wohl kaum riskieren, bei ihm in Ungnade zu fallen.

Während sie sich umwandte, um Jimmy zu folgen, fiel ihr wieder der schwarz gekleidete Muskelmann ins Auge. Mr Hollywood bekam nicht nur eine, sondern gleich drei verschiedene Zimmerkarten. Als er sie dabei erwischte, wie sie ihn anstarrte, fächerte er sie wie einen Royal Flush auf und

zwinkerte ihr zu.

Sie verdrehte die Augen und ließ die Tür hinter sich zufallen. Hoffentlich lag sein Zimmer weit weg von ihrem.

Jimmy führte sie durch Flurreihen mit Verwaltungsbüros bis zu einem privaten Fahrstuhl. »Ich habe das Mädchen überprüft, nach dem du gestern gefragt hast. Sie ist nie hier untergekommen.« Während sie in den ersten Stock hochfuhren, sagte er: »Deine Mutter hat angerufen. Sie ist ziemlich verärgert. Weil du dich auf diese Sache eingelassen hast. Immerhin ist Eli Hale der Grund, warum dein

Vater tot ist.«

Das war typisch Jimmy. Er nahm kein Blatt vor den Mund – zumindest gab er sich gerne so. Sie erinnerte sich jedoch daran, als Kind mehr als einmal von seinem ständigen Lächeln in die Irre geführt worden zu sein. Bei Jimmy gab es immer einen Haken, sei es der Pups nach dem »Zieh an meinem Finger«-Spiel oder die Tricks, mit denen er sie und ihren Cousin beim Hütchenspielen abgelenkt hatte.

»Eli Hale ist tot.« Die Worte kamen einfach so hervor, ohne jedes Bedauern.

»Das sagte sie. Auch, dass du in

irgendeinen Gefängnisaufstand
verwickelt geworden seist.«

»Das war kein Aufstand. Ich war
nicht in Gefahr.«

Der Fahrstuhl hielt an. »Vielleicht
solltest du das deiner Mutter erzählen.
Sie macht sich Sorgen, Caitlyn. Wann
hast du sie das letzte Mal besucht? Ich
meine, ich verstehe ja, dass du nicht hier
nach Hause kommen willst, all die
Erinnerungen, aber eine Tochter sollte
ihre Mutter doch ab und zu mal
besuchen.«

»Tut mir leid, dass ich es nicht zu
Tante Laceys Beerdigung geschafft

habe.« Lacey war an Krebs gestorben, während Caitlyn die FBI-Akademie besucht hatte.

Seine Schritte verlangsamten sich. Er blieb vor einer getäfelten Tür stehen, die zur Vorstandsetage gehörte. Mit einem Mal wirkte er alt, abgezehrt. Nicht so wie der stets lachende Onkel Jimmy von früher.

Dann hellte sich sein Gesichtsausdruck jedoch wieder auf, und er legte eine Hand auf die Klinke. »Ich habe eine Überraschung für dich.«

Er hatte die Tür geöffnet, ehe Caitlyn protestieren konnte. Eine Wand seines

Büros war komplett verglast, sodass er den Spielbereich übersehen konnte, ein großer Mahagonischreibtisch stand auf einem dicken Perserteppich. Und in dem Aeron-Designerstuhl hinter dem Schreibtisch saß ihre Mutter.

»Wenn der Prophet nicht zum Berg kommt«, sagte Jimmy leise lachend, »na, den Rest kennst du ja.« Er stand da und schien sichtlich erfreut über den fassungslosen Gesichtsausdruck von Caitlyn.

Nicht, dass es sie nicht freuen würde, ihre Mutter zu sehen. Aber sie war hier, um zu arbeiten, und, gelinde

gesagt, Jessalyn Tierney beanspruchte einige Aufmerksamkeit für sich.

Ihre Mutter erhob sich nun wie eine Königin, schwebte durchs Zimmer und begrüßte Caitlyn mit einer Umarmung und einem Wangenkuss. Sie trug einen Designeranzug und dezente Diamantohrstecker, die ihr zusammen mit der für sie typischen perfekt sitzenden Hochsteckfrisur genau die richtige Prise Eleganz verliehen.

»Ich wusste, es war richtig, herzukommen. Du klangst so bedrückt am Telefon.« Sie hakte sich bei Caitlyn unter, als seien sie beste Freundinnen,

die gemeinsam nach dem perfekten Abendkleid für den Abschlussball suchten. »Deine Mom wird dich wieder aufheitern. Ich habe schon Gesichtsbehandlungen und Massagetermine vereinbart, außerdem hat uns Jimmy zwei Plätze für die Show heute Abend reserviert – erste Reihe.«

»Tyne Daily spielt die Hauptrolle im Musical *Gypsy*«, warf er stolz ein. »Aber zuerst lasst uns bei einem schönen Abendessen alles Versäumte nachholen. Ich lade euch ein.«

Er nahm Caitlyn am anderen Arm, und sie fühlte sich plötzlich wieder wie

damals mit neun, als sie gegen ihren Willen zum Kindergottesdienst geschleift wurde. Dem breiten Lächeln ihrer Mutter hatte sie jedoch nichts entgegenzusetzen – besonders nicht in Verbindung mit den Schuldgefühlen, die Jimmys Worte in ihr ausgelöst hatten. Sie hatte ihre Mutter tatsächlich gemieden. Sie könnte eine bessere Tochter sein.

Die Suche nach Lena konnte ebensogut noch ein, zwei Stunden warten, sagte sie sich. Dennoch konnte sie eine ungute Vorahnung nicht unterdrücken, und immer wieder tastete sie unwillkürlich

nach der Glock.

Goose hätte Caitlyn Tierney auch ohne die Beschreibung des Hotelangestellten oder ihr leuchtend rotes Haar erkannt. Die Frau ging nicht einfach durch einen Raum. Sie schritt wie ein Revolverheld daher, mit leicht wiegendem Gang, wohl um das Extragewicht der Waffe an ihrer rechten Hüfte auszugleichen. Ihr Blick war ständig in Bewegung, fing jedes Detail in der Umgebung, jedes potenzielle Risiko auf, jederzeit bereit, einzugreifen. Als sie bei der Anmeldung stand, hatte sie eine Kopfbewegung

gemacht, wie um ihr Haar zurückzuwerfen, also trug sie den Kurzhaarschnitt wohl noch nicht lange. Er verlieh ihr mehr das Aussehen eines elfengleichen Fabelwesens als das einer Polizistin.

Ein Fabelwesen, das Narben davongetragen hatte. Eine schimmerte über der Schläfe kurz unter dem Haaransatz hervor. Eine weitere zog sich das Brustbein hinauf, und sie versuchte erst gar nicht, die Verletzung unter einem Rollkragen oder einer hochgeschlossenen Bluse zu verstecken, wie er anerkennend registrierte.

Sie hatte eine gute Figur, war offensichtlich in Form. Nicht zu dünn und nicht zu dick, über der schmalen Hüfte zeichneten sich die deutlichen Rundungen ihres Busens ab. Bei dem sie nicht künstlich nachgeholfen hatte, was auch gar nicht nach seinem Geschmack gewesen wäre

Dann hatte sie den Kopf gewandt und ihn unvermittelt angesehen. Er hatte ihren Blick geradeheraus erwidert. Für Versteckspielchen war es ohnehin zu spät. Außerdem wollte er wissen, aus welchem Holz sie geschnitzt war. Poppy hatte ihm aufgetragen, so viel wie

möglich über die Frau herauszufinden, und das würde ihm sicher ohne irgendwelche komplizierten Manöver gelingen.

Er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Das war der beste Auftrag, den er je von Poppy bekommen hatte. Vielleicht hatte er auch etwas falsch verstanden, denn Caitlyn wirkte nicht wie eine Bedrohung für die Reaper.

Er hatte ihr Wiedersehen mit Jimmy McSwain beobachtet, grinsend mitangehört, wie der Mann sie Rotschopf genannt hatte und die Schlüsselkarten eingesteckt, die ein von

Poppy bestochener Mitarbeiter des Hotels besorgt hatte. Eine für Caitlyns Zimmer, eine für jedes angrenzende. Er hatte die nötigen Gerätschaften mitgebracht, einen Tastatur-Rekorder für ihren Laptop sowie einen GPS-Tracker für ihr Auto. Alles, was nötig war, um herauszufinden, weshalb eine FBI-Agentin hinter derselben Jurastudentin her war, die Poppy in die Finger bekommen wollte.

Goose hatte keinen blassen Schimmer, auf welches Geheimnis die Studentin da gestoßen war, wegen dessen sie jetzt mundtot gemacht werden

musste; das war eine Angelegenheit zwischen Poppy und demjenigen, von dem Poppy seine Befehle erhielt, wer auch immer das war. Er ging jedoch davon aus, dass es in seinem besten Interesse lag, so viel wie möglich über Lena Hale wie auch über Caitlyn Tierney herauszufinden. So konnte er beide Frauen schützen, den Reapern aber gleichzeitig das geben, was sie wollten. Das wäre für beide Seiten ein Gewinn und würde jede Gewalt überflüssig machen.

Caitlyn warf ihm einen letzten Blick zu, bevor sie ihrem Onkel in den

Bürobereich folgte. Goose zwinkerte ihr zu und schaute ihr nach. Auch von hinten war sie eine Augenweide. Dann beeilte er sich, um den Kofferträger abzufangen, der ihre Tasche entgegengenommen hatte. Der Ausbeulung nach befand sich ein Laptop darin. Falls dem so war, juckte es ihn bereits in den Fingern, sich den genauer anzusehen. Je mehr er wusste, desto besser konnte er seinen Auftrag erledigen.

Hoffentlich, ohne dass jemand verletzt wurde.

Im Klubhaus war die Hölle los, alle stimmten sich auf den großen Poker Run morgen ein – das große Motorradrennen für einen wohltätigen Zweck, bei dem es darum ging, von Station zu Station zu fahren und Spielkarten für ein Pokerblatt einzusammeln. Nach und nach trafen Reaper aus dem ganzen Gebiet entlang der Atlantikküste ein, sogar einige von der Gründungstruppe in Florida waren darunter. Trotz seines Heimvorteils stand Bernie als Anwärter in der

Hierarchie ganz unten.

Während er Bier hin- und herschleppte, leere Flaschen einsammelte und scharf gewürzte Hühnerflügel mit Pommes austeilte, musste er unentwegt an Lena und den armen Leoparden denken. Es waren bereits anderthalb Tage vergangen, seit er sich lange genug hatte losreißen können, um nach ihnen zu sehen. Die Sorge fraß ihn innerlich auf.

Er hatte doch nur ein paar Tiere retten wollen. Und dann hatte er mitangehört, wie Poppy am Telefon mit jemandem über ein Mädchen gesprochen

hatte, das kurz davor war, zu viel zu wissen – inwiefern zu viel, blieb Bernie ein Rätsel – und dass sie verschwinden musste. Als Lena im Klubhaus vorbeigekommen war und er sie mit Weasel hatte sprechen sehen, da wusste er, dass sie diejenige sein musste, also hatte er sich Lena geschnappt, ehe Weasel es tun konnte.

Nur hatte er nicht damit gerechnet, dass sie dann so lange bewusstlos sein würde. Und auch nicht damit, dass es so verdammt schwierig sein würde, einen Leopard zum Fressen zu bewegen.

Er hatte online herausgefunden, dass

große Wildkatzen nicht täglich Nahrung zu sich nehmen, dass das sogar schlecht für sie sei. Außerdem hatte er von einer ganzen Reihe Krankheiten gelesen, die sie bekommen konnten, wenn sie in Gefangenschaft nicht richtig gefüttert wurden. Von Zahnausfall über Blindheit bis hin zu Leberschäden.

Es wurde etwas ruhiger, als alle nach draußen gingen, um das im Ölfass gebratene Spanferkel in Angriff zu nehmen. Bernie nutzte das aus, um den Kerl in Pigeon Forge anzurufen, dem sie die Tiere ursprünglich abgenommen hatten. Er musste herausfinden, was der

Leopard gerne hatte und ob er vielleicht irgendein Medikament brauchte.

»Mr Manson, bitte«, sagte er, als sich eine Frau meldete.

Sie schniefte laut, als hätte sie geweint oder so. »Wer ist dran?«

»Ein alter Geschäftsfreund«, versuchte es Bernie und dachte angestrengt darüber nach, wie er das angehen sollte. »Ich habe ihm, äh, Ware geliefert.« Er verzog das Gesicht, das klang wenig überzeugend, aber er kannte sich im Handel mit exotischen Tieren nicht genug aus, um zu wissen, was genau Mason irgendjemandem abgekauft

haben mochte. Außer natürlich Tiere.

War ja auch egal. Die Frau glaubte ihm. »Sie werden sich einen anderen Abnehmer suchen müssen, Mister. Manson ist tot.«

»Oh, das tut mir leid.« Bernie wollte schon auflegen, als ihm ein Gedanke kam, der ihm die Kehle zuschnürte, bis er kaum noch schlucken konnte. Als wolle Mansons Geist, dass er die Frage stellte. »Mein Beileid. Darf ich fragen, was geschehen ist? Ich habe ihn erst letzte Woche noch gesehen, und da schien es ihm gut zu gehen.«

»Sie haben ihm aufgelauert, als er

aus einer Bar kam. Ihn zusammengeschlagen. Er wurde ins Krankenhaus gebracht, aber dann ...«, sie schniefte noch einmal und beendete nur mühsam den Satz, »... hat er es nicht geschafft.«

»Das ist ja schrecklich.« Bernie wusste nicht, was er sagen sollte. Ihm wurde ganz komisch, sein Magen war schlagartig vollkommen übersäuert. Er tastete nach seinen Tabletten. »Hat die Polizei schon eine Ahnung, wer es war?«

»Nein. Bin auch nicht sicher, inwieweit die das interessiert. Hier in

der Gegend sorgt so etwas kaum für Aufsehen, solange es nur nicht das Geschäft mit den Touristen stört. Erst recht nicht, wenn es um jemanden wie Manson geht.«

Die Polizei möchte ahnungslos sein, doch Bernie wusste nur allzu gut, wer hinter dem Mord steckte. »Noch mal mein herzliches Beileid, Ma'am«, sagte er, ohne nachzudenken und legte auf.

Goose. Wen sonst als den neuen Vollstrecker würde Poppy schicken, um herauszufinden, ob Manson sie vielleicht gelinkt und sich die Tiere zurückgeholt hatte?

Kein Wunder, dass Goose gestern Abend erst so spät wiedergekommen war. Und heute Morgen so müde ausgesehen hatte, als Bernie ihm begegnet war.

Wieder schnürte sich ihm die Kehle zu, dieses Mal hatte ihm jedoch kein Geist die Finger um den Hals gelegt. Sein eigener Magen revoltierte aus Angst, wenn er daran dachte, dass er sich Goose beinahe anvertraut hatte. Wegen der Tiere, wegen Lena, einfach allem.

Er schnappte sich seine Jacke und sein Schlüsselbund, rannte durch die

Hintertür nach draußen, ehe ihn jemand bemerkte. Hier unter ausgelassen feiernden Reapern hielt er es nicht mehr aus. Nie könnte er die Wahrheit weiter vor ihnen verbergen. Aber wenn sie Bescheid wüssten, dann wäre er der Nächste, der auf einem Tisch im Leichenschauhaus liegen würde, so viel stand fest.

Onkel Jimmy bestand auf einem Abendessen in einem Speisesaal, der für die besonders vermögenden Gäste reserviert war. Als sie ihn betraten, Jessalyn bei ihm eingehakt, machte er sie

auf verschiedene Berühmtheiten aufmerksam, denen er lächelnd zunicke oder winkte. Caitlyn hatte von keinem von diesen Menschen je gehört, aber Namen waren auch nicht gerade ihre Stärke.

»Wie geht's Bernie?«, erkundigte sie sich nach ihrem Cousin, als sie Platz genommen hatten. Wenn sie schon in dieser Familienzusammenführung gefangen war, dann konnte sie ebenso gut mitspielen. Doch offenbar hatte sie genau das Falsche gefragt.

Jimmy starrte wütend auf sein Silbersteck und winkte den Kellner

herbei, damit er eine angeschlagene Salatgabel auswechselte. »Bernie ist eben Bernie«, antwortete er dann seufzend. »Bei dem Jungen ist Hopfer und Malz verloren.«

Jimmys Tonfall glich exakt dem ihrer Mutter, wenn sie von Caitlyn sprach. Armer Bernie. Ihr Cousin war schon immer ein Träumer gewesen, eines dieser Kinder, die ständig die Nase in einem Buch vergruben oder viel zu nahe dran und wie hypnotisiert vor dem Fernseher saßen. Caitlyn bezweifelte, dass sie ihn je mehr als zwei zusammenhängende Sätze hatte sprechen

hören.

Ihr Telefon klingelte, als gerade die Salate serviert wurden. »Entschuldigt.« Sie schaute aufs Display. Die Nummer sagte ihr nichts. Es gab jedoch nicht viele Menschen, die ihre private Handynummer hatten. »Da muss ich rangehen.«

»Caitlyn, das kann doch sicher warten«, sagte ihre Mutter. »Wir sitzen gerade beim Abendessen.«

»Die Arbeit.«

»Das ist ein Familienabend. Du hast deinen Onkel seit fünfzehn Jahren nicht gesehen.« Familie ging Jessalyn über

alles. Der wenig familienfreundliche Beruf von Caitlyns Vater war ihr ein ewiger Dorn im Auge gewesen.

Sie selbst hatte schon vor Langem aufgegeben, den hohen Ansprüchen ihrer Mutter gerecht werden zu wollen. Vielleicht würde ihr ja eines Tages doch mal etwas gelingen, auf das ihre Mutter stolz wäre – heute aber offensichtlich nicht. Sie stand vom Tisch auf und nahm den Anruf entgegen.

»Caitlyn?«, fragte eine weibliche Stimme mit South-Carolina-Akzent »Haben Sie Lena schon gefunden?«

Caitlyn ging all ihre

Gedächtnisstützen durch, mit deren Hilfe sie sich Namen merkte. Sie wusste, dass sie die Stimme kennen sollte, kam aber einfach nicht darauf, zu wem sie gehörte. Also beantwortete sie die Frage, die ihr die Frau gestellt hatte, um mehr Zeit zu gewinnen. »Nein.«

»Ich habe es immer wieder auf ihrem Handy versucht, aber da werde ich jedes Mal direkt zur Mailbox weitergeleitet«, sagte die Frau hastig. »Aber dann kam mir die Idee, es über unsere Find-Me-App zu versuchen.«

Da machte es plötzlich klick. Die Mitbewohnerin. Caitlyn konnte sich

zwar nicht mehr an den Namen erinnern,
aber das spielte auch keine Rolle.
»Find-Me-App?«

»Sie wissen schon. Die lädt man sich
aufs Telefon, bevor man mit einer
Freundin auf eine Party geht. So kann
man sich wiederfinden, falls man
getrennt wird – es sei denn, man hat
jemanden aufgegabelt und will nicht
gefunden werden, dann hängt man ein
»Nicht stören«-Schild ans Telefon, das
sieht der andere dann auch.«

Nein. Das sagte Caitlyn überhaupt
nichts. Anscheinend hatte sich so einiges
getan, seit sie aufs College gegangen

war. Sie kam sich plötzlich alt vor.
»Und, hat es geklappt?«

»Irgendwie schon. Bin nicht sicher. Es wird angezeigt, Lena sei in der Nähe von Evergreen in einer Bar namens *Pit Stop*.« Sie formulierte das wie eine Frage. »Ich habe den Ort gegoogelt, und es scheint so eine Rockerkneipe zu sein. Ganz sicher kein Laden, den Lena betreten würde. Also hat vielleicht jemand ihr Handy gestohlen? Na, jedenfalls dachte ich, es könnte helfen.«

»Danke. Das tut es.« Caitlyr erinnerte sich dunkel an eine Blockhütte oben am Fluss mit jeder Menge

Motorrädern davor. »War auch zu sehen, wann Lena dorthin gegangen ist?« Das wäre wahrscheinlich zu viel verlangt, aber fragen kostete ja nichts.

»Ja, klar. Lassen Sie mich nachsehen. Hier steht, sie ist am Mittwoch um 20.04 Uhr in die Bar gegangen. Da hat sie zumindest die App aktiviert. Oh. Ich schätze, dann heißt das, ihr Telefon ist gar nicht gestohlen worden. Denn warum sollte ein Dieb die Find-Me-App aktivieren?«

»Das werde ich klären. Gibt es irgendeine Möglichkeit, über diese App nachzuverfolgen, wo ihr Telefon seitdem

gewesen ist?«

»Nein. Tut mir leid, es wird nur gespeichert, wann und wo die App aktiviert wurde. Der letzte Eintrag davor ist ein Konzert, auf das wir vor ein paar Wochen zusammen gegangen sind.«

»Danke trotzdem.«

»Wenn Lena wieder auftaucht, sagen Sie ihr, sie soll mich anrufen, o.k.? Ich mache mir langsam Sorgen.«

»Das werde ich. Bis dann.« Caitlyr legte auf. Sie erinnerte sich an das *Pit Stop* – eine richtige Spelunke, zumindest als Caitlyn noch jung gewesen war, oder, wie ihre Mutter es genannt hatte,

ein Schandfleck. Daran würde sich wohl auch sechsundzwanzig Jahre später nichts geändert haben. Die Bar lag auf dem Gebiet der Reaper, einem zwielichtigen Motorradklub. Ihr Vater war ein paar Mal in der Notaufnahme gelandet und hatte genäht werden müssen, nachdem er mit den Rockern aneinandergeraten war, weil er Schlägereien schlichtete oder einer allzu ausschweifenden Party ein Ende machen wollte.

Was konnte Lena dort gewollt haben? Es sei denn, der Laden hatte sich doch verändert.

Sie kehrte zum Tisch zurück.
»Jimmy, wird das *Pit Stop* immer noch von den Reapern betrieben?«

»Sie haben es übernommen, jetzt ist es ihr privates Klubhaus. Ist auch besser so. Größtenteils kann ich sie aus dem Hotel raushalten, aber manchmal veranstalten sie große Touren, die jede Menge Mororradfans anziehen, so wie der Poker Run dieses Wochenende, also versuche ich, neutral zu bleiben. Wieso?«

Sie schnappte sich ihren Mantel.
»Sieht so aus, als müsste ich dorthin.«

Jessalyn reckte das Kinn. »Wie

bitte? Nein. Das geht nicht, wir sind mitten beim Abendessen.«

Caitlyn gab ihrer Mutter einen Schmatzer auf die Wange. »Tut mir leid, muss los.«

»Caitlyn Matilda Tierney, du kommst auf der Stelle wieder zurück!« Einige der Gäste im Lokal wandten den Kopf. Bestimmt erwarteten sie ein Kleinkind zu sehen, das ausgebrochen war. Caitlyn war zur Tür raus, ehe ihre Mutter die Aufforderung wiederholen konnte.

Das würde sie einiges an Bußgeld kosten, sobald sie wieder zurück war, das wusste sie. Dennoch war eine

handfeste Spur etwas, dem man immer nachgehen musste. Selbst wenn sie sich dafür unter Rocker mischen musste.

Jimmy McSwain hatte seiner Nichte eine geräumige Suite in der gehobenen Preisklasse reserviert. Nicht schlecht, wenn man es sich leisten konnte, dachte Goose, während er durch die Räume lief, um zu sehen, wo er am besten seine Wanzen und Überwachungskameras anbringen sollte. Seit er aus Asheville weg war, schlief er in dem Wohnwagen hinter dem Klubhaus, einem zugigen schmalen Kasten. Es gab einen

Plasmafernseher mit jedem erdenklichen Pornosender und vier Schlafgelegenheiten auf engstem Raum, um die sich am Wochenende jeweils mindestens ein Dutzend Kerle prügeln. Unter der Woche war es nicht ganz so schlimm, da übernachteten normalerweise nur er und Bernie dort.

Als Goose erzählt hatte, dass er seinen Job verloren hatte, war er bei den Reapern vom bloßen Mitläufer, der am Wochenende mitfeierte und ab und zu an einem Ausflug nach Daytona teilnahm, zunächst zum offiziellen Anwarter aufgestiegen. Er hatte alles verkauft, was

nicht auf seinen Pick-up oder in die Satteltaschen seiner Harley gepasst hatte, dann hatte er die Maschine auf den Wagen geladen und war nach Evergreen gezogen.

Er setzte sich auf das ausladende Doppelbett, achtete jedoch darauf, die schicke Tagesdecke nicht zu zerknittern, die zusammengelegt am Fußende aufgeschlagen war. Sich nicht mehr um Versicherungen, Miete und all den Krempel kümmern zu müssen, war eine Riesenerleichterung gewesen. Aber nach fünfzehn Monaten Leben aus dem Koffer hätte er nichts gegen ein oder zwei

Nächte in einem solchen Bett einzuwenden gehabt.

Caitlyn hatte ebenfalls nur wenig Gepäck dabei – ihre Tasche war sogar noch kleiner als seine. Darin fand er ihren Computer, eine ungeladene Baby-Glock in einem Wadenholster, eine schwarze Cargohose, Bluejeans, eine lange Unterhose aus Seide, ein paar Höschen und Sport-BHs, leider nichts Verführerisches ... zwei Vliespullover und zwei weiße Hemdblusen. Kleider, die genau wie der Anzug, den sie jetzt gerade anhatte, ebenso gut in der Vorstandsetage wie beim Einsatz einer

SWAT-Einheit getragen werden konnten.

Nicht unsympathisch, fand Goose. Während er an der Rezeption auf Caitlyns Ankunft gewartet hatte, hatte er sie auf dem Handy gegoogelt und herausgefunden, dass sie in FBI-Kreisen eine Art Berühmtheit war. Vor sechs Monaten hatte sie sämtliche Schlagzeilen beherrscht, weil sie eine Stadt im Staat New York vor einem russischen Mafia-Psychopathen gerettet und nebenbei eine größere Korruptionsaffäre aufgedeckt hatte. Sie hatte beinahe mit dem Leben dafür bezahlt.

Rotes Haar, Sommersprossen und

Todesmut – da wunderte es kaum, dass sie zum Medienliebling avanciert war. Vermutlich aber nicht gerade zum Liebling der Führungsriege. Ob ihre Vorgesetzten überhaupt wussten, dass sie hier war?

Eine verschwundene Jurastudentin aufzuspüren gehörte nicht gerade zu den Aufgaben des FBI, das gab es nur im Film.

Er sah sich den Laptop genauer an. Sie hatte ein verschlüsseltes Passwort, aber das würde ihn nicht aufhalten; der von ihm installierte Tasten-Rekorder würde das für ihn erledigen. Jede

Eingabe, die sie an dem Gerät vornahm, konnte er ab jetzt auf seinem eigenen Computer sehen.

Er verstaute den Computer wieder in der Reisetasche und platzierte seine Wanzen. Dann schaute er sich noch einmal gründlich in den Räumen um, ob etwas ungewöhnlich oder verändert wirkte.

Sie war noch gar nicht hier gewesen, also würde es ihr ohnehin nicht auffallen, aber nur dank seiner Gewissenhaftigkeit war er so gut in dem, was er tat. Selbst wenn er nur den Hobby-Agenten für die Reaper spielte,

achtete er auf jedes Detail.

Als er gerade nach der Klinke langte, hörte er, wie draußen eine Schlüsselkarte durchgezogen wurde. Rasch versteckte er sich hinter der Eingangstür an der Wand.

Die Tür ging auf. Er hielt den Atem an und zog den Bauch ein, ballte die Hände zu Fäusten – obwohl er ihr nie ernsthaft wehtun würde. Hände weg, hatte Poppys Anweisung gelautet; sie wollten bestimmt nicht riskieren, dass hier Bundesbeamte einfielen wie der Zorn des Khans.

Im Raum war es dunkel, und sie

würde erst durch den Eingangsbereich ins Schlafzimmer gehen müssen, um an den Lichtschalter zu kommen. Wenn er sich ruhig verhielt, sollte er es schaffen, unbemerkt hinauszukommen.

Caitlyn lief an ihm vorbei. Er fasste nach der Tür, damit sie nicht zufiel. Eh er sich jedoch in Bewegung setzte, stürzte ein Mann ins Zimmer, überrumpelte Caitlyn und schubste sie ins Schlafzimmer. Goose trat aus dem Schatten und wollte schon eingreifen, als er Weasel erkannte. Bestimmt hatte sein Kumpel ihm zu Hilfe kommen wollen.

Caitlyn ramnte Weasel einen

Ellbogen in die Flanke, aber sie war neben dem Bett auf die Knie gestürzt und dadurch im Nachteil, denn Weasel hatte sich von hinten auf sie geworfen. Ehe sie sich unter ihm hervorwinden konnte, hatte Weasel die Tagesdecke vom Bett gerissen, sie ihr über den Kopf gestülpt, eng um sie gewickelt und sie zu Boden geworfen. Dort hielt er sie im Schwitzkasten und presste seinen Mund an ihr Ohr.

»Gehen Sie nach Hause, Lady. Vergessen Sie Lena Hale. Sie mischer sich da in was ein, das Sie nichts angeht.«

Er schob sie mit dem Kopf voran
unters Bett. Dann rannte er zusammen
mit Goose aus der Suite und warf die
Tür hinter sich ins Schloss.

»Hey, was sollte das denn?«,
beschwerte sich Goose, sobald sie sich
im Zimmer nebenan in Sicherheit
gebracht hatten. »Vertraut Poppy mir
nicht? Hat er dich geschickt, um mir
nachzuspionieren?«

»Ich habe dir gerade den Arsch
gerettet.« Weasel bedeutete ihm, den
Mund zu halten, sodass sie beide auf die
Geräusche im Flur horchen konnten:
Caitlyns Tür wurde laut knallend

aufgeschleudert, dann waren Schritte zu hören, die den Flur entlang und wieder zurück zu ihrem Zimmer führten. Goose rannte zum Tisch, auf dem er seinen Laptop abgelegt hatte, und aktivierte die Wanzen, die er eben installiert hatte.

»Was macht sie?«, fragte Weasel mit gedämpfter Stimme.

Goose setzte sich Kopfhörer auf, damit nichts durch die Wand drang. »Ruft ihren Onkel an. Und fragt, ob er ihr die Videos der Überwachungskameras hier auf der Etage zukommen lassen kann.« Er drehte sich zu Weasel um. »Scheiße. Wir sind

geliefert. Und das alles nur, weil du den starken Mann spielen musstest. Poppy hat gesagt, wir sollen uns bedeckt halten.«

»Entspann dich. Diese FBI-Typen sind gar nicht so knallhart, wie sie sich einbilden.«

»Hört sich an, als hättest du da Erfahrung.«

»Wenn du so lange beim Klub dabei bist wie ich, lernst du, dass die Dinge immer eine zweite Seite haben: eine offizielle und eine persönliche.« Weasel sah Goose aus schmalen Augen an. »Belassen wir es dabei.«

Goose griff von seinem Bildschirm aus auf die Videofeeds zu. Caitlyn trug jetzt eine Jeans und war gerade dabei, die Baby-Glock zu laden, die sie dann in ihr Wadenholster steckte. »Was ist mit den Überwachungskameras? Sie wird wissen, dass wir hier sind, unsere Gesichter erkennen.«

»Keine Sorge. Da wird sich Poppy drum kümmern. Auf geht's.«

»Soll ich nicht hierbleiben und alles überwachen?«

Caitlyn schnappte sich ihren kurzen Ledermantel und verließ das Zimmer. Wieder hallten vom Flur Schritte herbei,

als sie an der Zimmertür vorbeilief.

»Dann verpasst du ja das Beste. Ich wette, sie ist gerade auf dem Weg ins Klubhaus.«

Nachdem Lena weiter oben ein paar Löcher in den Putz gebohrt hatte, brach ein Teil der Wand mit ohrenbetäubendem Getöse unter dem eigenen Gewicht zusammen. Staub breitete sich im ganzen Raum aus, bis sie kaum noch atmen konnte. Die Wände bebten, und ihr klingelten die Ohren.

Wenn ihre Entführer irgendwo in der Nähe waren, mussten sie das gehört haben. Also kletterte sie über den Schutt, noch ehe sich der Staub gelegt hatte, und

zerrte an dem mit Draht verstärkten Lattenwerk, das sie von der Außenwand trennte. Die Lattenverschalung war dünn, als sie sich dagegenstemmte, löste sich ein Nagel nach dem anderen mit lautem *Plopp* aus der Verankerung, doch der Draht wollte einfach nicht nachgeben. Halb blind, mit vom Staub verklebten, tränenden Augen und mit blutigen Fingern tastete Lena nach dem unteren Ende des Drahtgeflechts, dort wo es in den Holzbalken verankert war.

Vor Angst schlug ihr das Herz bis zum Hals und jagte ihr das Blut durch die Adern. Was hätte sie nur für ein

Brecheisen gegeben! Sie wischte das Blut an der Hose ab, wo es sich mit dem Gipsstaub vermengte. Eine kleine Lücke zwischen den Latten würde schon ausreichen, nur so groß, dass sie sich hindurch in die Freiheit zwingen konnte.

Die Schimpansen hatten ihren Teil der Arbeit erledigt. Nachdem Smokey damit begonnen hatte, die Verkleidung abzureißen, hatten ihre drei Kumpel sich sofort an dem Spaß beteiligt. Die Außenwand war voller Löcher, eines davon wäre groß genug, es lag genau vor Lena.

Sie war nassgeschwitzt, zitterte, als

die kalte Nachtluft ihr entgegenschlug. Am liebsten hätte sie vor Verzweiflung laut geschrien. Nur noch der Draht trennte sie von der Außenwelt.

Verzweifelt krallte sie sich in die Maschen, rüttelte an dem Draht, warf sich mit ganzer Kraft dagegen. Sie wusste, dass sie ihn nicht zerreißen konnte, hoffte aber, ihn aus seiner Verankerung lösen zu können. Als das nicht klappte, zog sie eine der dünnen Holzlatten hindurch und versuchte den Draht herauszuhebeln. Tatsächlich gab er ein wenig nach – zumindest bildete sie sich das ein –, sprang jedoch immer

noch nicht aus der Verankerung.

Sie grub sich durch den Schutt, der den Boden bedeckte, und suchte nach dem Ende des Drahtgeflechts. Es war fest eingebettet, nicht einfach nur festgetackert. Nein, die kranken Scheißkerle, die dieses Haus gebaut hatten, hatten von außen fünf Zentimeter lange dicke Nägel in den Holzunterbau getrieben und die herausstehenden Köpfe flach gehämmert. Mit einer entsprechenden Zange oder einem Hebel wäre es vielleicht sogar möglich, die Nägel herauszuziehen, sie befand sich jedoch auf der falschen Seite. *Nur ruhig.*

Kein Grund zur Panik, auch wenn du das halbe Haus abgerissen hast, was den Entführern sofort auffallen wird, sobald sie zurückkommen, was wiederum jeden Moment geschehen könnte; dann werden sie sehr wütend werden und wer weiß was mit dir anstellen ... Halt! Konzentriere dich auf das Problem.

Ein aufmunterndes kehliges Geräusch drang von außen an ihr Ohr. Als Lena aufblickte, sah sie, dass Smokey zurückgekehrt war. Die Schimpansin hockte neben dem Loch in der Verkleidung, wiegte den Kopf hin und

her und betrachtete Lena, als würde sie ihre Zwangslage überdenken.

»Meinst du, du könntest mir noch mal helfen?«, fragte Lena. Die Schimpansin verharnte einen Moment lang reglos, dann sprang sie auf und ab. »Hier, kannst du daran ziehen?« Lena wackelte unten am Draht und zeigte auf die Enden. »Sei aber vorsichtig, du könntest dich schneiden.«

Smokey berührte den Draht, klopfte sachte mit einem Finger auf die Nägel und ließ ein kehliges Geräusch hören, das klang, als würde sie eine unangenehme Frage stellen.

»Ich weiß, das wird nicht einfach«, sagte Lena und suchte den Blick des Affen. »Es wird wahrscheinlich wehtun.« Sie presste beide Handflächen gegen den Draht, drückte dagegen und schob ihn so weit nach vorn, wie sie konnte. Die Schimpansin schob sich durch das Loch in der Wand auf sie zu, und die kurzen Haare seiner Schnauze kitzelten Lenas Hände, als er an ihren blutigen Wunden schnüffelte.

Laut kreischend und sichtlich aufgebracht erhob Smokey sich auf die Hinterbeine und wich zurück.

»Warte, geh nicht!«

Zu spät, Smokey war bereits im nächtlichen Dunkel verschwunden.

Lena wischte sich das Gesicht am Ärmel ab, ohne sich darum zu kümmern, dass dabei Tränen, Schleim und Gipsstaub auf ihren besten Wollmantel kamen. Den sie noch mit dem Original-Preisschild daran in einem Second-Hand-Laden entdeckt und extra für das Vorstellungsgespräch gekauft hatte. Von Anne Klein, für nur drei Dollar. Damals hatte sie das noch für ein gutes Omen gehalten, erinnerte sie sich.

Wie dumm von ihr. Sie hätte es besser wissen müssen und sich nicht auf

irgendwelche Zeichen oder Omen verlassen sollen. Es gab nur einen, der ihr dabei helfen konnte, das hier zu überleben: Gott. In Ihn musste sie ihre Hoffnung setzen.

Dieser Gedanke schenkte ihr innere Gelassenheit, und all die Geräusche der Nacht, ihr eigener abgehackter Atem, das Pochen ihres Herzens, verloren sich in einer friedvollen Stille. Sie schloss die Augen, um durch Seine Augen zu sehen, was ihr vorherbestimmt war. *Ich bin bereit, Herr. Ich verlasse mich ganz auf Dich. Bitte schenke mir die Stärke und den Mut, den Weg zu beschreiten,*

den Du mir vorherbestimmt hast. Amen.

Sie füllte ihre Lungen mit kühler frischer Luft. Beim Ausatmen entwichen ihre Zweifel und Ängste gleich mit. Von neuer Kraft erfüllt öffnete sie die Augen.

Smokey war zurückgekommen, saß mit um den Oberkörper geschlungenen Armen da und betrachtete Lena. Der Affe sah sehr traurig aus.

»Ist schon gut«, versicherte Lena ihr, hockte sich auf den Trümmerberg und ahmte die Haltung der Schimpansin nach. »Uns wird schon etwas einfallen.« Sie schnürte sich den Mantel enger, um den eiskalt hineinwehenden Winterwind

abzuhalten. Dann fiel ihr Blick auf die Gürtelschnalle. Nickel. Und der Gürtel selbst war aus Wolle. Würde er das aushalten?

Danke, flüsterte sie an den Himmel gewandt. Direkt über den eingeschlagenen Nägeln wob sie den Gürtel durch die Drahtmaschen. Der Holzunterbau und die Nägel waren stärker als der Draht, besonders dort am Boden, wo er abgeschnitten worden war. Sie musste also nur genügend Hebelkraft ausüben, um ein paar der mit dem Gürtel verwobenen Litzen abzulösen.

Nachdem sie den Gürtel herumgewickelt hatte, stemmte sie sich mit den Füßen gegen die Wand und lehnte sich mit dem ganzen Gewicht nach hinten, bis der Gürtel straff gezogen war. Smokey feuerte sie mit lautem Gurren und Kreischen an.

Der Draht leistete Widerstand, bog und wand sich. Smokey klatschte, während Lena weiterhin mit aller Kraft zog. Endlich platzten die Stränge unter den Nägeln aus der Verankerung. Zwei Zentimeter, vier Zentimeter, schließlich ergab sich der Draht mit lautem *Pop-popopp-poppp*. Lena plumpste nach

hinten zurück, und eine neue Gipswolke stob auf, während Smokey vor Freude über diesen Sieg Purzelbäume schlug und mit den Fäusten gegen die Wand hämmerte.

»Dem Himmel sei Dank!«, rief Lena und führte beim Kraxeln über die Trümmer ihr eigenes Freudentänzchen auf.

Sie warf ein paar Flaschen von ihrem Proteinshake-Vorrat durch die Öffnung, dann ihren Mantel. Das Halstuch wickelte sie sich fest ums Gesicht, um sich nicht an abstehenden Splittern oder Nägeln zu verletzen, zog

den Bauch ein und kroch durch die Öffnung in der Wand in die Freiheit.

Die Nacht war sternenklar, die Gestirne schimmerten lichtumrankt durch den Nebel, der sich im stürmischen Westwind über den Bergen verfangen hatte. Nie zuvor hatte sich Vor-Kälte-Zittern so gut angefühlt.

Voller Hoffnung schlüpfte Lena wieder in den Mantel, steckte sich so viele Fläschchen in die Taschen, wie sie tragen konnte, und spähte prüfend ins Dunkel der Baumreihen. Keinerlei Anzeichen von Zivilisation. Smokey traute sich auch wieder zurück, lief

bedächtig um Lena herum und musterte sie prüfend. Lena rührte sich nicht, streckte nur die Hände leicht nach vorne aus.

»Schon gut, ich bin's doch nur«, gurrte sie sanft.

Smokey blieb stehen, neigte abwägend den Kopf, kam dann vorsichtig näher und legte eine Hand in die von Lena. Eine Geste voller Vertrauen. Gegen ihren Willen musste Lena weinen. Gemeinsam wandten sie sich der sie umgebenden Wildnis zu.

In welche Richtung, Herr? Wohin Du mich auch führst, ich werde diesem

Weg folgen.

Caitlyn rieb sich ihre schmerzende linke Schulter, während sie den Subaru die Route 19 entlanglenkte. Vor sechs Monaten hatte sie sich das Schlüsselbein gebrochen. Eigentlich war die Verletzung gut verheilt, bis irgendein Reaper-Schläger sie angegriffen und auf den Boden geworfen hatte, und sie mit eben dieser Schulter aufgekommen war

Es konnte nur ein Reaper gewesen sein, sie hatte dem Arschloch während des Handgemenges seine Anstecknadel

vom Kragen gerissen. Immerhin hatte sie auch noch ein oder zwei gute Treffer anbringen können. Dennoch wurmte sie das Ganze. Das war wirklich keine Glanzstunde von ihr gewesen.

Wie zum Teufel hatte der Kerl sie überhaupt derartig überrumpeln können? Diese Frage ließ sie nicht los. Er war von der Flurseite gekommen, die nicht zu den Fahrstühlen führte, also aus einem der Zimmer. Weit von ihrem eigenen konnte es nicht entfernt gewesen sein, denn als sie ihre Tür aufgeschlossen hatte, war er noch nicht zu sehen gewesen.

Vielleicht eines der Zimmer genau gegenüber von ihrem? Von da aus hätte er sie durch den Spion im Flur beobachten können, ihm wäre außerdem die Raumaufteilung vertraut gewesen und er hätte gewusst, dass sie einige Schritte im Dunkel gehen musste, in denen sie von hinten angreifbar war. Sie hatte Jimmy gebeten, für sie zu überprüfen, welche Zimmer belegt waren und ob eines der Zimmermädchen Schlüsselkarten vermisste. Leider würde ihr das nicht groß weiterhelfen, da sie keine Ahnung hatte, wie der Kerl ausgesehen hatte. Also hieß es warten,

bis die Aufnahmen der Überwachungskamera einsehbar waren.

Jimmy war allerdings nicht sicher gewesen, ob die Kameras den Bereich, der so weit von Fahrstühlen und Eismaschine entfernt war, überhaupt noch abdeckten. Sie hätten im Hotel bislang nie Probleme dieser Art gehabt, hatte er ihr versichert – als sei sie selbst schuld an dieser ganzen Sache und wäre in die Stadt gekommen, um Ärger zu machen. Caitlyns Sicherheit schien ihm weniger Sorge zu bereiten, als dass einer der Gäste etwas von der Aufregung mitbekommen könnte.

Die Windschutzscheibe war von ihrem Atem beschlagen, also drehte sie das Heizgebläse auf. In gewissem Sinne war es wohl auch irgendwie ihre eigene Schuld. Sie zog Ärger an, wo sie auch hinging. Egal ob in einer gut gesicherten Strafanstalt oder in einer beliebten Hotelanlage. Sie fuhr am *Santa Land* vorbei, durch Cherokee hindurch und dann weiter nach Süden. Dieses Mal würde sie diejenige sein, die für Schwierigkeiten sorgte. Die Reaper durften nicht so einfach damit davonkommen, dass sie eine FBI-Agentin überfallen hatten.

Es war unglaublich, wie sehr Cherokee sich seit ihrer Kindheit verändert hatte. Dort, wo früher nur ein paar klapprige Verkaufsstände mit traditionellem indianischem Handwerk und kleine Bingo-Spielhallen gestanden hatten, säumten heute Einkaufszentren, Motels und ein nagelneues Krankenhaus die Straße. Alles dank des *VistaView* Kasinos.

Das *Pit Stop*, mittlerweile Klubhaus der Reaper, sah allerdings noch genauso aus, wie Caitlyn es in Erinnerung gehabt hatte. Ein langgezogenes zweistöckiges Gebäude mit ein paar kleineren

Anbauten dahinter. Harleys standen dicht gedrängt auf dem Parkplatz, viele davon mit Nummernschildern aus anderen Bundesstaaten, außerdem parkten jede Menge Pick-ups, Geländewagen und sogar zwei Kleinbusse vor dem Laden. Die Leuchtschrift am Eingang kündigte den Poker Run am Wochenende an. Das erklärte auch die ganzen ortsfremden Nummernschilder, denn der Heimatsitz der Reaper befand sich in Daytona Beach.

Caitlyn versuchte gar nicht erst, hier eine Lücke zu finden. Nicht, dass sie noch zugeparkt wurde, später konnte sie

vielleicht einen freien Fluchtweg brauchen. Also fuhr sie stattdessen auf die verlassene Tankstelle gegenüber vom *Pit Stop* und parkte rückwärts in den Schatten des alten Geschäftsschildes im vorderen Bereich ein. Von hier aus hatte sie einen guten Überblick über das Klubhaus, konnte sich in Ruhe überlegen, wie sie vorgehen wollte und später jederzeit wegfahren.

Einerseits erleichterten die vielen Menschen ihr Vorhaben, erschwerten die Sache gleichzeitig aber auch. Einfacher wurde es, weil sie als Fremde im Getümmel weniger auffiel; schwieriger,

weil sie so unter Umständen weniger herausbekam. Denn wenn die Bar voller fremder Menschen war, würden die Reaper wohl kaum Klubinternes besprechen. Sie dachte darüber nach, ob sie Lenas Foto herumzeigen sollte, entschied sich aber dagegen. So würde sie nur unnötig Aufmerksamkeit auf sich ziehen, ohne eine vernünftige Antwort zu bekommen. Besser, sie wartete erst mal ab, bis sie die Reaper besser einschätzen konnte.

Caitlyn schob ein Klappmesser in die vordere Jeanstasche, wo es kaum auffiel, und verstaute den Teleskopstock

in der Manteltasche. Ihre Dienstwaffe schloss sie jedoch lieber im Kofferraum ein. Die Glock 22 sprang zu leicht ins Auge, da konnte sie sich genauso gut FBI auf die Stirn schreiben. Die kleinere Baby-Glock an der Wade musste ausreichen.

Außerdem war ihr Lächeln die beste Waffe, wenn sie es geschickt anstellte. Zusammen mit der erbeuteten Anstecknadel. Sie steckte sich die Nadel weithin sichtbar an den Kragen.

Als Nicht-Reaper dieses Abzeichen zu tragen war eine offene Provokation. *Na dann kommt nur, ihr Kerle.*

Sie schlenderte über die Straße und schlängelte sich durch die Motorradreihen bis zur Veranda durch, die – trotz der vielen Fenster, die nach vorne rausgingen – größtenteils im Schatten lag. Der Holzboden unter ihrer Stiefeln bebte vom Bass eines Rocksongs, in dem der Sänger von Buckcherry seine Wut über irgendeine dämliche Schlampe hinausschrie.

»Kommt 'ne Braut alleine in eine Ruckerbar ...«, empfing sie eine Männerstimme, als sie über die Veranda auf den Eingang zuing. »Hört sich an wie der erste Satz von einem schlechten

Witz.«

Es hätte die missglückte Anmache eines Betrunkenen sein können, nur klang der Kerl gar nicht betrunken. Als sie sich zu ihm umwandte, erkannte sie den Blonden aus dem *VistaView* wieder, der jetzt neben dem Eingang zur Bar an der Wand lehnte. Mit seinen schwarzen Klamotten war er im Dunkel kaum auszumachen. Er nickte ihr zu und hob sein Yuengling zum Gruß.

»Verfolgen Sie mich?«, fragte sie.

»Wohl eher umgekehrt«, erwiderte er. »Immerhin bin ich lange genug hier gewesen, um mir ein Bier zu holen,

genug von der verbrauchten Luft und dem Krach zu haben und frische Luft zu schnappen.«

»Auch ein Reaper?« Er trug keine Kutte – die Lederweste mit Aufnähern, die Status und Zugehörigkeit zu den Ortsverbänden verrieten.

»Ich kann alles sein, was du willst, Süße. Du suchst einen Reaper? Durch die Wohltätigkeitsstour am Wochenende besteht heute Abend kein Mangel an denen. Und hier sind auch jede Menge Nicht-Reaper. Motorradbegeisterte, so wie ich.

Er war ihrer Frage ausgewichen,

aber sie würde es darauf beruhen lassen. Eigentlich wollte sie reingehen, aber alles in ihr sträubte sich dagegen, ihn hier zurückzulassen. Er bemerkte ihr Zögern und setzte wieder dieses dunkle Lächeln auf, mit dem er sie schon vorhin so gereizt hatte.

»Hätten Sie gerne eine Begleitung für den Abend?«, fragte er und drückte sich von der Wand ab. Jetzt erst bemerkte er das silberne Zeichen an ihrem Kragen. »Oder brauchen Sie die möglicherweise gar nicht? Ich will da keine Revierstreitigkeiten anfangen.«

»Hören Sie, Mister ...«

»Goose.«

»Wie bitte?«

»Goose. So heiße ich.« Er wartete.

»Und Sie sind?«

Aufdringliche Typen wie er waren ihr zuwider. Arrogante Scheißkerle, die über alles bestimmen wollten. Aber an einem Ort wie diesem wimmelte es sicher von dieser Sorte. Da war dieser Goose wahrscheinlich noch am unbedenklichsten. Jedenfalls sah er besser aus als die meisten anderen. Also setzte sie ein freundlicheres Gesicht auf, zwang sich zu einem Lächeln und stellte sich vor: »Caitlyn. Freut mich, Sie

kennenzulernen, Goose.«

Er neigte den Kopf, als hätte er zu viele Gary-Cooper-Filme gesehen. »Die Freude ist ganz meinerseits, Ma'am. Sie haben nicht zufällig Lust zu tanzen? Oder auf eine Partie Billard?«, fügte er rasch hinzu, als sie nach der ersten Frage zögerte. »Lassen Sie mich Ihnen zumindest ein Bier spendieren.«

»Was das Tanzen anbelangt, muss ich ablehnen, aber zu einer Partie Billard und einem Bier sage ich nicht Nein.« Auf der Tanzfläche ließ es sich schwer reden oder irgendein Gespräch belauschen, von einem Billardtisch aus

könnte sie sich hingegen einen ersten Überblick verschaffen und die Lage peilen. Eventuell erkannte sie eine Stimme wieder, zum Beispiel die von dem Kerl, der sie vorhin überwältigt hatte. Man sollte die Hoffnung ja nie aufgeben.

»Sind Sie sicher, dass Sie das tragen sollten?« Er deutete noch einmal mit dem Kinn auf die Nadel. »Die haben Sie doch nicht auf dem Parkplatz gefunden oder etwas in der Art?«

»Vertrauen Sie mir. Ich weiß, was ich tue.«

»Wenn Sie das sagen. Dann mal

hereinspaziert.« Als er die dicke, ungeschliffene Holztür öffnete, schlug ihr ein äußerst frauenfeindlicher Text der Ying Yang Twins entgegen. Anscheinend ging es den Reapern bei Musik mehr um erniedrigende Sexualpraktiken als um einen bestimmten Stil. Er ließ ihr den Vortritt.

Die Tische und Stühle waren zur Seite geschoben worden, damit mehr Platz zum Tanzen blieb. Wenn man das Tanzen nennen konnte. Wohl eher Trockensex, so, wie die Frauen sich an den Männern rieben. Im Vergleich mit den anderen weiblichen Gästen trug

Caitlyn viel zu viel Stoff am Körper. Ungeachtet der jeweiligen Leibesfülle sah sie nur bauchfreie Oberteile, tiefsitzende Jeans und Trägerhemdchen – wenn die Frauen nicht gleich ganz auf Träger verzichteten. Und bunte Tätowierungen so weit das Auge reichte, um die Aufmerksamkeit erst recht auf das viele nackte Fleisch zu lenken.

Die Männer mit ihren Jeans-, Leder- und Flanellschichten waren da vergleichsweise zurückhaltend gekleidet. Die meisten trugen schwarze Reaper-Kutten über den Hemden. So wie auch bei den Frauen war vom knapp

Zwanzigjährigen bis zum Tattergreis alles dabei.

Goose zog einige Aufmerksamkeit auf sich, als er Caitlyn durch die Menge zu den Billardtischen im hinteren Teil des Raumes geleitete. Caitlyn suchte die Ecke nach Ausgängen ab. Zwischen zwei Spieltischen stand eine Feuertür offen, damit frische Luft hineinkam. Wahrscheinlich gab es noch einen weiteren Notausgang in dem Flur, der hinter der Bar zu den Toiletten führte, aber dort gab es für Caitlyns Geschmack zu viele nicht gekennzeichnete andere Türen und dunkle Ecken, in denen man

angefallen werden konnte. Bei dem Lärm würde sie dort niemand hören, selbst wenn sie laut um Hilfe schrie.

Eine große Brünette pirschte sich an Goose heran. »Was kann ich dir bringen, Schätzchen?

Er leerte sein Yuengling in einem Zug und reichte ihr die Flasche. »Noch eins. Und?«

»Ein Black and Tan und einen Bushmills«, sagte Caitlyn.

»Der einzige Irische, den wir haben, ist Jameson.«

Caitlyn zuckte mit den Schultern. Sie hatte ohnehin nicht vor, den Whisky zu

trinken. Aber ein volles Schnapsglas konnte sowohl als Ablenkungsmanöver als auch als Waffe nützlich sein. Das Bier würde sie probieren, wenn es noch verschlossen ankam. »Von mir aus.«

»Geht auf mich«, sagte Goose. Woraufhin die Kellnerin einen Schmollmund aufsetzte und sich durch die Menge in Richtung Bar durchschlängelte.

Beide Billardtische waren besetzt, das Spiel in der hinteren Ecke näherte sich jedoch langsam dem Ende. Caitlyn stellte sich neben diesem Tisch an die Wand, von dort aus hatte sie alles im

Blick und war nahe genug am Ausgang. Außerdem war es hier auch ein wenig ruhiger; sie verstand tatsächlich, worüber die Männer sich gerade unterhielten.

Zu schade, dass sie rasch verstummten, sobald sie Caitlyn bemerkten. Misstrauische Blicke glitten über ihren Reaper-Anstecker, dann schauten die Männer fragend zu Goose hinüber. Er sagte nichts, stellte sich aber nahe genug neben Caitlyn, um deutlich zu machen, dass sie unter seinem Schutz stand.

Was ihr überhaupt nicht passte, aber

an einem solchen Ort ging es wohl nicht anders. Als die Kellnerin mit ihren Getränken wiederkam, hatten die Billardspieler bereits das Interesse an ihr verloren und auch ihr Spiel beendet.

»Ladies first.« Goose ordnete die Kugeln neu und gab ihr einen Queue.

Caitlyn stellte ihre Getränke ab, nahm den Queue entgegen und schoss absichtlich schlecht. Sie achtete lieber auf die Umgebung als darauf, eine gute Eröffnung hinzulegen. Außerdem würde es Gooses Ego schmeicheln, wenn er vor dem kleinen Frauchen angeben konnte.

»Pech gehabt. Ich nehm die Halben.«

Als er sich über den Tisch beugte und auf eine Kugel zielte, fiel sein Haar nach vorn, und sie sah die Tätowierung, die am Hals begann und sich den Kopf hochwand. Das Erkennungszeichen der Reaper. Selbst die Anwarter mussten sich dieses Symbol stechen lassen und besiegelten damit genau wie die vollwertigen Klubmitglieder ihr Schicksal.

Er lochte eine Kugel ein und bereitete den nächsten Schuss vor. In dem Moment, als er den Ellbogen zurücknahm, fragte sie: »Wo ist Ihre

Kutte?«

Er reagierte nicht gleich, vermasselte aber den eigentlich sehr einfachen Schuss. »Wie bitte?«

»Sie gehören zu den Reapern. Sollten Sie die hier drin also nicht tragen?«

Er richtete sich auf, den Stock in der Hand, und starrte sie an. Als könne er nicht fassen, dass sie so unverfroren war, ihn ausgerechnet hier herauszufordern.

Sie berührte den Anstecker, und der aufgenähte silberne Sensemann glitzerte im grellen Deckenlicht. »Könnte es sein, dass Sie sie nicht tragen, weil Sie das

hier verloren haben?«

»Die Kleine hat recht.« Ein älterer Mann mit grauem Haar und toten dunklen Augen trat vor. »Mickey«, sagte er, ohne denjenigen anzusehen, »hol Goose seine Kutte.«

Seine eigene Lederweste wies ihn als vollwertigen Reaper und Präsidenten der Carolina Mountain Men aus. »Ich bin Poppy«, sagte er freundlich, reichte ihr aber nicht die Hand. »Sieht so aus, als sollte ich Sie kennen. Kenn Sie aber nicht.«

Immer mehr Reaper bauten sich vor ihr auf; der Fluchtweg war trotzdem

noch frei, nur ein junger Kerl, vielleicht Anfang Zwanzig, stand im Weg, aber mit dem würde sie notfalls fertigwerden. Caitlyn verschaffte sich noch etwas mehr Spielraum, indem sie sich über den Tisch beugte und mit ihrem Queue weit ausholte.

»Ich bin Caitlyn«, sagte sie, nachdem sie den Stoß ausgeführt hatte. »Caitlyn Tierney.«

»Nett, Sie kennenzulernen, Caitlyn. Würden Sie mir verraten, was Sie hierherführt?«

Mit einem Mal konzentrierte sich alles auf sie und Poppy. Goose war vom

Tisch zurückgewichen und rieb die Lederspitze seines Queues mit Kreide ein, als hinge sein Leben davon ab.

Caitlyn ließ den nächsten Spielzug unbeendet, richtete sich auf und blickte Poppy direkt in die Augen. Sie lehnte den Queue gegen den Tisch und fasste in ihre Tasche. Der junge Reaper hinter ihr zuckte zusammen, wie sie belustigt registrierte. Er dachte wohl, sie würde eine Waffe ziehen, was sie bei so vielen Menschen um sie herum aber nur im äußersten Notfall tun würde.

Sie hielt Poppy Lenas Foto unter die Nase. »Ich suche dieses Mädchen. Sie

soll vor zwei Nächten hier vorbeigekommen sein.«

Poppy schaute sich das Foto nicht einmal an, sondern schnalzte es ihr über den Tisch zurück. Caitlyn steckte es wieder in ein.

»Da sind Sie hier falsch. Falls es Ihnen noch nicht aufgefallen ist, jemand wie die würde hier auffallen. Genau wie dieser Gentleman hier.«

Die Menge hinter ihm teilte sich und gab den Blick auf zwei Männer frei, die jemanden nach vorne zerrten. Einer der beiden hielt diesem Mann eine Pistole an die Schläfe.

Paul.

Lena und Smokey rannten in die Dunkelheit hinaus. Sie bereute schon bald, dass sie den Schlafsack zurückgelassen hatte, aber er war unter dem herabgefallenen Putz begraben gewesen, und sie hatte nicht die Zeit gehabt, ihn auszugraben. Sie hatte sich als Schutz vor der Kälte nur schnell etwas altes Zeitungspapier in die Socken gestopft. Der eisige Wind, der den Gipfel hinabfuhr, zerrte an ihr, der Mantel bot kaum Schutz. Und ihre

Handschuhe hatte sie irgendwo verloren.

Sie stemmte sich gegen den Wind, schlang die Arme um die Brust und versuchte, so viel Körperwärme wie möglich zu bewahren, während sie über den holprigen Boden stolperte. Sie kamen zu einer weiteren Hütte. Einstöckig, mit billiger Holzverkleidung, ganz wie die, in der sie gefangengehalten worden war. Waren sie vielleicht im Kreis gelaufen? Nein, der Wind hatte ihr die ganze Zeit über ins Gesicht geschlagen und besonders weit waren sie auch noch nicht gekommen.

Smokey ließ ihre Hand los und lief

einmal ums Haus herum. Lena folgte ihr vorsichtig. Licht drang keines nach draußen, dafür seltsame Geräusche. Als ob jemand am Holz kratzte oder nagte. Ihr kam eine Lagerfeuergeschichte von früher in den Sinn: über einen Mann, der seinen Haken wetzte, ehe er Amok lief und wahllos mordete.

Lenas Magen machte sich bemerkbar, sie hätte jedoch nicht sagen können, ob ihr vor Angst schlecht war oder ob sie einfach Hunger hatte. In der Hütte hatte sie sich nie hungrig gefühlt, eine Nachwirkung des Betäubungsmittels, und wohl auch, weil sie zu verängstigt

gewesen war, um an Essen zu denken. Aber jetzt, hier draußen, in der Kälte umherirrend ... klapperte sie mit den Zähnen und zitterte so stark, dass sie beinahe über die eigenen Füße gestolpert wäre.

Sie blickte zurück. Am Rande ihres Sichtfeldes konnte sie noch die Umrisse der Hütte ausmachen, aus der sie geflohen war. Zwei Hütten. Ihr Verstand war wie vernebelt, sodass selbst diese einfache Beobachtung sie ermüdete.

Das Schneegestöber hatte sich noch verdichtet, ihr Mantel war mit einer weiß glänzenden Schicht bedeckt. Ihr

Blick fiel auf die Hütte, die vor ihr lag, dann glitt er zu den windgepeitschten Bäumen gleich dahinter. Ein Unterschlupf. Sie brauchte ein sicheres Dach über dem Kopf.

Da hörte sie wieder dieses Geräusch. Smokey war zu ihr zurückgekommen, hüpfte laut kreischend auf und ab. Der Schimpansin gefiel die Hütte auch nicht. Gemeinsam gingen sie an ihr vorbei.

»Nicht der Wald«, sagte Lena mit tauben Lippen zu Smokey, sie war überrascht, dass sie überhaupt noch etwas herausbekam. »Wir brauchen ein

anderes Haus. Einen warmen Ort.«

Die Schimpansin bewegte das Kinn, als hätte sie verstanden, und führte Lena am Waldrand entlang weiter bergabwärts. In der Ferne tauchte eine weitere Hütte auf, ähnlich den ersten beiden, aber dort wollte Smokey nicht hin. Stattdessen führte sie Lena zu einem größeren Holzhaus, verglichen mit den anderen war es solider gebaut, mindestens drei Mal so groß und hatte zwei Stockwerke.

Lena zog Smokey am Arm, sie wollte sich das Haus genauer ansehen, aber Smokey versuchte, sie daran

vorbeizuführen. Lenas Füße waren schwer wie Blei, sie kam kaum noch vorwärts. Sie stolperte, fiel bäuchlings hin und wäre beinahe direkt aufs Gesicht gefallen. Ihre Hände trafen auf kalte Erde, ein Kissen aus Piniennadeln und kleinen Zweigen federte ihren Sturz ab.

Sie blieb liegen, presste das Gesicht in den schneebedeckten Boden und war nicht sicher, ob sie sich überhaupt wieder aufraffen sollte. Warum auch? Sie könnte einfach hier einschlafen, alles würde gut werden, alles gut ...

Da hörte sie Vonnies Stimme. »Beeil dich, Lena. Wir warten«, rief sie ihr aus

dem Dunkel zu.

»Fünf Minuten«, murmelte Lena mit geschlossenen Augen. »Ich bin in fünf Minuten da. Versprochen.«

Vonnie ließ nicht locker. »Na los, mach schon. Du weißt, wir dürfen nicht zu spät kommen. Daddy wartet.« Das Geklimper von Münzen in einem Plastikbeutel begleitete ihre Worte. »Du darfst auch das Kleingeld verwalten.«

Lena schlug die Augen auf. Sie sah ihre Mutter, die ihren besten schwarzen Hut aufgesetzt hatte, den mit der Pfauenfeder. Derselbe Hut, den Lena bei ihren nachgespielten Teekränzchen

aufsetzten durfte, wenn sie versprach, besonders gut darauf aufzupassen.

Vonnie trug ein rotes Samtkleid, genau wie Lena. Weihnachten. Oh, wie gut sie sich an jene Feiertage erinnerte – in aller Herrgottsfrühe aufstehen, weil die Wartezeiten für Besucher an diesem Tag noch länger waren als sonst. Da es draußen noch dunkel war, schlief sie im Auto jedes Mal gleich wieder ein; und während sie darauf warteten, abgefertigt zu werden, schlief sie auf Moms Schoß ein; auch am Tisch, während sie auf Daddy warteten, schlief Lena ein.

Erst nach vielen Jahren erfuhr Lena,

dass andere Kinder früh aufstanden, weil Geschenke unter einem Baum auf sie warteten, nicht lange Schlangen in einem überfüllten Raum voll fremder Menschen, und dass ihr Abendessen nicht mit Kleingeld aus einem Automaten gezogen wurde, sondern dass sie abends Truthahn serviert bekamen.

»Lena. Steh auf.«

Sie wurde wütend und verscheuchte ihre Schwester mit einer abwehrenden Armbewegung. »Lass ihn ruhig warten. Der Scheißkerl ist schuldig. Ist dir oder Mom das je in den Sinn gekommen? Nein, ihr habt immer nur gesagt, wir

dürften den Glauben nicht verlieren. Ihr habt an ihn geglaubt – *wir* haben an ihn geglaubt. Haben unsere Leben an ihn verschwendet. Aber da mache ich nicht mehr mit. Von mir aus kann er da verrotten.«

Lenas Wange brannte, als Vonnie sie ohrfeigte. »Sag nicht so etwas. Das darfst du nicht einmal denken. Und jetzt steh auf!«

Lena versuchte es. Sie musste ihrer Schwester klarmachen, dass die sich irrte. Aber ihre Lider waren einfach zu schwer. Ihr Körper wog Zentner.

Also rollte sie sich noch fester

zusammen. »Geh weg, Vonnie. Lass mich schlafen.«

Bernie musste seinen ganzen Mut zusammennehmen, um sich an den feiernden Reapern vorbei aus dem Klubhaus zu schleichen, obwohl es noch recht früh am Abend war. Aber er musste einfach wissen, ob es Lena und den Tieren gut ging.

Und je länger er mit den Reapern rumhing und sich vorstellte, was sie Mason angetan hatten, was sie mit *ihm* anstellen würden, wenn sie ihm auf die Schliche kamen ... er hielt das alles

einfach nicht mehr länger aus.

Während er mit seinem Pick-up durch Cherokee fuhr, am *VistaView* vorbei und dann Richtung Westen die eng gewundene Bergstraße hinauf bis zur *Teddy Roosevelt Lodge*, versuchte er sein Bestes, eine Lösung für die komplizierte Situation zu finden, in die er sich verstrickt hatte.

Er war so verdammt stolz auf sich gewesen, wie raffiniert er sich das Narkosemittel für die Tiere und eine Spritze von dem Zootypen geschnappt hatte. Dann hatte er Lenas Gewicht geschätzt, die entsprechende Dosis

aufgezogen, war ihr auf die Toilette gefolgt und hatte ihr das Mittel injiziert. Anschließend hatte er sie hier raufgebracht, ehe irgendjemandem im Klubhaus aufgefallen war, dass sie ihnen durch die Lappen gegangen war.

Wie tollkühn er sich vorgekommen war, weil er sich Weasel und Poppy widersetzt hatte. Erst hier oben war ihm in den Sinn gekommen, dass er keinen blassen Schimmer hatte, was er weiter mit ihr anstellen sollte. Und als sie dann auch noch einen ganzen Tag lang nicht aufgewacht war, hatte er sich vor Angst beinahe in die Hose gemacht, weil er

befürchtet hatte, ihr zu viel von dem Mittel verabreicht zu haben.

Wenn die Wirkung nachließ und sie wieder wach war, sagte er sich, dann würde er ihr alles erklären, sie vor Poppy und den Reapern beschützen, koste es was es wolle. Selbst wenn er damit die einzige Familie hinterging, die ihm etwas bedeutete.

Er hatte jedoch nicht damit gerechnet, dass er wegen der Party von gestern so lange weg sein musste. Jetzt plagte ihn die Sorge, dass entweder ihr oder dem Leoparden oder diesen dämlichen Schimpansen etwas

zugestoßen war.

Denn dann wäre das ganz allein seine Schuld.

Und all das nur, weil er einen Traum gehabt hatte. Von einem Zuhause. Von jemandem, um den er sich kümmern konnte. Womöglich sogar jemandem, der sich um ihn kümmern würde. Möglicherweise.

Es schneite ununterbrochen, als er seinen Wagen vor der Blockhütte abstellte, in der Lena untergebracht war. Er wollte erst nachschauen, ob es ihr gutging, dann würde er nach dem Leoparden sehen.

Als er gestern früh das letzte Mal nach ihr geschaut und ihr die Kette zurückgegeben hatte, die mit dem goldenen Kreuz daran, war sie immer noch ziemlich neben der Spur gewesen, hatte Hymnen gesungen und unverständliche Gebete aufgesagt. In dieser Verfassung war sie für niemand außer Gott ansprechbar gewesen.

Hoffentlich ging es ihr mittlerweile besser, denn ganz allein würde er das alles nicht hinbekommen. Vor allem da Poppy und Weasel irgendetwas vom FBI flüsterten, das ebenfalls nach Lena suchte.

Was zum Teufel hatte ein liebes Mädchen wie sie bloß angestellt, dass so viele Menschen hinter ihr her waren?

Vonnie hatte Lena allein gelassen, doch Smokey gab sie nicht auf. Die Schimpansin drückte ihr immer wieder die haarige Schnauze ins Gesicht, schnüffelte und zerrte an ihrem Arm, als sei sie eine Puppe.

»Lass mich in Frieden.« Lena schob den Affen weg und rollte sich auf den Bauch. Sie bekam Schnee in die Nase, musste husten und wurde dadurch wieder ein wenig wacher.

»Was zum ...« Sie setzte sich auf. Schwärze. Tiefschwarze Dunkelheit um sie herum. Sie blinzelte, bis der Schwindel nachließ und sie wieder klar sehen konnte. Schnee. Und Kälte, unfassbare Kälte. Sie schlang die Arme um den Oberkörper, kämpfte sich hoch. Dort war ein Gebäude. Wärme, sie musste irgendwohin, wo es warm war.

Smokey keckerte und tollte um sie herum, dann stellte sie sich Lena in den Weg. Lena achtete nicht weiter darauf, sie hatte nur noch eines im Sinn: einen warmen, sicheren Ort. Hier draußen würde sie sterben. Dieser Gedanke trieb

sie voran, einen quälenden Schritt nach dem anderen.

Der Schnee lag zwar nicht besonders hoch, hatte ihre behelfsmäßigen Schuhe jedoch längst durchnässt. Schmerz fühlte sie schon lange keinen mehr; stattdessen waren ihre Füße taub, schwer, wie zwei Zementklötze. Sie hob erst den einen, dann wieder den anderen, zwang sich vorwärts.

Jeder Schritt glich einer Fürbitte. Das wichtigste Gebet ihres Lebens. *Bitte, Herr, lass mich nicht sterben ...*

Die Brüstung der Veranda war ihre Rettung. An ihr zog sie sich auf den

Vorbau hoch. Die Tür war jetzt nicht mehr allzu weit entfernt. Ein seltsames Heulen, kaum lauter als der Wind, hielt sie auf. Unschlüssig blieb sie stehen. Irgendetwas war dort drin.

Sie wollte schon aufgeben, sich einfach genau hier hinsetzen und den Tod willkommen heißen. Einzig der Gedanke daran, wie enttäuscht Vonnie und ihre Mutter sein würden, trieb sie weiter voran. Ein Schritt, noch einer, noch einer ... Sie stieß gegen die Tür, fummelte an dem schweren Riegel herum, mit dem sie gesichert war. Altmodisch. Hochheben, wegschieben und ziehen.

Die Tür ging auf. Sie fiel hinein. Schloss erneut die Augen. Öffnete sie nicht einmal, als irgendetwas direkt vor ihr mit dumpfem *Plumps* auf den Boden sprang.

Nachdem die erste Überraschung verflogen war, wurde Caitlyn angst und bange. Verflucht, nein, nein, nein. Das konnte doch wohl nicht wahr sein. »Paul«, platzte es aus ihr heraus, ehe sie sich fangen konnte. »Was zum Teufel?«

»Deine Mutter hat sich Sorgen gemacht. Und mich hierhergeschickt, um dich zu holen.« Er stand aufrecht da und sah ihr direkt in die Augen, als wäre niemand außer ihr anwesend. Er schien nicht einmal zu bemerken, dass er der

einzigste dunkelhäutige Mann im Lokal war, noch dazu der Einzige, der keine Waffe trug.

»Habt ihr das gehört, Jungs?«, sagte Poppy. »Das ist wahre Liebe. Er ist hergekommen, um sie zu retten.«

Paul schüttelte die beiden Männer ab, die ihn festhielten, dabei ignorierte er demonstrativ den, der mit einer Pistole auf ihn zielte. Trotz ihrer Wut und ihrer Angst musste Caitlyn zugeben, dass es einen gewissen Reiz hatte. Oder gehabt hätte, wenn ihr ohnehin unausgegrenzter Plan, sich einen Überblick über die Lage zu verschaffen,

sich dadurch nicht in eine brenzlige Geiselnahme verwandelt hätte.

»Sieh mal«, versuchte Paul es mit seiner vernünftigen Arztstimme. »Ich weiß zwar nicht genau, was hier vorgeht, bin mir aber sicher, dass es sich lediglich um ein einfaches Missverständnis handelt ...«

»Sei still, Paul«, fuhr Caitlyn ihn an, ehe er alles nur noch schlimmer machte.

Paul starrte sie wütend an und wollte wieder den Mund öffnen, da schaltete Poppy sich ein: »Tun Sie, was die Lady sagt, Paul.«

Der Reaper mit der Waffe stieß Paul

den Lauf in den Bauch, direkt unter dem Rippenbogen, sodass er nach Luft schnappte. Caitlyn merkte sich den Kerl: mittleres Alter, dunkles Haar, klein, mit fieser Schlägervisage. Noch lange nicht so fies, wie er aussehen würde, wenn sie mit ihm fertig war, versprach sie sich. Der Name auf seiner Weste lautete Weasel. Wie passend.

Die Menschen auf der Tanzfläche hinter Paul wackelten unverdrossen mit den Hüften und schwangen den Hintern, wie es nur Weiße ohne jegliches Taktgefühl fertigbrachten, ganz so, als sei das, was sich hier abspielte, wie

durch ein unsichtbares Kraftfeld von ihnen getrennt. Außerhalb ihrer Welt. Von denen war also keinerlei Hilfe zu erwarten. Damit hing alles allein von ihr ab.

Der Rocker, den Poppy losgeschickt hatte, um Gooses Kutte zu holen, war wieder da und hielt Goose die Weste hin – äußerst respektvoll, und als der sie angezogen hatte, sah Caitlyn auch wieso. Das Arschloch war der verdammte Vollstrecker der Gang.

Sobald er die Weste anhatte, veränderte sich Gooses ganzes Auftreten. Er musterte sie, ohne auf Paul

zu achten, dann schien er die Stimmung unter den um den Billardtisch versammelten Reapern einzuschätzen – unter denen sich auch einige vom Heimatsitz befanden. Das verschärfte die Lage, denn vor den obercoolsten Typen aus Daytona mussten die Carolina Mountain Men natürlich ihr Gesicht wahren.

Großartig. Einfach großartig.

Sie spielte verschiedene Szenarien im Kopf durch, verwarf jedes davon wieder, bis nur noch ein einziges übrig blieb. Das ihr überhaupt nicht gefiel, aber nur so würde kein Blut fließen. Sie

musste aufgeben.

Sie zog mit der linken Hand die silberne Anstecknadel vom Kragen und lehnte sich mit gebeugtem Kopf weit über den Tisch, um sie so nahe wie möglich vor Poppy abzulegen. Dabei gelang es ihr, unbemerkt mit der rechten Hand nach der Baby-Glock zu greifen. Als sie sich aufrichtete, hielt sie die Waffe unter dem Tisch und zielte auf die Stelle, an der es Poppy am meisten wehtun würde. Die linke Hand ruhte einsatzbereit auf ihrem Schlagstock.

Leider hatten inzwischen drei weitere Reaper Pistolen gezogen und

mindestens vier andere hatten die Hände in den Taschen, vermutlich auch an den Waffen.

»Ich habe einen Fehler gemacht«, gab sie zu und schluckte ihren Stolz hinunter. »Und jetzt lassen Sie ihn gehen.«

Poppy schaute ihr lange in die Augen, während er die silberne Anstecknadel in den Fingern hin- und herdrehte. »Was meinst du, Goose?«

»Ich meine, wir haben heute Abend eine Menge Leute hier, die unsere Gastfreundschaft genießen.« Goose nickte in Richtung Tanzfläche und

steckte sich die Pistole hinten in den Hosenbund. »Also sollte eine aufrichtig gemeinte Entschuldigung wohl genügen.«

Mit einer Kinnbewegung bedeutete Poppy den Männern, Paul loszulassen. Sie nahmen sofort die Hände von ihr und traten zurück.

»Mach, dass du hier rauskommst, Paul«, sagte Caitlyn, immer noch bis aufs Äußerste angespannt.

»Nicht ohne dich.« Er stand da wie Ritter Galahad, der zu ihrer Ehrenrettung herbeigeeilt war. Bemerkte er denn gar nicht, dass die Situation hier innerhalb von Sekunden kippen konnte?

»Die Dame kann jederzeit gehen, sobald Sie sich entschuldigt hat.«

Paul zuckte zusammen; er war offenbar davon ausgegangen, dass die Reaper sich bei ihm entschuldigen würden.

Ehe er etwas Unbedachtes sagen konnte, drang Sirenengeheul durch die offene Tür hinter Caitlyn. Die taumelnden Bewegungen auf der Tanzfläche hatten sich in eine handfeste Prügelei verwandelt. Nettes Timing.

Faszinierend, wie schnell die Waffen verschwanden und sich die Reaper unters Volk mischten, sobald sich die

Polizei ankündigte. Alle bis auf Goose, Poppy und der kleine Mann, der Paul mit der Waffe bedroht hatte. Weasel. Dem eines seiner Ansteckzeichen fehlte, wie sie jetzt bemerkte.

Caitlyn nutzte die Ablenkung, umrundete den Tisch und schnappte sich Paul. Sie zerrte ihn hinter sich her zum Ausgang. »Geh jetzt. Wir treffen uns dann im Hotel.«

Er entwand sich ihrem Griff. »Nein. Ich werde nirgendwo ohne dich hingehen.«

»Das hier ist meine Arbeit, Paul. Die musst du mich erledigen lassen.« Sie

sprach hastig und war gleichzeitig damit beschäftigt, beide Seiten der Tür im Auge zu behalten.

Paul rührte sich nicht vom Fleck. »Hast du irgendeine Vorstellung, wie schwer es mir gefallen ist, hierherzukommen? Ich wusste genau, was für ein Publikum mich hier erwarten würde. Aber ich habe deiner Mutter versprochen, dafür zu sorgen, dass dir nichts zustößt.«

Caitlyn beschämte es, dass er sich für sie in Gefahr gebracht hatte. Sie musste ihn hier rausbringen, bevor die Lage eskalierte. »Wenn du willst, dass

mir nichts zustößt, dann musst du mich meinen Job machen lassen. Und das kann ich nicht, solange ich auf dich aufpassen muss.« Er starrte sie an. Caitlyn opferte eine kostbare Sekunde, um seinen Blick zu erwidern. »Bitte.«

Endlich nickte er. »Okay. Ich werde im Wagen warten.«

»Nein. Meine Mutter wird sich Sorgen machen. Fahr du schon vor und wir treffen uns dann im *VistaView*.« Die Sirenen wurden immer lauter, die Polizei musste jeden Moment eintreffen. Eine Bierflasche kam von der Tanzfläche hergeflogen.

Zähneknirschend drängte er sich durch die Reihen des überfüllten Parkplatzes. Sie gab ihm Deckung, bis er sicher in seinem Volvo saß. Als er ausparkte, kam ihm der Wagen des Sheriffs entgegen, dahinter zwei weitere Einsatzfahrzeuge und ein Geländewagen der Polizei.

Gerade als Caitlyn sich unbemerkt aus dem Staub machen wollte, hörte sie hinter sich eine Stimme. »Wenn Sie morgen immer noch hier sind, Agent Tierney, dann werden wir vorbeikommen, um uns die Entschuldigung zu holen.«

Weasel. Dieselbe Stimme wie vorhin, damit hatte sich ihre Vermutung bestätigt. *Nett, dich endlich kennenzulernen.*

Caitlyn drehte sich um und streckte ihm den Mittelfinger hin. Genau in der Sekunde entdeckte der Deputy Sheriff die Waffe in ihrer anderen Hand.

»Keine Bewegung! Zeigen Sie mir Ihre Hände!«

»Sheriff Markle möchte mit Ihnen sprechen.« Der Deputy führte Caitlyn, die auf der Rückbank seines Einsatzwagens gesessen hatte,

schweigend zu einem weißen Tahoe, auf dem die Insignien des örtlichen Sheriff Departments prangten.

Markle war Anfang sechzig, bis auf ein leichtes Doppelkinn gut in Form, hielt sich extrem gerade und trug das leicht ergraute Haar kurz rasiert. Ehemals Militär, schätzte Caitlyn. Eir Junge aus der Gegend hier, der zurück nach Hause gekommen war. Und so, wie sich sein Gesichtsausdruck veränderte, sobald er sich beobachtet wusste, anscheinend auch der geborene Politiker.

»Kommen Sie zu jeder Rauferei vor

Betrunkenen persönlich, Sheriff?«, fragte sie, denn Angriff war in einem solchen Fall die beste Verteidigung. Das brachte ihr einen missbilligenden Blick ein, das Lächeln wich jedoch nicht eine Sekunde aus seinem Gesicht. Wie angekleistert.

»Nur, wenn eine Bundesagentin involviert ist, Miss Tierney. Darf ich fragen, in welcher Angelegenheit Sie hier sind?« Übersetzt hieß das: Was zum Teufel hat das FBI auf meiner Spielwiese verloren?

»Ich suche nach einer vermissten Person.«

»Suchen? Suchen *Sie* oder sucht das

FBI? Denn normalerweise wird die örtliche Polizeidienststelle informiert, wenn ein Fall auf ihrem Gebiet bearbeitet wird.«

»*Ich* suche. Die Tochter eines Freundes.« Nicht ganz die Wahrheit, aber nahe dran. Sie zeigte ihm Lenas Foto. »Tut mir leid, Sheriff. Ich wollte eigentlich gleich morgen früh bei Ihnen vorbeischauen. Konnte ja nicht ahnen, dass der Abend so ... ereignisreich verlaufen würde.«

»Hm.« Er nickte, als würde er gerne behilflich sein, doch als er sich das Foto ansah, schlich sich ein missbilligender

Ausdruck in seine Augen. »Das Hale-Mädchen? Klar, die kenne ich. Sie hat mich in den letzten Jahren ständig genervt – Anfragen gestellt, ist an den Wochenenden und in den Ferien hergekommen und hat Leute belästigt, die sich noch an den Fall ihres Vaters erinnern konnten. Waren nicht mehr viele – und interessiert hat das auch keinen mehr. Jetzt habe ich sie allerdings eine ganze Weile nicht mehr gesehen.«

Da hatte ihr der Deputy, der ihr Gesellschaft geleistet hatte, bis der Sheriff eintraf, etwas anderes berichtet. »Ihr Deputy erwähnte, dass er sie vor

ein paar Tagen auf der Wache gesehen hat.

Sein Achselzucken war ein wenig übertrieben. »Weiß ich nicht. Aber fragen Sie meine Männer ruhig alles, was Sie möchten. Wir haben nichts zu verbergen. Solange die Jungs dadurch nicht von ihrer Arbeit abgehalten werden.« Er lehnte sich gegen die Stoßstange des Jeeps. »Und jetzt zu diesem Durcheinander hier. Ich nehme an, Sie legen keinen gesteigerten Wert darauf, dass ich Ihre Vorgesetzten anrufe und berichte, dass Sie in einen tätlichen Angriff verwickelt waren?«

Eine unmissverständliche Drohung. Caitlyn tat sie betont beiläufig mit einer Handbewegung ab. »Tut mir leid, Sheriff. Da muss Sie jemand falsch informiert haben. Wenn Sie sich die Zeugenaussagen ansehen, werden Sie feststellen, dass ich niemanden tötlich angegriffen habe. Vielmehr wurde ich attackiert, während ich versucht habe, einen unbeteiligten Gast zu schützen. Und dieser Mann hier«, sie zeigte auf Goose und hätte beinahe mit den Augen gerollt, weil sein Spitzname so dämlich war, »sowie einige seiner Reaper-Kollegen haben mich und diesen Gast

mit Schusswaffen bedroht.«

Leider war Weasel nirgends zu sehen, denn ihn hätte sie ebenfalls nur zu gerne verpiffen. Markle schaute gar nicht zu Goose hinüber, sondern hielt den Blick fest auf Caitlyn gerichtet, als ob er darauf wartete, dass sie einen Rückzieher machte.

»Mir ist bewusst, dass die Hobby-Biker dem Bezirk eine Menge Geld einbringen«, fuhr sie fort. »Deswegen bin ich mir sicher, Sie können keinen gemeingefährlichen Reaper gebrauchen, der einfach so Gäste von auswärts bedroht. Oder gar die rechtschaffenen

Bürger, die Sie gewählt haben.«

Von der anderen Seite des Parkplatzes winkte der ältere Rocker, der sich Poppy nannte, Markle zu, als wäre er dessen Chef. Wahrscheinlich war er das auch. Der Sheriff stieß sich von seinem Wagen ab. »Vielen Dank, Miss Tierney. Ich werde mich um alles kümmern.«

Er wandte sich Caitlyn zu. Dieses Mal erreichte das Lächeln seine Augen, das machte es jedoch nicht weniger bedrohlich. »Tierney? Irgendeine Verbindung zu Sean Tierney? Wir waren beide zur gleichen Zeit Deputys.«

»Ich bin seine Tochter.«

»Tatsächlich? Nun, was sagt man dazu. Ihr Vater war ein guter Kerl, guter Polizist.« Wieder sah er sie missbilligend an. »Man würde meinen, seine Tochter hätte mehr Verstand, als in ein solches Wespennest zu stechen. Besonders mit so vielen unschuldigen Unbeteiligten rundherum.«

Caitlyn schwieg. Deswegen machte sie sich schon selber genug Vorwürfe, vielen Dank auch. Außerdem würde sie sich nun auch noch von Paul, ihrer Mutter und vermutlich sogar von Onkel Jimmy etwas anhören müssen. Aber was

hatten sie von ihr erwartet, hätte sie den Reapern das einfach so durchgehen lassen sollen?

»Komisch, dass Sie nach Lena Hale suchen.« Der Sheriff hielt inne und wartete ab, nötigte ihr eine Reaktion ab.

»Wieso, wegen dem, was ihr Vater getan hat?«

»Nein. Weil sie sich zuletzt für Ihren Vater interessiert hat. Sie wollte Einblick in die Akte über seinen Selbstmord.« Er ging an ihr vorbei und entließ Caitlyn mit einer Handbewegung, ohne sich noch einmal zu ihr umzudrehen. »Schönen Abend noch.

Caitlyn.«

Er sprach ihren Namen aus, als sei sie eine Neunjährige. So hatte sie er sie wahrscheinlich noch in Erinnerung. Leider hatte sich auch genauso unreif verhalten und sich von den Reapern provozieren lassen. Caitlyn schlenderte zu ihrem Subaru hinüber und setzte sich auf die Motorhaube, um nachzudenken. Aus welchem Grund sollte Lena den Tod von Sean Tierney untersuchen? Eli Hale hatte gesagt, sein Selbstmord hänge mit dieser mysteriösen Gruppe zusammen, die seiner Meinung nach ebenfalls eine Bedrohung für Lena darstellte. Das hatte

Caitlyn allerdings als paranoide Wahnvorstellungen eines seit einem Vierteljahrhundert eingesperrten Mannes abgetan.

Dennoch war Lena nun mal tatsächlich verschwunden. Und die Menschen in Evergreen logen, wenn es sie betraf – zumindest einige von ihnen. Falls Lena wirklich in Gefahr war, sollte sie besser schnell herausfinden, was hier gespielt wurde.

Ein Deputy geleitete Goose zu seinem Einsatzwagen und verfrachtete den Reaper auf den Rücksitz. Eir Hindernis weniger, dachte Caitlyn. Und

jetzt zum nächsten: Paul.

Sie seufzte, setzte sich ans Steuer ihres Impreza und machte sich auf den Weg zum *VistaView*. Sie musste noch Elis Unterlagen durchgehen, Paul besänftigen und sich etwas ausdenken, wie sie Lena finden konnte. Das versprach eine lange Nacht zu werden.

Ihr spukte jedoch etwas ganz anderes im Kopf herum, während sie gedankenverloren den Subaru um die engen Kurven lenkte ... Das Bild ihres Vaters, der in einer Blutlache lag, die Dienstwaffe noch in der Hand.

Weshalb sollte Lena einen

sechszwanzig Jahre zurückliegenden
Selbstmord untersuchen?

Aus Lenas Hütte drang kein Laut und Bernie fragte sich, ob sie wohl schlief. Auf Zehenspitzen lief er durch den vorderen Raum bis hin zum begehbaren Kleiderschrank, in dem er sie zurückgelassen hatte. Er wollte sie nicht wecken. In der Hütte war es kühl. Eine Zentralheizung gab es hier oben nicht, doch er hatte noch ordentlich Kohle aufgelegt, ehe er gegangen war. Die Hitze musste sich verflüchtigt haben.

Eine Diele knarrte. Er lauschte. Keir

Mucks war von Lena zu hören, nicht einmal dieses verrückte Hymnengesinge von gestern. Sie hatte eine so wunderschöne Stimme. Ihr zuzuhören hatte ihn tief berührt. Und nun bekam er es mit der Angst zu tun. Was, wenn sie das Betäubungsmittel nicht vertragen hatte?

Er kramte eine ganze Weile nach dem Schlüssel für das Vorhängeschloss, öffnete schließlich die Schranktür. Staub quoll ihm entgegen, kitzelte ihn in der Nase, bis er niesen musste. Er schaltete das Licht ein.

Mitten im Kleiderschrank türmte sich

Schutt. In der Außenwand klaffte ein riesiges Loch.

Lena war fort.

Bernie stand heftig atmend da und hatte das Gefühl, gleich in Ohnmacht zu fallen. »Lena!«

Sein Schrei fing sich in den Staubwolken. Er drehte sich um und rannte nach draußen, um die Hütte herum, bis er vor dem Loch stand. Es lag gerade genügend Schnee, dass er Fußstapfen erkennen konnte. Gott sei Dank.

Er raste zum Pick-up, schnappte sich eine Taschenlampe und folgte der Spur.

Sie wurde immer wieder von großen Abdrücken nackter Füße gekreuzt. Die Schimpansen. Wenn sie ihr etwas getan hatten, dann würde er sie erschießen, sie alle umbringen, das schwor er sich.

Wenn er nach dem Leoparden sah, trug Bernie immer die Jagdwaffe seines Großvaters bei sich. Ein alter Smith-and-Wesson-Revolver mit 44er-Kaliber, schwer, ein wahres Ungetüm. Mit einem Jagdgewehr hatte Bernie schon häufig auf Wild geschossen, Großvaters Revolver hatte er jedoch noch nie zuvor auf ein Lebewesen gerichtet.

Zwei Mal war er bis auf

Schussweite an einen Bären herangekommen, hatte es aber nicht über sich gebracht. Ein so wunderschönes Wesen auszulöschen wäre doch eine Schande. Besonders, da er gar keinen Grund hatte. Also war der Revolver im Holster steckengeblieben, während er und der Bär sich stumm beäugten. Beide Begegnungen hatten damit geendet, dass der Bär in aller Ruhe wieder im Wald verschwunden war, ganz so, als sei Bernie überhaupt nicht da.

Jetzt zog er die 44er aus dem Holster. Hielt sie in der einen und die Taschenlampe in der anderen Hand,

während er sich zu den halb verwehten Abdrücken hinunterbeugte. Sie führten im Halbkreis am Waldrand entlang. Gott sei Dank war sie schlau genug, den Wald zu meiden. Ein Mädchen aus der Stadt würde sich dort bestimmt verirren.

»Lena.« Sein Ruf wurde vom Wind davongetragen.

Da bemerkte er eine Kuhle im Schnee, die einem Frauenkörper glich. Sie hatte sich hingelegt. In den Schnee. Weshalb? War sie verletzt?

Blut hatte er keines gesehen, nur die Schimpansen-Spuren. Da war ein menschlicher Handabdruck. Sie hatte

sich hochgedrückt, war weitergestolpert. Er hob den Kopf, um zu sehen, wo die Fährte endete.

Die Spuren führten zur Blockhütte mit dem Leoparden darin. Als er die Taschenlampe auf den Eingang richtete, bemerkte er, dass die Tür offenstand.

Ehe er sich versah, erklang der Schrei einer Frau.

»Lena!«

Caitlyn schwirrte der Kopf vor lauter Fragen. Aber das machte nichts: Antworten zu finden war ihre große Stärke. Häufig, indem sie Muster und

Möglichkeiten erkannte, die anderen verborgen blieben. Manchmal hatte sie auch einfach Glück. Meistens war es jedoch schlicht ihrer grenzenlosen Hartnäckigkeit geschuldet.

So wie heute Abend. Die Reaper hatten eindeutig mit Lenas Verschwinden zu tun. Und Lena musste noch am Leber sein, sonst hätten sie Caitlyn nicht davor gewarnt, weiter nach ihr zu suchen. Hatten sie Lena in ihrer Gewalt und wollten Caitlyn von der Fährte weglocken? Oder suchten sie auch nach Lena, und es ging ihnen darum, die Konkurrenz auszuschalten?

Wenn die Roker in die Sache mit Lena verwickelt waren, dann steckten sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch hinter dem Mord an Eli. Und dann wiederum konnten sie auch etwas mit dem zu tun haben, wegen dessen Eli überhaupt erst im Gefängnis gelandet war.

War es möglich, dass alles, woran sie die letzten sechsundzwanzig Jahre geglaubt hatte, eine Lüge war? Könnte Eli unschuldig gewesen sein?

Sie fröstelte trotz des aufgedrehten Heizgebläses. Und wenn ihr Vater sich vielleicht gar nicht selbst umgebracht

hatte?

Der Gedanke war ein vertrauter Dämon, mit dem sie schon ihr ganzes Leben rang. Nur zu gerne hätte sie einen Weg gefunden, Sean Tierney lieben zu können, die Wut abzuschütteln, dass er sie allein zurückgelassen hatte. Nur zu gerne hätte sie einen Vater gehabt, dessen Liebe zu seiner Familie jeder Bedrohung standgehalten hatte.

Und so sehr sie sich auch gegen solche Sehnsüchte verhärtete, immer wieder war da diese kleine gemeine Stimme in ihrem Inneren: *Vielleicht hat er dich nicht geliebt. Vielleicht hast du*

es nicht verdient, geliebt zu werden.

Nein. Sie blinzelte heftig und stellte die Scheibenwischer eine Stufe höher, um in dem durch die Dunkelheit treibenden Schnee überhaupt noch etwas erkennen zu können. Sie hatte keine Zeit für solche Grübeleien.

Sie fuhr auf den verwaisten Parkplatz eines Einkaufszentrums, in dem es neben einem mexikanischen und chinesischen Schnellimbiss auch noch ein BBQ und einen *McDonalds* gab, außerdem ein koreanisches Nagelstudio und einen Ein-Dollar-Discounter.

Sie langte nach ihrem Handy und

wählte eine Nummer. »Boone? Hier Tierney.«

»Wissen Sie, wie spät es ist?«

»Verflucht. Nein. Tut mir leid, habe ich Sie geweckt?«

»Nein.« An seinem Seufzen hörte sie, dass das nicht sarkastisch gemeint war. »Ich schlafe nicht mehr besonders viel. Was gibt's?«

»Haben Sie da bei sich irgendwelche Banden, die den Reapern nahestehen?«

»Dank der lieben Bundesbehörde haben wir so gut wie jede Sorte bei uns. Man teilt sie auf die verschiedenen Einrichtungen auf, um Ärger zu

vermeiden.« Deswegen saßen auch die Sureños aus Kalifornien dort ihre Strafe ab. »Also ja, ich bin mir sicher, wir haben auch ein paar Reaper. Hängen die nicht auch irgendwie mit Aryan Nation zusammen? Von diesen Nazi-Brüdern sitzen jede Menge bei uns ein.«

»Das weiß ich nicht. Ist nicht gerade mein Fachgebiet.«

»Und was haben die Reaper mit meinem kleinen Himmelreich hier zu schaffen?«

»Es gibt eine Gruppe von ihnen in Evergreen, dem Heimatort von Eli Hale. Ich vermute, dass sie in den Anschlag

auf ihn verwickelt sind.«

»Würden Sie mir vielleicht auch erklären, wie Sie darauf kommen? Hale hatte nie irgendwelche Probleme mit Rockern – egal welcher Klub –, mit den Nazis eigentlich auch nicht. Weshalb sollten sie ihn ausgerechnet jetzt attackieren?«

Gute Frage. »Da bin ich dran. Wenn Sie einfach auch versuchen könnten, ob Sie auch etwas herausfinden?«

»Sicher, ich habe ja sonst nichts zu tun.«

Er legte auf und sie grübelte weiter. Der Überfall im *VistaView* war nicht

zufällig geschehen. Offenbar hatte Goose ihre Zimmernummer mitbekommen. Oder die Reaper hatten jemanden an der Rezeption bestochen. Wenn sie schon die Zimmernummer kannten, wie schwer war es dann wohl, eine Schlüsselkarte zu bekommen?

Vielleicht hatte Weasel ihr hinter der Zimmertür aufgelauert und sie von dort aus angefallen?

Sie spielte die wenigen Sekunden noch einmal gedanklich durch. Nein, das erschien ihr nicht einleuchtend. Er hatte genügend Schwung gehabt, um sie ins Schlafzimmer zu schubsen. Außerdem

war die ganze Aktion wirklich dämlich, dafür, dass sie sich die Mühe gemacht hatten, ihre Zimmernummer herauszubekommen. Eine FBI-Agentin angreifen? War doch klar, dass Caitlyn das nur weiter anstacheln würde. Die waren doch nicht ernsthaft davon ausgegangen, sie so in die Flucht schlagen zu können?

Also, warum hatten sie sie hinterrücks angegriffen? Um sie abzulenken, so musste es sein. Oder um sie eine Weile aus dem Zimmer zu bekommen.

Demzufolge

hatte

höchstwahrscheinlich irgendjemand, der für die Reaper arbeitete, ihr Zimmer durchsucht, während sie im Klubhaus war. Und wer weiß was dort angestellt. Scheißkerle.

Zumindest hatten sie Elis Unterlager nicht in die Finger bekommen. Die waren immer noch sicher in ihrem Kofferraum eingeschlossen. Und sie würde zu verhindern wissen, dass die Reaper da rankamen. Sobald sie wieder im Hotel war, würde sie ihre Sachen packen und aus dem *VistaView* ausziehen. Nein, besser noch. Da eh nichts in dem Zimmer war, was sie heute

Abend brauchen würde, konnte sie in einem der billigen Motels entlang der Route 19 absteigen. Sie dort in Ruhe Elis Unterlagen ansehen und sie irgendwo verstecken, wo sie sicher waren.

Die Sache hatte nur einen Haken: Paul.

Sie wählte seine Nummer. »Hey, was dauert denn so lange?«, fragte er.

»Wo bist du?«

»Na, wo wohl, in unserem Zimmer.«

»Welches Zimmer? Die Suite, die mein Onkel mir gegeben hat?«

»Ja.« Er stockte. »Wieso? Willst du

mich etwa nicht hier haben? Was ist los, Caitlyn?«

Es war weder der richtige Moment noch blieb genügend Zeit, um das auszudiskutieren. Aber so, wie er sich anhörte, wäre er definitiv nicht davon angetan, sie in einem schäbigen Motel zu treffen. »Nichts. Ich mag nur die Suite nicht besonders.« Jedenfalls nicht, solange jemand deren Schlüsselkarte besaß. »Ich bin schon fast wieder beim *VistaView*. Würde es dir etwas ausmachen, meine Tasche zu holen und uns ein anderes Zimmer zu besorgen?« Wenn er sie nun für paranoid hielt und

anfang, Fragen zu stellen? Ihr kam eine Idee. »Auf einer anderen Etage. Weiter weg von meiner Mutter?«

Sie wusste gar nicht, wo Jessalyn untergebracht war, aber das konnte er ja nicht ahnen.

»Stimmt ja. Deine Mutter.« Sie hörte die Erleichterung aus seiner Stimme heraus. »Ja, klar«, das klang sogar leicht belustigt, »das mache ich.«

»Auschecken brauchst du nicht. Und buche am besten unter deinem Namen, nicht unter meinem. Schick mir die neue Zimmernummer per SMS, ich treffe dich dann dort.«

»Wird gemacht!« Sie wollte schon auflegen, doch er war noch nicht fertig. »Caitlyn, wir müssen uns noch ausführlicher über heute Abend unterhalten. Du kannst mich nicht so im Ungewissen lassen. Es ist einfach nicht richtig und ich habe Besseres verdient.«

Da führte wohl kein Weg dran vorbei. Was nicht bedeutete, dass sie dem Gespräch freudig entgegensah.

»Bis gleich.« Sie legte auf, ehe er noch etwas sagen konnte.

Lena wurde von Smokeys Kreischer aufgeschreckt, benommen setzte sie sich

auf. Im fahlen Licht, das durch die Tür fiel, konnte sie den Umriss der Schimpansin erkennen. Und dann erblickte sie das, was Smokey so alarmiert hatte: eine riesige Raubkatze.

Was war das, ein Puma? Wie auch immer, jedenfalls war sie riesig und versperrte ihnen fauchend den Weg zur Tür

Dann sprang sie plötzlich auf Lena zu. Smokey sprang ihr schrill kreischend zu Hilfe. Die Katze langte mit einer Tatze nach der Schimpansin, aber nur langsam, wie um den Affen auf die Probe zu stellen. Smokey wich mit

Leichtigkeit aus. Lena stellte sich in ihrer Hilflosigkeit hinter die Schimpansin und kam sich sogleich feige vor. Sie berührte Smokey am Arm. Die zitterte vor Angst und schüttelte sie ab, ohne die Raubkatze aus den Augen zu lassen. Ihr Fell sträubte sich, als könnten die borstigen paar Extrazentimeter die Katze davon überzeugen, dass sie eine Bedrohung darstellte. Die Raubkatze gähnte unbeeindruckt und entblößte dabei das große weiße Gebiss. Mit messerscharfen Zähnen.

Lena wich zurück. Der Gestank nach Urin und verrottetem Fleisch ließ sie

würgen. »Komm schon, Smokey. Lass uns das hübsche Kätzchen nicht weiter belästigen. Gutes Kätzchen, sei ein gutes Kätzchen.« Die Kälte hatte ihre Zunge gelähmt, Lena brachte die Worte nur undeutlich heraus. War sowieso eine verrückte Idee, einen Puma durch gutes Zureden von seinem Abendessen wegzulocken.

Das durch die Tür einfallende Licht traf auf das hin und her tigernde Raubtier; es hob den Kopf, als würde es über Lenas Worte nachdenken. Sein Fell hatte ein Muster. Kein Puma. Eher Leopard? Was zum Teufel hatte ein

Leopard hier verloren?

Die Frage hob sie sich für später auf. Wenn der Leopard sich auf der anderen Seite der Tür befand und sie und Smokey sicher im Haus waren.

Plötzlich verdunkelte ein Schatten die Tür. Ein Mann. Ein Lichtstrahl fiel auf Lena, blendete sie. Sie schirmte die Augen ab und stolperte rückwärts. Ihr Fuß traf auf irgendetwas Feuchtes. Sie ruderte mit den Armen, kämpfte ums Gleichgewicht, fiel aber trotzdem und war vom Aufprall wie benebelt.

Der Leopard machte einen Satz. Aber nicht in Lenas Richtung. Mi-

bedrohlichem Fauchen stürzte er sich dem Mann entgegen, schlug mit der Tatze nach ihm und flüchtete dann in die Freiheit.

Smokey hüpfte unter lautem Gebrüll auf und ab und schwang die Arme, der Mann sackte im Türrahmen zusammen und ließ die Taschenlampe fallen. Sie drehte sich auf dem Boden wie eine Diskokugel, und Lena meinte, einen alten Empfangstresen erkennen zu können. Sie wusste nicht, ob sie aufstehen oder sich besser so lange tot stellen sollte, bis der Mann aus der Tür trat und ihr damit einen Fluchtweg eröffnete.

Gerade kämpfte er sich wieder hoch, verstaute irgendetwas in seiner Jackentasche und näherte sich mit zur Seite ausgestreckten Händen, wie um sie davon zu überzeugen, dass er keinerlei Bedrohung darstellte. Sie war noch nicht überzeugt, aber ihre Füße waren immer noch zu taub, um einen Fluchtversuch zu wagen – verdammt, bei ihrem letzten Versuch, ein paar Schritte zu gehen, war sie einfach umgefallen, also würde sie sich einen Plan B ausdenken müssen. Vielleicht könnte Smokey ein Ablenkungsmanöver starten und ihr so etwas mehr Zeit verschaffen?

»Sch, ist schon gut, ich will doch nur helfen. Lass mich rasch nachsehen, ob es ihr gut geht.« Der Mann redete beruhigend auf die Schimpansin ein, dabei näherte er sich Lena Schritt für Schritt. Smokey schien besänftigt und nahm eine entspannte Haltung ein.

So viel also zu ihrem Plan B. Es fiel ihr schwer, einen klaren Gedanken zu fassen, geschweige denn, ihre eiskalten Gliedmaßen zu befehligen.

»Du erinnerst dich doch noch an mich, mein Mädchen, nicht wahr?« Der Mann streckte die Hand aus. Smokey schnüffelte an der Hand, ergriff sie und

tätschelte dann den Arm hoch bis zur Brust, wie um sich erneut mit dem Mann vertraut zu machen. Der blieb ruhig stehen, bis der Affe seine Untersuchung beendet hatte. Erst dann kauerte er sich neben Lena.

Smokey ahmte seine Haltung nach und stupste Lena sanft. Mit einem bekümmerten Winseln wandte sie sich dann an den Mann. Als gehe sie vertrauensvoll davon aus, dass er sich um Lena kümmern würde.

Lena rührte sich nicht. War zu keiner Bewegung fähig. Weil sie selbst in dem schummrigen Licht die Augen des

Fremden erkannt hatte.

Hellblau mit silbernen Sprenkeln.

Die Augen des Mannes, der sie gefangen hielt.

Paul hatte ihnen ein ganz gewöhnliches Zimmer über dem Atrium besorgt. Es bot ein großes Doppelbett und einen kleinen Tisch mit zwei ungemütlich aussehenden Sesseln vor dem innenliegenden Fenster neben der Tür. Das Fenster gefiel Caitlyn gar nicht, es war ein Sicherheitsrisiko, dennoch war sie froh darüber, umgezogen zu sein. Selbstverständlich war sie trotzdem noch auf der Hut, aber für eine Nacht war das hier in Ordnung.

Sie hatte Elis Hinterlassenschaft aus dem Auto geholt und würde sie nicht aus den Augen lassen, ehe sie sich alles angesehen hatte.

»Um was um alles in der Welt ging es da vorhin überhaupt?«, fragte Paul, kaum dass sie zur Tür hinein war und während sie die Unterlagen auf dem Tisch neben dem Fenster abstellte. Sie hatte eigentlich gehofft, er wäre schon eingeschlafen. Pech gehabt. »In dieser Bar?«

»Ich habe meine Arbeit erledigt. Bis du aufgetaucht bist.«

Er wirkte nicht überzeugt. »Wollten

uns diese Rocker tatsächlich wegen eines bescheuerten kleinen Ansteckers erschießen?«

»Das ist eine Frage der Ehre. Diese Reversnadel steht für den gesamten Klub.«

»Von wegen Ehre, dass ich nicht lache.« Wow, er war wirklich wütend. So hatte sie ihn noch nie erlebt. »Dieser Haufen rassistischer Rowdys. Und du, was hast du dir nur dabei gedacht? Du hättest umgebracht werden können. Dich ganz mit einer solchen Bande anzulegen. Bist du verrückt?«

»Ich weiß, was ich tue.«

»Deine Mutter sagte, es würde um irgendein Mädchen gehen, das du seit fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen hast? Das hat nichts mit deiner Arbeit zu tun. Und selbst wenn, solltest du dann nicht Verstärkung haben, ein Team oder irgendetwas in der Art? Man stürmt doch nicht einfach so alleine da rein und ...«

»Manchmal schon. Um etwas herauszubekommen. Ich hatte alles unter Kontrolle, bis du reingeplatzt bist.«

»Für mich hat das anders ausgesehen.« Er atmete seufzend aus. Und setzte diesen resignierten Blick auf,

wie immer, wenn er sich als der Erwachsenenere in ihrer Beziehung aufspielte. Sie konnte es nicht ausstehen, wenn er das tat. »Ich bewundere deine Loyalität. Deinem Job gegenüber. Selbst Freunden gegenüber, die du jahrelang nicht gesehen hast. Aber wann denkst du endlich auch mal an dich? Bist auch mal loyal deiner Familie gegenüber und den Menschen, die dich lieben?« Er legte ihr die Hände auf die Schultern und sah sie von oben an. »Caitlyn, ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn dir etwas zustoßen sollte.«

Die Anspannung wich aus ihrem

Körper. Sie wurde weich und ließ sich von Paul in den Arm nehmen, obwohl sie wusste, dass sie ihre Feigheit am nächsten Morgen bereuen würde. Seine Stärke verlockte dazu, alles andere zu vergessen, sich einfach umsorgen zu lassen, und sie war so erschöpft.

»Ich hasse es, wenn wir uns streiten«, sagte er mit den Lippen an ihrem Haar. »Ganz besonders, wenn ich das Gefühl habe, dass ich der Einzige von uns beiden bin, der sich bemüht. Um uns.«

Seine Worte weckten nur noch mehr Schuldgefühle in Caitlyn. Sie sollte

diesen Mann lieben – welche halbwegs vernünftige Frau würde das nicht? Er war zärtlich und aufmerksam und ehrlich und gutaussehend und hatte heute Abend wirklich Mut bewiesen. Sie fühlte sich zu ihm hingezogen, war gerne mit ihm zusammen ... war das nicht Liebe? Vielleicht wartete Caitlyn auf ein Gefühl, das es gar nicht gab?

Die Stille dehnte sich aus, aber er drängte nicht auf eine Antwort. Gütig und geduldig war er nämlich auch noch. Sie konnte bloß hoffen, dass er nie eine ähnliche Liste von ihren positiven Charaktereigenschaften erstellte. Die

wäre nämlich verdammt kurz.

»Dieser Fall«, sagte er, das Gesicht immer noch in ihrem Haar vergraben. »Das ist nichts Offizielles, habe ich recht?«

Sie löste sich aus der Umarmung und blickte ihn misstrauisch an. Wenn er sie bat, den Fall aufzugeben ...

»Das bedeutet also, du darfst mir davon erzählen und ich kann dir vielleicht sogar helfen«, bot er an. Er setzte sich auf die Bettkante. »Fang ganz von vorne an.«

Sie würde niemanden reinziehen, der nicht zum FBI gehörte – schon gar nicht

Paul. Bei seinem heutigen Versuch, zu helfen, hatte er sie beide in Lebensgefahr gebracht. Aber dieses wirre Gespinnst in Worte zu fassen half ihr vielleicht dabei, ihre Gedanken zu ordnen und eine neue Perspektive zu gewinnen. Also ließ sie sich in einen der Sessel sinken, zog die Beine an und schlug sie untereinander, sodass sie im Schneidersitz dasaß, stützte sich auf dem Ellbogen ab und legte das Kinn in die Handfläche.

»Von vorne? Ich weiß eigentlich gar nicht, wann alles anfang. Zuerst dachte ich, mit dem Mord, den Lenas Vater vor sechszwanzig Jahren begangen hat,

aber jetzt bin ich mir da nicht mehr sicher.«

»Ihr Vater hat jemanden umgebracht?«

»Tommy Shadwick, einen Stammesältesten der Östlichen Cherokee. Hat ihn mit einem Hammer erschlagen und sein Haus mit dem Leichnam darin angezündet, um alles zu vertuschen.«

Paul machte große Augen. Typisch für Menschen außerhalb des FBI. Sobald es blutrünstig wurde, waren sie ganz bei der Sache. »Tatsächlich? Warum?«

»Ich war damals noch ein Kind. Erst

später las ich etwas über das Motiv. Es ging um Tommys Widerstand dagegen, dass Hale sich und seine Familie ins Stammesregister eintragen wollte. In Oklahoma war gerade dieser große Fall vor Gericht verhandelt worden, in dem ehemaligen afrikanischen Sklaven Stammesrechte zugesichert wurden. Schätze, Hale wollte seiner Familie auch ein Stück vom Kuchen sichern, da genau zu dieser Zeit die Spielkonzessionen verteilt wurden.«

»Das Spielkasino war also der Grund dafür, dass er einen Mann umgebracht hat? Nur weil er an den

Gewinnen beteiligt werden wollte?«
Paul schien bestürzt; er hatte wohl etwas Dramatischeres erwartet als reine Profitgier.

»Das *VistaView* existierte damals noch gar nicht – es ist, soweit ich weiß, erst nach Tommys Tod bewilligt worden. Onkel Jimmys Firma hat der Bauauftrag jedenfalls erst erhalten, nachdem mein Vater gestorben und wir von hier weggezogen waren.«

»Dieser Kerl hat einen anderen Mann totgeschlagen und sein Haus niedergebrannt, *nur für den Fall*, dass ein Spielkasino gebaut und seine Familie

möglicherweise daran verdienen würde?« Pauls skeptischer Gesichtsausdruck spiegelte ihre eigenen Zweifel daran wider. »Eli Hale müsste ziemlich verrückt sein, um das zu tun. War er seiner Familie gegenüber gewalttätig? Hat er dir jemals etwas getan? Ist deine Mutter deswegen so vehement dagegen, dass du seiner Tochter hilfst?«

Caitlyn schob den Sessel zurück und stand auf. Der Raum war ihr mit einem Mal zu eng. »Er war niemals gewalttätig. Er war der beste Freund von meinem Vater. Der beste Vater, den ich

mir hätte vorstellen können – nach meinem eigenen, natürlich. Er hat sehr viel gearbeitet, aber auch jede Menge Spaß gehabt, die Familie stand für ihn an erster Stelle. Er war – lustig.«

»Dennoch hat er einen Mann erschlagen, nicht wahr? Und du warst noch ein Kind. Vielleicht gab es da Dinge, von denen du nichts wusstest. Eine bipolare Störung zum Beispiel.«

»Nein. Das hätte Lena in Berufungsverfahren angegeben.« In sechs Schritten war sie am Bett vorbei beim Badezimmer angelangt. Sechs Schritte wieder zurück. »Er hat

gestanden. Nie etwas an seiner Aussage geändert. Die Indizien waren eindeutig. Nur mein Vater wollte nie daran glauben, dass Eli schuldig war.«

»Konnte dein Vater das beweisen?«

Sie schüttelte den Kopf, versuchte angestrengt, ihre eigenen Erinnerungen mit den Zeitungsartikeln und der Abschrift von Elis Verurteilung abzugleichen, die sie später durchgelesen hatte. »Nein. Er war zwar an jenem Abend mit Eli zusammen, aber es gab ein Zeitfenster, in dem Hale es hätte tun können, also wurde das nicht als Alibi akzeptiert.« Wieder sechs

Schritte hin. Und sechs Schritte zurück. Sie blieb direkt vor Paul stehen. »Aber für eine solche Tat reicht das Motiv einfach nicht aus.«

»Ist es das, worüber Lena hier nachforscht? Der Fall ihres Vaters?«

»Nein. Den hatte sie schon lange zuvor aufgearbeitet. Und keinen Beweis für seine Unschuld gefunden, nichts, worauf sich ein Revisionsverfahren aufbauen ließe. Außerdem hat er bis zu seinem Tod an dem Schuldgeständnis festgehalten – vor einigen Wochen hatten sie deswegen im Butner einen Riesenstreit. Sie habe endlich erkannt,

dass er schuldig sei und sie wolle nicht länger ihr Leben an ihn verschwenden, das hat sie ihm gesagt. Ungefähr zu dieser Zeit fing sie auch an, über die Östlichen Cherokee im neunzehnten Jahrhundert zu forschen.«

»Moment mal. Ich komme nicht mehr mit. Eli Hale ist schuldig – so sagt er jedenfalls, und daran glaubt auch jeder, inklusive seiner eigenen Tochter. Was haben also die einhundert Jahre zurückliegenden Aufzeichnungen der Indianer damit zu tun?«

»Das weiß ich nicht genau. Ihre Mitbewohnerin sagte, es handele sich

um Recherchen für einen wissenschaftlichen Artikel. Der sich mit dem Urteil des Obersten Gerichtshofes zu den ehemaligen Sklaven in Oklahoma befasst.«

»Deswegen wurde doch damals 1988 dieser Stammesälteste umgebracht, vermutet man.«

»Der Fall ging durch alle Instanzen und wurde dann vom Obersten Gerichtshof entschieden.« Sie hatte keinen Schimmer, was dieser Prozess von einem Indianerstamm in einem anderen Bundesstaat mit Lenas Verschwinden zu tun haben könnte. Und

auch keine richtige Vorstellung davon, wo sie mit der Suche nach ihr anfangen sollte. »Könntest du mir vielleicht dabei helfen? Recherchiere online über das Thema, das Lena interessiert hat, dann finden wir eventuell heraus, wen sie hier besuchen wollte«

»Mal sehen. Was hast du währenddessen vor?«

»Du weißt, mir fällt es schwer, am Computerbildschirm zu lesen.« Herrje, die Kopfverletzung und ihre daraus resultierende Migräne als Ausrede zu gebrauchen, damit er die Arbeit für sie erledigte, war wirklich mies. Aber wenn

ihn das über einen Computer gebeugt und somit in Sicherheit zurückließ, war es das wert. »Damit würdest du mir wirklich helfen.«

»Einverstanden. Ich mache es. Nachdem wir ein wenig geschlafen haben.« Er stand auf und zog die Überdecke vom Bett. »Aber nur unter einer Bedingung.«

Eine Bedingung. Sie hasste Bedingungen. »Welche?«

»Du hältst dich von diesen Rockern fern. Und mich auf dem Laufenden.«

Das waren sogar zwei Bedingungen. Auch egal. Beide waren abwegig. Sie

würde sich bestimmt nicht von einem Arzt vorschreiben lassen, wie sie ihre Ermittlungen durchführte. Sie tat so, als würde sie ihre Zahnbürste suchen, während sie überlegte, ob sie Paul anlügen sollte oder nicht.

Welche Antwort sie ihm auch gab, sie würde Lena finden. Das schuldete sie Eli Hale. Zumal sie sich inzwischen fragte, ob ihr Vater nicht die ganze Zeit recht gehabt hatte. Es gab verdammt wenige handfeste Beweise dafür, dass Eli Tommy Shadwick umgebracht hatte, von seinem Geständnis mal abgesehen. Und kein einleuchtendes Motiv.

Was wäre, wenn Eli Hale tatsächlich unschuldig war?

Als Goose sich auf der Stahlbank vor den Arrestzellen ausstreckte, rasselten die Handschellen, mit denen er daran festgebunden war. Nicht gerade die komfortable Schlafstatt, die er sich für heute Nacht erhofft hatte. Zumindest befand er sich nicht in einer der beiden engen Zellen inmitten Betrunkener, von denen mindestens einer bereits erbrochen hatte.

Da die Deputys anhand seines Abzeichens seinen Rang unter den

Reapern erkannt hatten, wurde ihm ein Platz außerhalb der Zellen gewährt. Von allen, die heute Abend an dem Krawall beteiligt gewesen waren, war nur ein weiterer Reaper, einer vom Heimatsitz, derart rücksichtsvoll behandelt worden.

Allerdings nicht aus Respekt, so viel war klar. Sondern weil der Sheriff hier in seinem Gebiet keinen weiteren Ärger haben wollte. Da an diesem Wochenende zehnmal so viel Rocker versammelt waren wie sonst, würde er sich hüten, einen Bandenkrieg heraufzubeschwören

Kluger Mann, dieser Sheriff. Fast so

schlau wie die FBI-Agentin. Die hatte Goose wirklich beeindruckt. Wenn er daran zurückdachte, wie sie Lenas Foto auf den Billardtisch geschnipst hatte, als sei es das letzte Ass in einem Spitzenblatt, musste er lächeln. Und einfach so in das Klubhaus hineinzuspazieren, mit dem Reaper-Anstecker am Revers? Das würden sich die meisten Männer im Leben nicht trauen.

Ihrem Typ würde sie sicher noch den Arsch aufreißen, dass er ihr das Kräftemessen mit Poppy versaut hatte. Was war das bloß für ein Dummkopf,

ihr so die Tour zu vermässeln?

Vielleicht war sie auch doch nicht so schlau, wenn sie sich mit einem Hanswurst wie dem abgab. Die sollte sich besser jemanden suchen, der wusste, wo es langging. Einen wie Goose.

Die Vorstellung brachte ihn erneut zum Lächeln. Sobald er hier raus war, würde er versuchen, so viel wie möglich über die hübsche Agentin herauszufinden. Nur so konnte er jetzt noch ihren Hintern retten, nachdem sie die Reaper derartig gereizt hatte.

»Steh auf.« Der Deputy stieß ihn an.

ehe Goose diese Fantasie weiter ausspinnen konnte. »Deine Kautiön wurde gestellt.«

Der Mann schloss die Handscheller auf. Goose streckte und reckte sich genüsslich, genoss seine wiedergewonnene Bewegungsfreiheit. Er folgte dem Deputy nach vorne ins Büro, wo Poppy bereits auf ihn wartete.

Dort händigten sie ihm seine Habseligkeiten aus: ein Messer, sein Handy, eine Neun-Millimeter-Browning inklusive Magazin, die Geldbörse und seine Schlüssel. Poppy führte ihn nach draußen zum Klubvan. Weasel saß am

Steuer, außer ihm war niemand im Wagen. Den Kerl aus Daytona hatten sie wohl schon zurückgebracht.

»Die FBI-Tante ist wieder im *VistaView*«, sagte Poppy, während er sich auf den Beifahrersitz setzte. Damit blieb Goose nur der Rücksitz. »Wir müssen wissen, was sie vorhat.«

»Sie hatte eine Schachtel dabei«, warf Weasel ein. »Unterlagen. Die solltest du einkassieren.«

»Und wie?«, fragte Goose.

Ihm war klar, dass Poppy das alles möglichst unauffällig über die Bühne bringen wollte, weil Caruso, Reaper-

Präsident auf nationaler Ebene, sich für den Poker Run morgen angekündigt hatte. »Sei unauffällig. Aber halt sie auf Trab.«

»Du weißt, dass sie nicht offiziell hier ist?« Goose lehnte sich zurück und wartete ab, wie die anderen darauf reagierten.

»Wie kommst du darauf?« Weasel warf Goose über die Schulter hinweg einen bösen Blick zu.

»Ganz einfach. Eine FBI-Agentin würde niemals ihren Freund mitbringen. Und als ich sie mit ihrem Onkel im *VistaView* gesehen habe, sah das eher

nach Familientreffen aus. Er hat auch ihre Mutter erwähnt – ich meine, kommt schon, Jungs, wer schleppt seine Mutter mit zur Arbeit?«

»Da hat er recht«, sagte Poppy.

»Außerdem arbeiten die FBI-Agenten doch nie alleine, stimmt's? Wo war also ihre Verstärkung, als sie welche gebraucht hätte?«

»Was macht dich zum Experten für die Vorgehensweise des FBI?«, fuhr Weasel ihn an.

»Wann hast du zuletzt einen Gesetzeshüter ohne Verstärkung zu uns in den Klub kommen sehen?«

»Ja, gut. Aber warum sucht sie dann nach dem Mädchen?«

Aha. Es ging ihnen also um das Mädchen. So viel zu Weasels Behauptung, er hätte ihr bloß den Weg erklärt und sie dann ihres Wegs ziehen lassen. »Wen juckt's, warum sie das tut? Tierney kann uns direkt zu ihr führen, wenn wir sie machen lassen.«

Poppy schwieg kurz und nickte dann zustimmend. »Okay. Aber ohne meine Erlaubnis rührt sie keiner an. Sie ist immer noch FBI-Agentin, und diese Art von Theater können wir nicht gebrauchen.«

Weasel schien das zu überraschen, er warf Poppy einen Blick zu, den Goose nicht deuten konnte. Eigentlich war Goose davon ausgegangen, dass er bei seinem Rang mehr darüber erfahren würde, woher die Gelder kamen, mit denen der Klub seine zumeist arbeitslosen Mitglieder, so wie Goose, durchfütterte. Schließlich gab es immer genügend Essen, Alkohol, Drogen und Frauen für alle. Damit sie ihre Häuser nicht an die Banken verloren, hatte der Klub einigen Jungs sogar die Hypotheken bezahlt. Das motivierte auch Neumitglieder, ihrem Klub gegenüber

Treue »bis in den Tod« zu geloben.

»Was ist mit der Truppe aus Daytona?«, fragte Weasel. »Caruso wird Fragen stellen.«

»Lass Caruso mal meine Sorge sein. Wir müssen einfach dafür sorgen, dass er und seine Jungs sich auf den Poker Run konzentrieren. Während wir uns ums Geschäftliche kümmern.«

Goose lehnte sich zurück und wartete ab, ob die beiden mehr verrieten. Doch als sie beim Klubhaus ankamen und dort auf den Parkplatz fahren, war er immer noch nicht schlauer. Würden sie ihn auffordern, sich ums »Geschäftliche« zu

kümmern, was ihm vielleicht jenes spezielle Abzeichen einbringen würde?

Er stieg aus dem Wagen und dachte darüber nach, wie er vorgehen sollte. Besser, er hielt den Mund und wartete erst einmal ab, was sie von ihm verlangten. Weasel trug das Abzeichen auf seiner Kutte – bis auf Poppy war er der Einzige unter den Mountain Men, der sich das Recht darauf erworben hatte.

Schnee hatte sich über die die Motorräder und Trucks auf dem Parkplatz gelegt, die dadurch wie Figuren aus dem Märchen aussahen. Oder aber aus einem Alptraum.

Goose wollte hier weg, so weit ihn seine Softail Springer Classic 2005 trugen. Ehe Poppy und Weasel etwas von ihm verlangten, das er einfach nicht über sich brachte. Denn Goose war nicht blöd, er wusste genau, was es bedeutete, sich um das »Geschäftliche« zu kümmern.

Er hatte viel Spaß mit den Reaperr gehabt, nach einem gemeinsam verbrachten Jahr waren sie mehr als nur Freunde geworden. Aber es gab eine Grenze, die er nicht überschreiten würde.

Die Frage war nur, wie er sie davon

abhalten konnte, die FBI-Agentin oder das Mädchen, Lena, umzubringen, ohne dass sich die Gruppe gegen ihn wandte? Denn nur eines verabscheuten die Reaper mehr als FBI-Agenten, die ihre Nase in Dinge steckten, die sie nichts angingen – Verräter.

Bernie hielt sich gerade noch lange genug aufrecht, um die Schimpansin zu beruhigen und nach Lena zu sehen. War sie tot? War er zu spät gekommen?

Sein linker Arm brannte vor Schmerz und war nicht mehr zu gebrauchen. Was ihm da in die Armbeuge tröpfelte war

wohl Blut, es fing sich in den Falten seines Sweatshirts. Angst machte sich in ihm breit, er schmeckte Magensäure und Galle auf der Zunge. Doch die Tränen, die hervorzubrechen drohten, drängte er zurück. Darin hatte er dank seines Vaters viel Übung.

Lena schlug die Augen auf. Sie lebte! Er half ihr mit dem rechten Arm auf. »Geht es Ihnen gut? Können Sie laufen?«

Sie sagte nichts, starrte ihn nur aus weit aufgerissenen Augen an. »Ist schon gut«, versicherte er ihr. »Ich bin hier, um zu helfen.«

Sie blieb weiterhin stumm. Immerhin

ließ sie sich von ihm aufhelfen. Zwar wurde ihm ganz schlecht und schwindelig vor Anstrengung, aber das wurde besser, nachdem er ein paar Mal tief durchgeatmet hatte. »Zu meiner Hütte ist es nicht weit.« Er musste noch einmal konzentriert ein- und ausatmen, um nicht umzukippen. Er musste stark sein – für Lena. »Wir werden hinten rausgehen.«

Er hatte davon geträumt, ihr zu zeigen, wie schön er das Gästehaus hergerichtet hatte, in das er sie ursprünglich gebracht hatte. Den alten wild gemusterten Quilt, der

hauptsächlich aus verschiedenen Pink- und Lilatönen bestand, hatte er extra gewaschen, dazu neue Laken aufgezogen, die er im K-Mart in Sevierville besorgt hatte, und sogar eine Vase mit getrockneten Sonnenblumen für sie auf die Kommode gestellt.

Seine eigene Hütte war der letzte Ort, den sie sehen sollte. Das kleine Holzhäuschen wurde fast vollständig von der 1992er Super Glide FXR in Beschlag genommen, an der er gerade herumschraubte. Überall lagen Einzelteile verstreut, entweder in Schalen mit Fettlöser oder auf

ausgebreitetem Zeitungspapier, wo sie darauf warteten, geputzt zu werden. Seine Kleider stapelten sich auf dem Bett, denn er schlief meist sowieso in dem alten Lehnstuhl. Es gab ein Radio mit integriertem Kassettenspieler, aber bis auf einen lokalen christlichen Mittelwellen-Sender hatte er hier keinen Empfang, weder Kabelfernsehen noch Internet. Auch Essensvorräte hatte er keine, bis auf Dosen Suppe, Thunfischkonserven und vielleicht noch etwas Erdnussbutter – Brot und Marmelade waren ihm ausgegangen und zum Einkaufen hatte er keine Zeit gehabt.

Kein sehr gelungener erster Eindruck, den er hier vermittelte. Aber da es die nahegelegenste Hütte war, der Leopard draußen nach Beute suchte, sie beide geschwächt waren, er zudem noch Blut verlor, wollte er Lena so kurz wie möglich im Freien wissen.

Die Schimpansin half auch nicht gerade, sie rannte unentwegt um ihn und Lena herum, während sie beide durch die leere Lodge auf die Hintertür zustolperten und dabei Leopardenkot und stinkendem Aas auswichen. Bernie musste sie kurz loslassen, als er sich an der Tür zu schaffen machte. Einen

Moment lang dachte er, sie würde wegrennen, aber sie lehnte nur im Türrahmen und *starrte* ihn an, als habe er Bambis Mutter auf dem Gewissen.

»Es wird alles gut«, versuchte er sie zu beruhigen. »Sie sind gleich in Sicherheit. Das verspreche ich.«

Der Nachtwind schleuderte ihnen eine dicke Schneeböe entgegen. Bernie wünschte, er hätte die Lampe noch. Gegen den Leopard hätte die zwar auch nicht geholfen – da war die 44er in seiner Manteltasche seine einzige Hoffnung –, in dem schauderhaften Nebel aber immerhin etwas Orientierung

geboten.

Dem Affen schien der Nebel ebenfalls unheimlich zu sein, denn er sprang immer wieder in die Schwaden hinein. Bernie glaubte durchaus an Geister; seine Großmutter hatte das zweite Gesicht gehabt und niemals hätte er seine Nase in die Angelegenheiten von Toten gesteckt. Er zog Lena näher an sich. Sie zitterte so stark, dass sie ihn fast umwarf, und so überquerten sie gemeinsam die Rasenfläche zwischen dem Hinterausgang und seiner Hütte. An den Stufen angelangt, wäre er beinahe gestolpert, wenn sie ihn nicht

aufgefangen hätte. Die Tür hatte kein Schloss – Bernie besaß nichts von Wert. Er trat ein, stemmte sich gegen die Tür und den Wind, um sie zu schließen, dann drehte er sich zu Lena um.

»Tut mir leid, dass es so unordentlich ist«, war alles, was ihm einfiel.

Sie stand da, schlang zitternd vor Kälte die Arme um den Oberkörper und presste die Lippen so fest aufeinander, dass sie kein Wort herausbekommen hätte, selbst wenn sie etwas zu sagen gehabt hätte.

Toll gemacht, Romeo, schalt er sich.

Trotz der stechenden Schmerzen im Arm ergriff er eine Vliesdecke, die über dem Lehnstuhl lag, und bot sie ihr an. Sie zögerte, nahm sie dann aber doch. »Tee?« Scheiße, nein. Er hatte doch gar keinen Tee. »Oder Kaffee? Ist zwar löslicher, aber ...« Beinahe wäre er über einen Kochtopf voller Zylinderschrauben von der Super Glide gestolpert. Er fing sich am Sekretär ab, vor seinen Augen tanzten rote Punkte. Lena sagte immer noch nichts. Idiot, natürlich nicht – er hatte sich ihr ja nicht einmal vorgestellt. »Ähm. Ich bin Bernie. Bernie McSwain.«

Jetzt zeigte Lena eine Reaktion. Sie richtete sich ruckartig auf und blickte ihn verwirrt an. »Bernard McSwain?«

»Ja. Das bin ich.« Er langte nach dem Kaffee, streckte aus Versehen den linken Arm aus und wurde vor Schmerz fast ohnmächtig. Von dem hellroten Blut, das unter seinem Hemdsärmel hervorsickerte, mal ganz abgesehen.

»Aber Sie, Sie sind derjenige, der ich hier gesucht habe. Warum ... wie ...«

Bernie starrte seine blutige Hand an, sein Verstand weigerte sich, die Worte zu erfassen, so, wie die Oberfläche

eines Flusses von Regentropfen
unberührt bleibt. Dann schwanden ihm
die Sinne.

Ein paar Stunden später wachte Caitlyr auf. Paul lag mit dem Rücken zu ihr im Bett, die Kluft zwischen ihnen glich einer entmilitarisierten Zone, nur ohne den Stacheldraht. Dass sie seine Bedingungen nicht akzeptiert hatte, hatte ihn sehr gekränkt. Und er hatte das als Aufhänger für eine Beziehungsdiskussion genommen. Daraufhin war sie im Bad verschwunden und hatte geduscht. Kein Wunder, dass er im Schlaf von ihr abgerückt war. Er

wollte reden, sie wollte nichts wie weg.
Typisch Caitlyn.

Dieses Mal hatte sie jedoch gute Gründe für ihr Verhalten. Sie lief nicht vor Paul davon, ihr blieb einfach nicht viel Zeit, um dieses Mädchen zu retten.

Sie glitt aus dem Bett, griff nach einem Vliesoberteil und der Überdecke, um sich warm zu halten, und machte es sich mit Elis Unterlagen in einem der Sessel gemütlich. Zumindest war das Fenster jetzt doch noch zu etwas gut. Wenn sie die Gardine einen Spaltbreit aufzog, musste sie kein Licht machen.

Sie hatte gehofft, dass irgendwo ihr

Vater erwähnt wäre oder sie einen Hinweis darauf finden würde, weshalb »die« hinter Lena her waren – eventuell sogar darauf, nach was Lena eigentlich suchte. Aber da waren nur Zeichnungen, seitenweise. Bis auf das Adressbuch und einige wenige juristische Schriftstücke fand Caitlyn überhaupt nichts Geschriebenes. Nicht nur das, die meisten Zeichnungen waren auch noch Skizzen berühmter Bauwerke, bis auf diejenigen in einem kleineren Zeichenblock, die jeden noch so kleinen Winkel des Hauses darstellten, das Eli Hale für seine Familie gebaut hatte.

Andere Bilder zeigten seine Familie, es gab sogar ein paar, auf denen Caitlyn beim Spielen mit Vonnie abgebildet war. Sie wusste nicht recht, was sie davon halten sollte, dass ein Mörder sie gezeichnet hatte, wie sie vor sechsundzwanzig Jahren ausgehen hatte, als noch keinem von ihnen beiden Blut an den Händen klebte. In einer schemenhaften Darstellung erkannte sie ihren Vater, wie er gerade die Angel auswarf – sie erschien wie eine Verlängerung seines durchgestreckten Körpers.

Gott, er wirkte so lebendig. Als

könne ihn nichts aufhalten. Das Bild verschwamm vor ihren Augen und sie musste den Blick abwenden. Sie vermisste ihn einfach schrecklich. Heute noch genauso wie als neunjähriges Mädchen, das ohne ihren Helden, ohne ihren Daddy, verloren war.

Warum hatte Sean Tierney alles weggeworfen? Nur weil er überzeugt war, dass Eli Hale ihn verraten hatte? War das Grund genug, sie und ihre Mutter zurückzulassen, allem ein Ende zu setzen?

Vor Zorn verkrampften sich ihre Schultern, beinahe hätte sie die

Zeichnung in Stücke gerissen. Unerträglich, dass es ausgerechnet Eli Hale gelungen war, das Wesen ihres Vaters einzufangen. Nein. Was sie nicht ertrug war, dass Eli Hale gelebt hatte und ihr Vater nicht, auch wenn Eli nun vor ihren Augen gestorben war.

Sie schloss kurz die Augen, kämpfte mit den Tränen. Sie wollte weinen über ihren Vater, über die Opfer ihrer Mutter ... doch dann gab sie sich einen Ruck. Sie hatte einen Job zu erledigen. Sie musste Lena finden.

Die Worte von Sheriff Markle kamen ihr in den Sinn, dass Lena sich über

Sean Tierneys Tod informiert hatte. Schon wieder ging es um ihren Vater. Aber dieser Weg führte nur in den Wahnsinn – außerdem hatte Lena die Berichte über ihren Vater noch gar nicht erhalten, sondern nur angefragt, ob sie sie einsehen könne. Eine Sackgasse.

Nachdem sie alles durchgesehen hatte, legte sie die Unterlagen wieder in die Schachtel zurück, nur den Zeichenblock schob sie in die Manteltasche. Wenn Eli Hales kryptische Aussage dem Gefängnisseelsorger gegenüber stimmte, dann barg seine Hinterlassenschaft alle

Antworten darauf, wie sie Lena helfen konnte. Und sie war bloß zu müde, um sie als solche zu erkennen.

Es bestand immer noch die Möglichkeit, dass sie dem von einem paranoiden Häftling ersonnenen Phantom hinterherjagte. Was Caitlyn auch gerne geglaubt hätte, wenn sie nicht beinahe in eine Schießerei mit den Reapern verwickelt worden wäre, nur weil sie denen Lenas Foto gezeigt hatte.

Die Reaper. Konnten sie etwas mit dem sechsundzwanzig Jahre zurückliegenden Mord an Tommy Shadwick zu tun haben, und waren sie

deswegen hinter Lena her? Was aber könnte eine kriminelle Rockerbande mit einem Stammesältesten der Cherokee und gleichzeitig mit dem Mann zu schaffen haben, der den Mord an ihm gestanden hatte?

Sie klappte ihren Laptop auf und sah sich die Archivberichte über Tommys Tod an. Die Brutalität der Tat sprach durchaus für eine kriminelle Bande. Aber wo war das Motiv?

Die Reaper. Ursprünglich in Daytona gegründet, hatten sie sich entlang der Atlantikküste bis hin nach Maryland ausgebreitet. Die örtliche Gruppe der

Carolina Mountain Men war 1987 von Peter Oren Parker, alias Oren Parker, alias Poppy gegründet worden. Sie war überrascht zu lesen, dass er erst sechsunddreißig Jahre alt war; sie hätte ihn wesentlich älter geschätzt. Die vielen Partys waren nicht spurlos an ihm vorbeigegangen.

Laut NCIC, der zentralen Datenbank für Strafregister-Informationen, war er bereits mehrfach festgenommen worden, entging einer Verurteilung aber, denn er war jedes Mal aus Mangel an Beweisen freigesprochen worden. Ganz schön gewieft – entweder hatte Poppy einen

verdammt guten Anwalt an der Hand oder einen Richter in der Tasche. Möglicherweise auch beides.

Weder Weasel noch Goose wurden unter diesen Namen in den Akten erwähnt, aber bei ihnen sah es sicherlich ähnlich aus. Sie suchte nach einer Verbindung zwischen Poppy und Eli Hale oder Tommy Shadwick, fand aber nichts. Außer, dass sie zur selben Zeit in derselben Gegend gelebt hatten, gab es keinerlei Hinweis darauf, dass sie sich auch nur gekannt hatten.

Als Deputy war ihr Vater für den gesamten Verwaltungsbezirk zuständig

gewesen, mit Ausnahme des Indianerlandes. Wenn es eine Verbindung gab, hätte er davon gewusst. Vielleicht konnte ihr sein Partner von damals, Sheriff Markle, weiterhelfen.

Die Worte auf dem Monitor verschwammen ihr vor den Augen, sie blinzelte und versuchte, die Müdigkeit zu verscheuchen. Sie würde noch ein letztes Mal durch Elis Unterlagen gehen, sofort, in einer Minute. Sie musste nur erst ihren Augen eine kleine Pause gönnen ...

Als der Mann zusammenbrach, nahm

Lena Reißaus und rannte zur Tür. Er hielt sie nicht auf, lag bloß reglos da und gab dieses klägliche Seufzen von sich, wie ein Reifen, dem sämtliche Luft entwich. Sie warf einen Blick zurück, während sie die Tür aufriss. Blut sickerte unter seinem linken Arm hervor auf das Linoleum der Kochnische.

Der Leopard musste ihn mit den Krallen erwischt haben. Geschah ihr nur recht. Sie rannte auf die vordere Veranda, draußen war es stockfinster, kleine Schneewirbel sausten wie Minitornados über die Holzbretter. Die stechende Kälte und ihr schlechtes

Gewissen setzten ihr zu. Der Mann war verletzt, weil er versucht hatte, sie zu beschützen. Müsste sie ihm nicht eigentlich helfen? Wäre es nicht unchristlich, ihm diese Hilfe zu verweigern?

Ihre Mutter hatte sehr konkrete Vorstellungen davon gehabt, wie sich ein wohlerzogenes christliches Mädchen zu verhalten habe. Hätte sie Lenas Streit mit ihrem Vater miterlebt, in dem Lena Eli gesagt hatte, dass sie nicht mehr kommen würde, hätte sie das schwer enttäuscht. Und einen verletzten Menschen zurückzulassen, ohne ihm zu

helfen ...

Lena schüttelte die Schuldgefühle ab und hastete die Stufen hinunter. Sie würde dem Mann Hilfe zukommen lassen, sobald sie in die Nähe eines Telefons kam. Als sie das schneebedeckte Gras betrat, brannten ihre Füße vor Schmerz.

Wohin sollte sie sich wenden? Das einzige Licht kam aus der Hütte hinter ihr; der Mond war ganz von Wolken verdeckt. Das nächste Gebäude war das Holzhaus, in dem der Leopard gelauert hatte – wer wusste schon, welche Schrecken hinter den Türen der anderen

Holzhäuser lauerten?

Sie nahm eine Bewegung wahr. Nicht in der Hütte, aus der sie geflohen war, sondern bei dem Haus, das rechts von ihr lag. Die Wolken rissen auf und ein einzelner heller Strahl zeichnete die Umrisse des Leoparden nach, der gerade über das Vordach lief. Das Tier erstarrte, die Augen glitzerten im Mondlicht. Zumindest meinte Lena, der Blick des Tieres auf sich zu spüren.

Dem viel schnelleren Leoparden konnte sie nicht davonrennen, schon gar nicht mit halb erfrorenen Füßen. Und auf einen Kampf würde sie sich auf keinen

Fall einlassen. Es blieb ihr also nichts übrig, als wieder in die Hütte zurückzukehren, aus der sie gerade entkommen war.

Der Leopard machte einen Satz und schnellte elegant durch die Dunkelheit. Lena blieb beinahe das Herz stehen. Ihr Überlebenstrieb befahl ihr wegzurennen, doch sie widerstand dem Drang und ging stattdessen langsam rückwärts die Stufen hoch, ohne den Leoparden vor ihr auf dem Gras aus den Augen zu lassen. Sie stieß mit der Hüfte gegen das Treppengeländer und fasste nach hinten, um sich nach oben zu tasten.

Doch was sie zu fassen bekam, war die Hand eines Mannes. Er zog sie die Stufen hoch und stellte sich zum zweiten Mal zwischen sie und den Leopard, obwohl er sich dabei am Geländer abstützen musste. Sie sah eine große Pistole in seiner Hand – mit der er sie jederzeit hätte umbringen können, wenn er das gewollt hätte.

»Gehen Sie rein«, sagte er und legte mit beiden Händen auf den Leopard an. Der duckte sich, bereit zum Sprung.

»Sie auch«, sagte Lena und zerrte an seiner Lederweste. Sie war mit silbernen Aufnähern verziert, der eine

zeigte einen Sensemann, auf dem anderen stand ›Prospect‹ – er war also ein Anwarter der Reaper.

An seinem Zögern erkannte Lena, wie ungern er auf das wunderschöne Tier schoss. »Ich wünschte, ich hätte ein Betäubungsgewehr«, murmelte er, atmete tief durch und zielte.

Der Leopard schien seine Gedanken gelesen zu haben, denn er stürzte sich nicht auf sie, sondern preschte in entgegengesetzter Richtung davon und verschwand im Wald.

»Kommen Sie rein, ehe er zurückkommt«, sagte Lena.

Der Mann folgte ihr in die Hütte, ließ die Tür aber leicht offen stehen. Und er achtete darauf, ihr beim Laufen nicht den Fluchtweg zu versperren.

»Ich weiß, dass Sie Angst haben«, sagte er. Dann streckte er ihr die Pistole hin, mit dem Lauf auf sich selbst gerichtet. »Ich versuche nur zu helfen, wirklich.«

Lena nahm die Waffe. Sie war schwer. Aus nächster Nähe wäre jeder Schuss tödlich. Um das zu erkennen, musste man kein Waffenexperte sein. Sie hielt die Pistole eine Weile in der Hand, betrachtete den Mann, der mit blutendem

Arm und leicht schwankend vor ihr stand, und ließ die Pistole schließlich in ihre Manteltasche gleiten. Sie hatte eine Entscheidung getroffen. Gott hatte einen Plan für sie, und dem würde sie folgen.

»Sie werden mir keine große Hilfe sein, wenn Sie wieder ohnmächtig werden«, sagte sie dem Mann. »Wie wäre es, wenn Sie sich hinsetzen und mich den Arm ansehen lassen.«

Das hätte ihrer Mutter gefallen.

Trotz des Schnees – oder vielleicht gerade deswegen – beschloss Goose, die Harley zu nehmen und nicht den

Pick-up. Er musste einen freien Kopf bekommen. Und das ging am besten, wenn er seine Maschine über verschlungene Straßen mit tückischen Kurven lenkte und ihm der Fahrtwind ins Gesicht schlug.

In Cherokee angekommen fuhr er nicht bis zur Stadtgrenze und weiter ins Indianerland zum *VistaView*, sondern zu einer kleinen Pension, vor der er sein Motorrad abstellte. Er ging zu einem der Zimmer, das nach hinten raus führte.

Eine Frau öffnete ihm die Tür. Sie trug eine schwarze Lederweste, Jeans und jede Menge Tätowierungen. Eine

davon lautete *Eigentum von Wilson*.
»Du bist spät dran.«

Goose gab keine Antwort, schob sich an ihr vorbei und ging zu dem kleinen Tisch, an dem Wilson saß. Er hatte eine Dose Bier in der Hand, die er sich auf ein anschwellendes Veilchen drückte. Wilson sah so ungefähr aus wie der junge Jimmy Buffet, nur dass er statt Hawaiihemd und Flipflops ein Harley-Davidson-Shirt und Stiefel mit Stahlkappe trug, die bestens dazu geeignet waren, jemandem die Rippen zu brechen.

»Guter Zeitpunkt, eine Schlägerei

anzuzetteln.« Goose nahm das Bier, das Karlee ihm anbot, stieß darauf mit Wilson an und zog den Dosenverschluss auf.

»Hoffentlich war es das wert. Konntest du in der Zeit die Vans durchsuchen?«

»Den aus Georgia und den der Daytona. Das Bargeld war in keinem von beiden.«

»Die werden drei Millionen auf keinen Fall in ein paar Satteltaschen transportieren.« Wilson gab es auf, das Auge zu kühlen, und öffnete sein Bier.

»Bist du sicher, dass du dich nicht

verhört hast?«, fragte Karlee, die hinter Wilson an der Wand lehnte. Sie klang misstrauisch, ganz offensichtlich traute sie Goose nicht viel zu.

Goose ignorierte sie und konzentrierte sich lieber auf Wilson. »Poppy sagte, dieses Wochenende würden über drei Millionen reinkommen, und dass der Poker Run die perfekte Ablenkung wäre.«

Den meisten Menschen war nicht bewusst, dass die Reaper im großen Stil Geldwäsche betrieben und somit hier im Südosten an einem Großteil des Geschäfts mit Prostitution, Drogen und

Waffen ihren Anteil hatten – allerdings ohne sich selbst beim Drogen- oder Waffenverkauf die Hände schmutzig machen zu müssen. Derlei Aktivitäten zogen auch viel zu oft die Aufmerksamkeit des FBI auf sich, von gewalttätigen Auseinandersetzungen unter Rockern mal ganz abgesehen.

Goose hatte über ein Jahr gebraucht, um an Insiderinformationen über die Geldgeschäfte der Reaper zu kommen. Wenn nur noch dieses Wochenende alles glatt lief, wäre er bereits Montag ein freier Mann und zu Hause.

»Vielleicht bringt Caruso das

Bargeld selbst mit?«, gab Wilson zu Bedenken.

Der oberste aller Reaper reiste mit eigener Entourage inklusive Versorgungsfahrzeug. »Möglich. Wäre allerdings riskant.«

»Riskant, aber schlau. Denn in seine Nähe kommen nur sorgsam von ihm ausgewählte Männer.«

»Wann wird er hier eintreffen?«, fragte Karlee.

»Er hat sich für morgens angekündigt. Abends, nach dem Poker Run, soll er die Versammlung leiten, und dann ist eine Riesenparty geplant.«

Karlee stieß sich von der Wand ab, gespannt wie ein Flitzbogen. »Na, dann ist das Problem ja gelöst. Du findest die Kohle und wir holen sie uns.«

Goose trank sein Bier aus und stand auf. Bei denen klang das alles so einfach. War ja auch nur sein Hals, der in der Schlinge baumelte, sollten die Reaper ihn jemals des Verrats verdächtigen.

»Kommt Caitlyn Tierney dir dabei in die Quere?«, fragte Wilson. »Falls ja, können wir etwas dagegen unternehmen.«

Goose zögerte. Er dachte daran, wie

die Frau furchtlos in den Klub gestieft war. Er konnte sich wirklich nicht auch noch über ihren hübschen Hintern Gedanken machen, wenn ihn das alles schon den eigenen kosten konnte. »Ja, das wäre vielleicht nicht schlecht.«

Lena betrachtete Bernie, während er schlief. Sie hatte seine Blutung gestillt und die klaffenden Wunden so gut es ging gesäubert. Er war wieder ohnmächtig geworden, allerdings nicht, weil er zu viel Blut verloren hätte, sondern weil er keines sehen konnte. Danach hatte sie sich gefragt, ob sie ihn vielleicht fälschlicherweise für ihren Entführer hielt. Immerhin hatte er sich zwei Mal schützend vor sie gestellt und ihr das Leben gerettet.

Er schlief vollkommen erschöpft auf dem Küchenstuhl ein. Ihr war das nur recht, so konnte sie in Ruhe die Blockhütte durchsuchen, um herauszufinden, ob er wirklich derjenige war, für den er sich ausgab. Von ihrer Mutter und ihrer Mitbewohnerin hatte Lena stets zu hören bekommen, sie sei viel zu gutgläubig; jetzt schien ihr der geeignete Zeitpunkt, um ein wenig misstrauischer zu werden.

Gefunden hatte sie allerdings nichts, was dieses Misstrauen gerechtfertigt hätte. Von den Motorradersatzteilen abgesehen erinnerte Bernies Einrichtung

an ihr eigenes Zimmer in Durham: Bücher, Bücher und noch mehr Bücher. Es waren überwiegend alte Science-Fiction-Romane und Krimis, billige eselsohrige Ausgaben. Und Comics. Unzählige Kisten mit *Avengers* und *X-Men* und anderen Reihen, von denen sie noch nie gehört hatte. Er besaß einen Fernseher, allerdings ohne Kabelanschluss, dafür mit Videorekorder. Das erklärte die sich stapelnden Videokassetten, von denen die meisten keine Hülle mehr besaßen; wahrscheinlich hatte er die bei einem Straßenverkauf erstanden. Viele

Filmklassiker und Fernsehserien, allesamt aus dem letzten Jahrhundert.

Er schniefte im Schlaf, ein kratziger Laut, bei dem sie sich fragte, ob er sich vielleicht etwas eingefangen hatte. Der arme Kerl sah nicht sehr beeindruckend aus, wie er da zusammengesunken auf dem Stuhl schlief. Das einzig Bedrohliche an ihm war der tätowierte Sensemann, der sich über den Nacken bis hoch auf den Hinterkopf erstreckte. Es war bestimmt schmerzhaft gewesen, sich an dieser Stelle tätowieren zu lassen.

Ein dumpfer Aufprall war vom Dach

her zu hören, dann etwas, das nach schweren Schritten klang. Der Leopard war wieder zurück und lauerte da oben. Ein beunruhigender Gedanke, mit einem Mal am unteren Ende der Nahrungskette zu stehen.

Von den Schimpansen war nichts zu hören oder zu sehen, aber Lena könnte ihnen ohnehin nicht beistehen, wenn der Leopard sie jagen würde. Und Bernie konnte sie auch nicht weiter helfen. Schon komisch. Eigentlich hatte sich ihre Lage nicht verbessert, trotzdem hatte sie keine Angst mehr. Als ob die vergangene Nacht, in der sie beinahe gestorben

wäre, sie davon befreit hätte. Oder vielleicht lag es auch an Bernie. Hatte Gott ihn möglicherweise als Antwort auf ihre Gebete geschickt – oder hatte Er Lena zu Bernie geschickt, um ihn zu retten? Wer wusste das schon? Sie aß eine mit Erdnussbutter beschmierte Banane, trank etwas von Bernies Milch, setzte sich ans Fenster und wartete darauf, dass die Sonne aufging.

Was auch immer Gott für sie bereithielt, zumindest hatte sie jetzt jemanden, mit dem sie die Bürde gemeinsam tragen konnte. Einen Mann, der mutig genug war, sich schützend vor

sie zu stellen.

Sie verstand zwar nicht, wovor er sie schützte und in was sie da hineingestolpert war. Aber zum ersten Mal seit Tagen, nein, seit Jahren – eigentlich seitdem ihre Mutter und Vonnie gestorben waren –, hatte Lena nicht mehr das Gefühl, sich ganz alleine durchschlagen zu müssen.

Sie rannte, rannte durch die Baumreihen, die Hände blutverschmiert. So viel Blut. Sie blieb stehen. Starrte auf ihre Hände. Und fing an zu schreien.

»Caitlyn. Caitlyn, wach auf.« Eine

Männerstimme unterbrach ihre Schreie.

Sie blinzelte das Blut weg. Erkannte Paul, der sich über sie beugte. »Du hattest einen deiner Träume.« Er hockte sich neben ihren Sessel, zog sie an sich und vertrieb den Schüttelfrost mit seinem warmen Körper. »Ich dachte, ich wecke dich besser, ehe ...«

Ehe sie tatsächlich zu schreien anfing. Wie schon so oft.

Caitlyn atmete tief durch, versuchte sich zu fangen und schob ihn weg. Paul hatte bereits zu viel von ihrer verletzlichen Seite gesehen. Und sie hatte angefangen, sich auf ihn anstatt auf

ihre eigene Stärke zu verlassen. Das war auch in Ordnung gewesen, solange sie sich von der Gehirnoperation erholt hatte, und nachdem sie nur knapp einem Soziopathen entkommen war. Und wie hätte irgendjemand Pauls Lächeln und seinem freigiebigen, tröstlichen Wesen widerstehen können? Jetzt erkannte sie jedoch, dass sie einen Fehler begangen hatte. Einen großen Fehler.

Sie durfte sich nur auf sich selbst verlassen, auf niemanden sonst. Nicht einmal, wenn derjenige so liebenswert war wie Paul.

»Mir geht's gut.« Ihre zittrige Stimme

strafte sie Lügen. »Wie spät ist es?«

»Ungefähr sechs.« Er schlüpfte zu ihr auf den Sessel und sah sie forschend an. Sie wandte das Gesicht ab. »Meinst du nicht, es ist an der Zeit, dass du mir von deinem Vater erzählst?«

Sie atmete noch einmal durch. Die Luft im Zimmer drückte ihr auf die Lunge. Oder vielleicht war es auch ihr Herz, auf dem die Erinnerungen so schwer lasteten. Genau wie der Entschluss, Paul zu verlassen. Sie hatte das Gefühl, ihm das noch schuldig zu sein, diese abschließende Antwort, den Grund, weshalb sie niemals richtig mit

ihm zusammen sein konnte. Oder mit irgendjemandem sonst. »Ich habe dir nie erzählt, wie er gestorben ist, oder?«

»Nein. Nur, dass du diejenige warst, die ... die ihn gefunden hat.«

Sie nickte, das Gesicht immer noch abgewandt. »Ich war neun. Mein Vater hat immer lange gearbeitet. Vier Tage die Woche für den Sheriff und an den freien Tagen dann für den Vater meiner besten Freundin, Eli Hale. Ihm hat er an der Baustelle ausgeholfen.«

»Hale. Nach dessen Tochter du jetzt suchst.«

»Lena. Sie ist die Jüngere. Als ich

sie zuletzt gesehen habe, war sie noch ein Kleinkind. Wie dem auch sei, es war ein wunderschöner Frühlingstag, und mein Vater hatte frei, also habe ich die Schule geschwänzt und mich zu Hause unter der Veranda versteckt – das war mein Lieblingsversteck, warm im Winter, kühl im Sommer, die meiste Zeit des Jahres über trocken. Ich dachte, mein Vater würde an so einem schönen Tag bestimmt angeln gehen, und ich wollte mitkommen.«

Sie sah die schräg durchs Gitterwerk einfallenden Sonnenstrahlen vor sich, die Schatten auf die festgestampfte Erde

unter ihren Füßen warfen. Wie warm der Boden war. Ihr Vater würde wütend sein, weil sie nicht in der Schule war, aber auch über ihre Unverfrorenheit lachen. Er ermunterte sie stets dazu, niemals vor etwas Angst zu haben, mutig für etwas einzustehen, wenn sie überzeugt war, das Richtige zu tun. Und bei all dem, was in letzter Zeit in Evergreen los gewesen war, wusste Caitlyn, es war das Richtige, ihren Vater zum Angeln zu begleiten, ihn zum Lachen zu bringen und seine Sorgen zu vertreiben, wenn auch nur für einen Tag.

»Die Erwachsenen waren alle so

beunruhigt und verängstigt«, fuhr sie fort.
»Tommy Shadwick war vor einigen Wochen umgebracht worden, auf Indianerland. Jemand hatte ihn mit einem Hammer erschlagen und sein Haus niedergebrannt. Die Leute redeten darüber und schlossen zum ersten Mal überhaupt ihre Haustüren ab. Aber wir Kinder, für uns war das alles nur ein Abenteuer. Endlich war in unserem kleinen, langweiligen Ort mal etwas Aufregendes passiert.«

Paul schob seinen Sessel näher zu ihr und schlang von hinten die Arme um sie. Unwillkürlich schmiegte sie sich an ihn,

ein Reflex. Sie konnte nicht anders. Zumindest war das ihre Entschuldigung. »Dein Vater, hat er in diesem Mordfall ermittelt?«

»Nein. Dafür war die Polizei des Stammes zuständig. Und das FBI. Der Sheriff hat selbstverständlich mit den Behörden zusammengearbeitet. Aber Tommy Shadwicks Tod setzte meinem Vater mehr zu als sonst, wenn es um einen Fall ging. Er schlief nicht mehr, stritt sich dauernd mit Mom und Mr Hale. Mr Hale war kurz davor, irgendetwas zu tun, womit mein Vater nicht einverstanden war. Etwas, das Dad

für falsch hielt. Wir haben das damals nicht verstanden, aber jedes Mal, wenn wir in einen Raum voller Erwachsener kamen, hörten sie auf sich zu unterhalten und schickten uns weg. Dann kam der Tag, an dem Mr Hale vorbeikam und meinen Vater aufforderte, ihn zu verhaften. Er sagte, er habe Tommy Shadwick getötet. Sie hatten die Mordwaffe in seinem Truck gefunden, mit Blutspuren daran. Mein Vater wusste nicht, dass ich an jenem Abend heimlich aufgeblieben war, um auf ihn zu warten. Es war das erste und einzige Mal, dass ich ihn weinen sah.«

Paul wurde ganz starr, er hatte das Ende ihrer traurigen Geschichte wohl schon jetzt erraten. »Also, an dem Tag, an dem du die Schule geschwänzt hast ...«

»Da bin ich unter der Veranda eingeschlafen. Und aufgewacht, weil ich Schüsse gehört habe. Ich bin ins Haus gerannt. Da lag er. Blut. Die Waffe in seiner Hand. Er tot. Und das nur wegen Eli Hale. Erst später erfuhr ich, dass Dad Eli ursprünglich ein Alibi gegeben hat. Selbst nachdem Eli gestanden hatte, hielt Dad an seiner Unschuld fest, sagte, dass er es gar nicht getan haben könnte.

Aber ganz offensichtlich täuschte er sich. Eli hat diesen Mann umgebracht. Genau wie er auch meinen Vater auf dem Gewissen hat.«

»Also deswegen rennst du immer davon. Du willst nie wieder so verlassen werden.« Seine Umarmung wurde fester, und er legte den Kopf auf ihre Schulter. »Du kannst jetzt aufhören, wegzurennen. Ich habe nicht vor, dich zu verlassen, Caitlyn.«

Ja, aber war sie dazu auch bereit? Sie rieb sich die Narbe an der Schläfe, atmete ein und fasste sich ein Herz, um ihm die Wahrheit zu sagen: dass sie

gebrochen war, ein hoffnungsloser Fall. Die Worte wollten ihr jedoch nicht über die Lippen kommen. Sie kam sich feige vor und befreite sich aus seiner Umarmung. »Was bist du, Radiologe oder Seelenklempner?«

Er ging nicht auf die Herausforderung ein, aber sein Lächeln wirkte ein wenig aufgesetzt. »Ich bin, was immer du brauchst.«

»Tja, was ich gerade jetzt bräuchte, wäre ein ausgeruhtes Paar Augen und eine Suchmaschine.« Sie zeigte ihr alles, was sie sich zu Lenas Nachforschungen und ihrer Arbeit an

dem wissenschaftlichen Artikel notiert hatte. »Meinst du, du könntest mir dabei helfen, die Lücken zu schließen?«

»Klar, kein Problem. Wirst du dir ein wenig Schlaf gönnen?«

Schön wär's. »Nein. Ich muss einer alten Freund besuchen. Wird nicht lange dauern.«

»Deine Mutter und dein Onkel haben uns für elf Uhr zum Brunch eingeladen. Ich denke, es wäre schön, wenn wir beide da wären. Pünktlich.« Paul kam grundsätzlich zehn Minuten zu früh, genau wie ihre Mutter. Es trieb Caitlyn in den Wahnsinn, dass es für die beiden

schon gleichbedeutend mit Zuspätkommen war, wenn man zwei Minuten vor oder nach der verabredeten Zeit kam.

»Keine Sorge, ich werde da sein.«

Goose hätte sich beinahe in die Hose gemacht, als er im *VistaView* ankam und Tierney nicht auf ihrem Zimmer vorfand. Er konnte Poppy unmöglich sagen, dass er es verbockt hatte.

Ihm war immer noch nicht klar, wie die Jurastudentin da hineinpasste, aber wenn Wilson seinen Job erledigte, würde Tierney bald schon kein Problem

mehr darstellen. Dann müsste er nur noch das Bargeld finden.

Er suchte Tierneys Wagen in der Parkgarage und brachte einen GPS-Tracker an. Dann legte er sich ins Bett, sein Handy und den Laptop in Alarmmodus. Überraschenderweise war es eine Meldung des Tasten-Rekorders in ihrem Computer, die ihn um sechs Uhr morgens aus dem Schlaf riss. Sehr schön. Da er jetzt endlich ihr Passwort hatte, konnte er sich später in ihren Computer einhacken. Durch den WiFi-Code sah er, dass sie in Zimmer 313 umgezogen war. Die Ergebnisse ihrer

Internetrecherche erschienen zwar nicht auf seinem Monitor, aber er konnte nachverfolgen, wonach sie suchte. Was zum Teufel steckte bloß dahinter? Irgendein historischer Betrugsfall, bei dem es um indianische Kunst ging? Sie recherchierte Zeug aus dem neunzehnten Jahrhundert, überprüfte außerdem die Reaper, Poppy und irgendeinen Indianer, der vor einem Vierteljahrhundert umgebracht worden war.

Vielleicht schlief sie noch halb. Denn einen Zusammenhang konnte er beim besten Willen nicht erkennen.

Eines stand jedoch fest. Hier ging es

um weit mehr als nur eine vermisste Jurastudentin.

Seine Neugier ließ ihm keine Ruhe, und so ging er den Spuren genauer nach. Zwar fand er keine Verbindung zwischen dem Stammesältesten und den Reapern, aber er konnte herausfinden, weshalb sie sich über die Geschichte der Östlichen Cherokee informiert hatte. Dieser Älteste war gegen irgendein Gesetz gewesen, das den Nachkommen der schwarzen Sklaven der Indianer zusicherte, als vollwertige Stammesmitglieder aufgenommen zu werden. Und seine Argumentation stützte

sich auf ein Abkommen, das der Stamm nach dem Bürgerkrieg mit den Schwarzen ausgehandelt hatte. Wie schon Caitlyn vor ihm, versuchte er online eine Kopie dieses Abkommens zu finden, jedoch vergeblich.

Da gab sein Handy ein Alarmsignal von sich. Tierney war unterwegs. Aber wie war das möglich? Sie tippte doch gerade auf ihrem Computer herum.

Mist, verdammter. Ihr Freund war es, der da auf die Tasten tippte. Wahrscheinlich hatte Tierney lediglich nach Informationen über die Reaper gesucht. So musste es sein, der Kerl

hatte nämlich wie ein Akademiker ausgesehen, hatte keinen Schimmer von der realen Welt. Was sah eine Frau wie Tierney bloß in einem solchen Typen?

Er schnappte sich seinen Laptop, verstaute ihn in seiner Tasche und rannte nach unten zu seinem Motorrad. Er hätte Wilson und Karlee die Agentin überlassen können, aber Caitlyn Tierney hatte etwas an sich, das ihn magisch anzog. Dieser Kurzhaarschnitt, die so offen zur Schau gestellten Narben, das resolute Auftreten ... was davon es war, wusste er selbst nicht.

Aber wo auch immer Tierney

hinging, er würde ihr folgen.

Es schadete nie, sich mit den örtlichen Behörden gut zu stellen – was Caitlyn verglichen mit den meisten ihrer FBI-Kollegen für gewöhnlich sogar verdammt gut gelang. Es mochte an ihrem Vater liegen, jedenfalls hatte sie eine Schwäche für die Gesetzeshüter in der Provinz, wusste, welchem Druck sie ausgesetzt waren und mit welchen beschränkten Mitteln sie ihren schweren Kampf ausfochten.

Obwohl es Samstagmorgen war, saß

Sheriff Markle in seinem Büro, in einer Hand die Kaffeetasse, mit der anderen malträtierte er eine Computertastatur. Eine Sekretärin war nicht zu sehen, wahrscheinlich konnten sie sich deren Überstunden nicht leisten. Also klopfte Caitlyn an die geöffnete Tür, um sich anzukündigen.

»Ich hätte einen Termin ausmachen sollen«, sagte sie. »Sie haben zu tun.«

»Das liegt an diesem verdammten Poker Run. Meine Männer müssen alle den Verkehr regeln.« Er blickte zu ihr auf und deutete mit einem Nicken auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Dann

lehnte er sich in seinem eigenen Bürostuhl zurück, beide Hände um die Kaffeetasse gelegt. Caitlyn hatte er keinen angeboten – nicht, dass sie welchen gewollt hätte, so fleckig wie die Kanne in der Maschine auf der kleinen Anrichte hinter ihm aussah. »Also, wie kann ich dem FBI helfen?«

Sie versuchte ein versöhnliches Lächeln. »Nicht dem FBI. Nur mir.«

»Nur Ihnen.« Er nahm einen Schluck Kaffee und dachte darüber nach. »Schätze, für die Tochter von einem alten Freund und ehemaligen Kollegen kann ich ein paar Minuten erübrigen.

Was kann ich für Sie tun, Caitlyn Tierney?«

»Ich suche immer noch nach Lena Hale.«

»Richtig.« Er klopfte auf seinen Monitor. »Die Kollegen in Durham haben eine Fahndung rausgegeben, also halten all meine Mitarbeiter hier nach ihr oder ihrem Wagen Ausschau.«

Das könnte helfen – sobald einer der Beamten Lenas Honda sah und das Nummernschild mit der NCIC-Datenbank abglich, würden sie es erfahren.

»Ich hatte gehofft, Sie könnten mir etwas mehr über die Nachforschungen

verraten, die Lena hier betrieben hat«, sagte Caitlyn. »Ihre Mitbewohnerin erzählte mir, dass Lena sich mit den Stammesgesetzen der Cherokee aus dem vergangenen Jahrhundert beschäftigt hat, Sie haben mir jedoch gesagt, dass sie sich nach dem Tod meines Vaters erkundigt hat. Ich verstehe nicht, wie das beides miteinander zusammenhängt.«

»Wissen Sie irgendetwas über den Mann, den Eli Hale umgebracht hat?«

Sie entschied, sich dumm zu stellen. Aus erster Hand von jemandem darüber zu erfahren, der damals in die Ermittlungen eingebunden war, war

besser, als nur in alten Zeitungsartikeln zu stöbern. »Nur, dass er ein Stammesältester der Östlichen Cherokee war. Und dass Hale deswegen lebenslänglich im Bundesgefängnis saß. Außerdem, dass mein Vater überzeugt war, Hale sei unschuldig.«

»Der Name des Stammesältesten war Tommy Shadwick. Guter Mann, aber er hat sich gerne wichtig gemacht – egal um welches Thema es ging, er musste immer gegenteiliger Ansicht sein, nur um seinen Willen durchzusetzen. Sie kennen solche Typen?«

»Habe mit ein paar davon

zusammengearbeitet.«

»Extrem nervig. Der Stadtrat hatte irgendetwas durchgesetzt, was weiß ich, neue Straßenschilder, damit die Rettungswagen schneller ans Ziel kamen. Dann, in letzter Sekunde, bestand Tommy darauf, dass sie zusätzlich auch noch mit Cherokee-Schrift versehen werden. Haben Sie eine Ahnung, wie zeitaufwändig und kostspielig es ist, mehrere Hundert Schilder von Hand ausbessern zu lassen? Und dann auch noch in Reflexionsfarbe? Aber so war Tommy. Sagte, ihm sei nur daran gelegen, dass der Stamm seine Wurzeln

nicht vergesse.«

»Ist das nicht ohnehin außerhalb Ihres Zuständigkeitsbereichs?«

»Sicher. Aber hier in der Gegend gibt es große Gebiete, in denen Streife gefahren werden muss, und zu wenige Polizisten. Also stehen der Chief der Stammespolizei und ich ständig in Kontakt. Wir treffen uns vielleicht einmal die Woche oder so zum Mittagessen. Manchmal kommt auch noch der Chief von Bryson City oder der Chief Ranger des Nationalparks dazu. Eine Art gegenseitiger Hilfestellung, Austausch von Informationen und so

weiter.«

»Dieser Tommy Shadwick war also ein ziemlicher Querulant. Und weswegen hatten er und Hale sich in der Wolle?«

»Tja, da geht es um uralte Geschichten. Haben Sie von der Sache mit den ehemaligen Sklaven gehört?«

»Ja.«

»Hale wollte, dass seine Familie ins Stammesregister eingetragen wird, aber Shadwick hat sich quergestellt.«

Das klang nicht gerade nach einem überzeugenden Mordmotiv. »Und deswegen hat Hale Shadwick den

Schädel mit einem Hammer eingeschlagen und sein Haus niedergebrannt, um den Mord zu vertuschen?«

»Ja. Das hat Eli Hale bei seinen Geständnis so ausgesagt. Es war sein Hammer. Da der Leichnam durch das Feuer stark in Mitleidenschaft gezogen war, konnte der Todeszeitpunkt nicht mehr genau bestimmt werden, also reichte das Alibi von Ihrem Vater nicht aus, um ihn von jedem Verdacht freizusprechen. Außerdem sind mit dem Feuer auch sämtliche Beweise zerstört worden. Und habe ich schon erwähnt,

dass der Mann gestanden hat?« Er wiegte den Kopf hin und her. »Hab nie verstanden, warum Ihr Vater zu ihm gehalten hat. Er wollte einfach nicht nachgeben. Stur wie er war.« Er hob seine Tasse wie um einen Toast auszusprechen. »Schätze, das haben Sie von ihm geerbt.«

Da mochte er recht haben. Ihre Sturheit hatte Caitlyn schon in verflixte viele schwierige Situationen gebracht, ihr aber auch immer wieder die Haut gerettet. »Dennoch hört es sich eigentlich nach einem Indizienprozess an. Warum hat Hale dann nicht einfach

den Mund gehalten? Jeder auch nur halbwegs fähige Anwalt hätte ihn da rauspauken können.«

»Er konnte wohl nicht mit der Schuld leben. Nach seiner ersten Aussage hat er nie auch nur ein Detail des Geständnisses verändert. Wie eine Schallplatte, die einen Sprung hat. Er sei zu Tommys Haus gefahren, sie hätten sich gestritten, er habe seinen Hammer aus dem Truck geholt, sei zurückgegangen, habe Tommy umgebracht, ihn mit Benzin übergossen, ein Streichholz entzündet und wäre abgehauen. Ende.« In dem Büro nebenar

klingelte das Telefon. Der Sheriff blickte kurz an ihr vorbei, ging aber nicht ran. »Sechszwanzig Jahre lang hat niemand jemals Hales Schuld infrage gestellt oder versucht, seine Unschuld zu beweisen. Bis auf Ihren Vater und Hales Jüngste.«

»Halten Sie ihn für schuldig?«

Er zuckte mit den Achseln. »Das war nicht mein Fall, es geht mich also nichts an. Aber weshalb sollte ein Mann gestehen und lebenslang für etwas einsitzen, das er nicht getan hat?«

Da war was dran. »Und der Tod meines Vaters? Wieso hat Lena sich

danach erkundigt?«

Seltsam, wie sie sich auf einmal davor scheute, *Selbstmord* zu sagen. Bislang hatte sie es immer unumwunden ausgesprochen, schon um sich selbst abzuhärten. Aber jetzt ... irgendwie fühlte es sich nicht mehr richtig an.

»Ich bin nicht sicher. Es stand nie zur Debatte, wer Sean getötet hat – Sie selbst wissen das besser als jeder andere. Außer Ihnen beiden war niemand im Haus, und Sie haben ihn ja selbst gefunden, kurz nachdem der Schuss abgefeuert wurde. Da gab es nichts zu hinterfragen.«

Sie seufzte. »Ja. Schätze, Sie haben recht.«

Wieder klingelte das Telefon. Caitlyn raffte sich auf. »Danke, Sheriff. Nett, dass Sie sich die Zeit genommen haben.«

»Wenn Sie irgendwas brauchen, schreien Sie einfach. Aber tun Sie mir einen Gefallen. Halten Sie sich von der Reapern fern. Wir haben bereits genug zu tun, weil so viele von ihnen für den Poker Run hier sind.«

»Ich werde es versuchen.«

Sein Blick verriet ihr, dass ihm das keinesfalls ausreichte.

»Was können Sie mir über den Reaper sagen, den Sie gestern Abend festgenommen haben? Goose nennen ihn die anderen.«

»Goose? Sie meinen Jacob Clay. Hat bis gestern nie Ärger gemacht. War Softwareentwickler in Asheville, bis sein Job wegrationalisiert wurde. Ist dann vor einem guten Jahr ganz hierhergezogen.«

»Ist er immer noch auf dem Revier? Ich würde mich gerne kurz mit ihm unterhalten.«

»Tut mir leid. Wir hatten nichts gegen ihn in der Hand – für die Pistole

besitzt er einen Waffenschein. Wahrscheinlich ist er gestern Nacht noch vor Ihnen nach Hause gekommen.«

Na großartig. »Und der andere, dieser Weasel?«

»Lionel Underwood. Gegen den lag auch nichts vor. Aber das ist ein übler Kerl. Mehrere Verhaftungen: wegen Körperverletzung, Erpressung, einmal sogar wegen Entführung.«

»Warum sitzt er dann nicht ein?«

»Keiner der Fälle ist je vor Gericht gelandet. Sämtliche Zeugen haben entweder ihre Aussagen widerrufen oder sind von der Bildfläche verschwunden.«

Er zuckte wieder mit den Achseln, dieses Mal allerdings weniger resigniert als abwehrend. »Ich kann da nicht viel ausrichten. Ich kassiere sie nur ein. Sie dauerhaft hinter Gitter zu bringen ist Sache des Bezirksstaatsanwalts.«

Caitlyn wandte sich in der Tür noch einmal zu ihm um. »Sie kannten doch meinen Vater sehr gut, nicht wahr?«

»Klar. Kleines Sheriffbüro. Wir kannten uns alle ziemlich gut.« Seine Augen verengten sich leicht. Dann öffnete er die Hände und breitete sie aus. »Was wollen Sie wissen?«

»Nun, ich schätze ...« Sie schluckte

und verlagerte das Gewicht von einem Fuß auf den anderen, mit einem Mal verlegen wie ein kleines Mädchen. »Wie war er denn so? War er gut in dem, was er tat? Ich meine, wieso ... ich verstehe einfach nicht ... wie konnte ...«

Sie ließ den Kopf hängen, blinzelte ein paar Mal rasch hintereinander, weil ihre Gefühle sie zu überwältigen drohten. Nicht sehr professionell. Als sie den Kopf wieder hob, war sie bereit, Markle vom Haken zu lassen und mit dem kleinen Rest Würde, der ihr noch geblieben war, schleunigst das Feld zu räumen.

Markle überraschte sie. Er stand auf, ging zur Tür, schloss sie, sodass es in dem Büro plötzlich still wurde. Er deutete auf die Stühle, aber Caitlyn schüttelte den Kopf; sie traute sich selbst nicht über den Weg und befürchtete, sich bei der kleinsten Bewegung in ein schluchzendes Häufchen Elend zu verwandeln. Markle lehnte sich ihr zugewandt gegen seinen Schreibtisch, schaute jedoch taktvollerweise an ihr vorbei in die Ferne.

»Ob Sean Tierney ein guter Deputy war? Ja. Einer der besten. Stur, aber sehr umsichtig ... er wollte immer zum

wahren Kern der Geschichte vorstoßen, wenn Sie wissen, worauf ich hinauswill. Er besaß großes Geschick im Umgang mit Menschen. Konnte eine Situation oder sein Gegenüber sehr schnell einschätzen und überraschte die Leute oft, weil er sich anders verhielt als erwartet.«

»Aber dann, wieso ...« Sie musste sich unterbrechen, weil die Erinnerung an den blutigen Leichnam ihres Vaters ihr die Kehle zuschnürte.

»Warum er getan hat, was er getan hat?« Sie wusste seine taktvolle Ausdrucksweise zu schätzen. Die

meisten Cops hätten ›sich den Kopf weggepustet hat‹ oder etwas in der Art gesagt. »Ich bin nicht sicher. Sean war, nun ja, gestreng beschreibt es vielleicht am besten. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann war er durch nichts und niemand davon abzubringen. Und loyal war er – schätze, das war sein Untergang. Viel zu loyal. Er konnte einfach nicht akzeptieren, dass Eli Hale, sein bester Freund, zu so etwas wie dem Mord an Tommy fähig war.« Er verzog das Gesicht. »Ich vermute, das mit Eli hat Sean das Herz gebrochen. Wenn Sie mich fragen, ich glaube, er hat es getan,

weil nun auch alles andere infrage gestellt wurde, woran er geglaubt hatte, nachdem er sich in seinem besten Freund so geirrt hatte.«

Markle stieß sich von seinem Schreibtisch ab und griff an ihr vorbei zur Tür, um sie wieder zu öffnen. »Ich hoffe, das hat Ihnen ein klein wenig geholfen, Agent Tierney.«

Ihr Lächeln war bitter. »Ja. Danke. Schätze schon.« Da erst fiel ihr wieder ein, warum sie ursprünglich überhaupt erst hierhergekommen war. »Bestand irgendeine Verbindung zwischen Eli Hale und den Reapern?«

Diese Frage schien ihn zu überraschen. »Nein. Hale hat sich immer von so etwas ferngehalten. Er war ein hart arbeitender Familienmensch, es hat uns alle überrascht, als er Shadwick umgebracht hat. Das zeigt dann wohl, wie wenig man über seine Mitmenschen wirklich weiß.«

»Und was war mit meinem Vater?«

»Ob er mit den Reapern zu tun hatte? Sie meinen, abgesehen davon, dass er welche verhaftet hat?«

»Ja.«

»Vielleicht höchstens über Ihre Mutter. Aber das bezweifle ich.«

»Meine Mutter?« Jetzt war es an ihr, überrascht zu sein.

»Nun, ihr Bruder. Jimmy McSwair hing früher mit den Reapern rum. Er war kurz davor, sich ihnen richtig anzuschließen, bis Ihr Vater ihm den Kopf zurechtgerückt hat.« Sie waren beim Ausgang angekommen, und er hielt ihr die Tür auf. »Also, passen Sie gut auf sich auf.«

Erst als Caitlyn bereits draußen und schon auf halbem Weg zu ihrem Wagen war, begriff sie überhaupt, was er ihr da gerade erzählt hatte. Onkel Jimmy wäre beinahe den Reapern beigetreten? Sie

konnte ihn sich überhaupt nicht ohne Anzug vorstellen, schon gar nicht, wie er sich mit einem Haufen Rocker herumtrieb. Bei der Vorstellung von Onkel Jimmy in Lederkluft musste sie lächeln. Eine kleine Leiche im Familienkeller der McSwains.

Sie stieg in den Subaru und überlegte, wohin sie als Nächstes fahren sollte. Es war erst zwanzig vor zehn, bis zum Brunch war also noch jede Menge Zeit, das Stammesarchiv hatte allerdings noch nicht offen.

Nichts von dem, was sie erfahren hatte, erklärte, weshalb die Reaper

hinter Lena her waren. Gott bewahre,
dass sie das Mädchen vor Caitlyn
fanden.

Ein helles Licht stach Bernie in die Augen. Er kniff sie noch fester zusammen und wand sich auf seinem Stuhl. Das Atmen tat ihm weh und er hatte einen leicht metallischen Geschmack auf der Zunge. Lena. Der Leopard. Er war hinter ihr ... »Lena, pass auf!«

Als er die Augen aufschlug, sah er sie. Sie saß neben ihm am Tisch. »Sie hatten einen Alptraum.«

Vielleicht träumte er immer noch.

Denn wie konnte es sein, dass er sie hier bei sich hatte und sie sich auch noch um ihn kümmerte? Das war der beste Traum aller Zeiten. »Was ist passiert?«

»Der Leopard hat Sie mit der Pranke erwischt. Ich konnte die Blutung stillen, aber ich denke, Sie sollten einen Arzt aufsuchen. Die Wunde könnte sich entzünden.«

Sein Arm war schwer und tat schon weh, wenn er nur den Kopf wandte, um ihn sich anzusehen. Aber er durfte Lena nicht hier zurücklassen. Die Reaper waren immer noch hinter ihr her. »Sie haben gesagt, dass Sie mich gesucht

hätten. Gestern Abend. Sie kannten meinen Namen.«

Sie stand auf, schenkte Wasser ein und reichte ihm das Glas. »Ich habe nach dem Eigentümer dieses Grundstücks gesucht.«

»Sie möchten die Teddy-Roosevelt-Lodge kaufen?«

»Nein. Ich interessiere mich für das Land, das den Nachfahren der früheren Sklaven gehört. Ich habe die Abschrift eines alten Abkommens entdeckt, in dem vermerkt ist, dass es in dieser Ecke des Reservats liegt. Ihr Grundstück und das Gelände des Nationalparks grenzen an

genau dieses Stück Land. Ich wollte Sie um Erlaubnis bitten, Ihren Grund und Boden zu betreten, um nach möglichen Hinweisen darauf zu suchen, dass meine Familie jemals hier gelebt hat.«

Er zog die Stirn kraus. Das half ihr nicht gerade dabei, wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Und der erwartungsvolle Blick aus diesen großen Rehaugen machte es noch schwieriger. »Land der früheren Sklaven? Wieso das?«

»Die Östlichen Cherokee haben mit den freigelassenen Sklaven damals ein Abkommen geschlossen. Auch mit

meiner Familie.«

»Und Sie glauben, dass Ihre Vorfahren hier oben gelebt haben?« Er schüttelte den Kopf, bereute das jedoch sofort, weil ihm ein heftiger Schmerz in den Arm schoss. »Niemand hat je hier gelebt. Gejagt schon. Aber gelebt oder hier ein Haus gebaut? Nein. Dafür ist es zu bergig, und all die Felsvorsprünge, Felsspalten, Wasserfälle ... ein schlimmeres Gelände, um darauf zu bauen, gibt es wohl kaum.«

Sie lehnte sich sichtlich enttäuscht zurück, und es tat ihm sofort leid, keine besseren Antworten zu haben.

»Keine Häuser? Nicht einmal vor über hundert Jahren? Möglicherweise gibt es nur keine Spuren mehr davon.«

Er brachte es kaum fertig, ihr diese Hoffnung auch noch zu nehmen. »Vielleicht. Aber wir sollten uns um dringendere Dinge kümmern. Sie wissen, dass es Menschen gibt, die hinter Ihnen her sind?«

Sie schob den Stuhl zurück, stand auf und stellte sich dahinter, als ob von ihm Gefahr drohe. »Haben *Sie* mich unter Drogen gesetzt? Warum? Was wollen Sie? Hat das mit meinem Vater zu tun?«

Bernie konnte ihr nicht ins Gesicht

schauen. Er starrte in das leere Wasserglas, versuchte das Gedankenchaos zu ordnen. Er hatte doch bloß das Richtige tun wollen. Wie hatte das alles bloß so furchtbar schief laufen können? »Ich wollte Sie retten. An dem Abend, als Sie ins Klubhaus gekommen sind ...«

»Da habe ich nach Ihnen gesucht.«

»Sie haben irgendetwas gesagt, dass Poppy verärgert hat. Er ist der Anführer der Reaper. Na jedenfalls hat er Ihnen Weasel auf den Hals gehetzt – und dem möchten Sie nicht begegnen, glauben Sie mir, mit dem ist echt nicht zu spaßen.

Also hab ich, ich ...« Er rang um Worte, die das, was er getan hatte, weniger schrecklich klingen ließen. Doch die gab es nicht. »Ich musste Sie da schnell und ohne großes Aufsehen rausholen, also hab ich Ihnen das Betäubungsmittel verabreicht, das ich noch für die Tiere hatte. Und Sie hierhergebracht.«

Sie wich vor ihm zurück, immer weiter, bis zur Wand. »Was wollen Sie?«

»Ich will gar nichts. Ich wollte nur helfen. Ich hatte keine Ahnung, dass das Mittel Sie so lange außer Gefecht setzer würde – Sie haben gesungen und

unverständlich gekaudert. Deswegen habe ich Sie auch eingesperrt, als ich zur Arbeit musste. Wenn ich dort nicht aufgetaucht wäre, hätten die anderen Bescheid gewusst und hier nach Ihnen gesucht. Also musste ich gehen. Aber ich habe mir Sorgen gemacht, dass Sie sich vielleicht selbst verletzen oder loslaufen und sich verirren oder so. Es tut mir leid. Ich wollte Sie nicht so lange alleine lassen.«

»Wie lange? Welchen Tag haben wir heute?«

»Es ist Samstag.«

»Zwei Tage. Sie haben mich zwei

Tage in diesem Kabuff gelassen?«

»Eineinhalb.« Ihre Augen weiteten sich vor Zorn, abwehrend hielt er die unversehrte Hand hoch. »Es tut mir leid, Lena. Aber die wollten Ihnen wehtun und das konnte ich nicht zulassen. Ich habe versucht, Sie zu beschützen, zu retten.« Er ließ den Kopf hängen. »Schätze, dabei habe ich mich nicht besonders klug angestellt.«

Typisch, hörte er die Stimme seines Vaters sagen. *Mein Sohn, der Versager*. Dad hatte recht. Er war ein Versager. Nur war es Lena, die jetzt eventuell dafür bezahlen musste.

Sie schwieg eine ganze Weile, in Gedanken versunken. »Wieso? Was wollen die von mir?«

»Ich hatte gehofft, dass Sie mir das sagen können, damit wir wissen, wie wir weiter vorgehen sollen.« Sein Magen revoltierte, die aufsteigende Säure brannte ihm in der Kehle. Er kramte in der Tasche nach seinen Tabletten. »Denn ich weiß es nicht.«

Caitlyn beschloss, mit Oren Parker alias Poppy zu sprechen, auch wenn der Sheriff sie gebeten hatte, sich von den Reapern fernzuhalten. So wie das

gestern Abend ausgesehen hatte, war die Party im Klubhaus bestimmt immer noch in vollem Gange. Vielleicht würde sie sogar wieder auf Jacob Clay – Goose – treffen, besser noch Weasel, anderweitig bekannt als Lionel Underwood.

Zu schade, dass sie nicht genügend gegen die Männer in der Hand hatte, um sie festzunehmen, denn wäre das nicht ein fantastischer Start in den Tag? Aber das wussten die ja nicht. Vielleicht konnte sie diese Tatsache ausnutzen, um ein paar Antworten und damit auch eine ungefähre Vorstellung davon zu bekommen, in welche Richtung sie

ermitteln sollte.

Es sei denn, Paul fand bei seinen Recherchen etwas heraus. Ansonsten war das, was Lena im Klubhaus der Reaper gesucht hatte, ihr einziger Anhaltspunkt.

Auf dem Parkplatz vor dem Klubhaus und auch auf der gegenüberliegenden Straßenseite vor der Tankstelle hatten sich Motorradfahrer versammelt, die sich auf den Poker Run vorbereiteten. Sie schraubten an ihren Maschinen herum, es gab Stände, an denen Reaper-Kram verkauft wurde, und ein paar Imbissbuden. Mehrere Fernsehteams

berichteten über das Ereignis. Ein Reaper, der den Verkehr regelte, hielt sie an.

»Zuschauer können am Fluss parken«, sagte er und deutete auf die schmale Straße hinter dem Klubhaus. »Dort gibt es Gratisparkplätze und Picknicktische.«

Die Temperaturen lagen knapp über dem Gefrierpunkt, aber das war für die Reaper offenbar gleichbedeutend mit Picknickwetter.

»Ich bin hier, um Oren zu sehen«, sagte sie in der Hoffnung, sein richtiger Name würde ihr Tür und Tor öffnen.

Er legte die Stirn in Falten und tippte auf seinen Bluetooth-Hörer, um ihre Anfrage weiterzuleiten. »Name?«

»FBI Supervisory Special Agent Caitlyn Tierney.« Genau genommen war sie zwar nicht offiziell hier, deswegen zeigte sie ihm auch nicht ihren Ausweis, aber es konnte ja nicht schaden, Poppy daran zu erinnern, dass sie über ein wenig mehr Einfluss verfügte als die Polizei hier vor Ort.

Zur gerunzelten Stirn kam jetzt noch ein verdrießlicher Gesichtsausdruck. Dann nickte der Rocker ihr unwirsch zu, während er gleichzeitig das Gespräch

beendete. »Sie dürfen passieren. Die Auffahrt entlang, am Wohnmobil vorbei, zu dem großen weißen Haus.«

Also etwa anderthalb Kilometer auf einem Schotterweg den Berg hinauf, bis zu einem Felsvorsprung mit Blick auf den Fluss. Das Anwesen dort war weder vom Klubhaus noch von der Straße aus einzusehen, auch wegen eines dichten Nadelwaldes nahebei. Nahezu vollkommen abgeschirmt.

Sie rief Paul an, um ihm zu sagen, wo sie hinfuhr. Er ging nicht ran. Großartig. Sie sprach ihm auf die Mailbox und hoffte, dass er sein Handy nicht im

Hotelzimmer liegen gelassen hatte. Da er bei der Arbeit immer stark in Beschlag genommen wurde, verzichtete er, sobald er einmal nicht im Dienst war, gerne auf Handy oder sonstige Kommunikationsmittel.

Das große weiße Haus stand auf einer Lichtung am Berghang, der neben dem Gebäude steil bis zum Fluss abfiel. Wie einem Norman-Rockwell-Gemälde entsprungen. Ein Abbild des alten ländlichen Amerikas. Jedenfalls bis auf die vielen verschiedenen Harleys, die im Gras und in der Auffahrt geparkt waren, mit jeweils einem Reaper

daneben. Die Auffahrt führte im Kreis, stellte sie beruhigt fest, während sie an den grimmig dreinschauenden Rockern vorbeifuhr, denn die Straße, über die sie gekommen war, wäre zu eng gewesen, um darauf zu wenden. Sie entschied spontan, ihr Treffen mit dem Anführer der Reaper zu vertagen und stattdessen der Auffahrt zu folgen, bis sie wieder auf die Schotterstraße kam und machen konnte, dass sie hier wegkam. Sie hätte sich mit Poppy unter vier Augen unterhalten, vielleicht auch noch, wenn fünf oder sechs Kerle dabei gewesen wären. Aber dreißig gegen einen? Auf

gar keinen Fall.

Sie hatte es beinahe geschafft. Als sie jedoch gerade am Haus vorbeifahren wollte, stiegen die Männer auf ihre Motorräder und versperrten ihr den Weg. Schien ganz so, als könne es Poppy genauso wenig erwarten, mit Caitlyn zu sprechen, wie sie.

Tja, Pech gehabt. Sie schaltete in der zweiten Gang und lenkte den Wagen auf den Rasen. Die Rechnung für der Gärtner konnte er ihr später schicken. Obwohl die Erde vom geschmolzenen Schnee und dem angetauten Frost noch leicht feucht war, blieb der Subaru gut in

der Spur, brach nur einmal ein wenig aus, als sie durch eine große Pfütze stob.

Leider waren die Rocker in der Überzahl und sie konnten sie ausmanövrieren. Ehe Caitlyn wieder auf die Auffahrt gelangt war, hatten die Reaper sie umzingelt und fuhren in immer enger werdenden Kreisen um sie herum, bis ihr nur noch die Wahl blieb, anzuhalten oder einen, vielleicht auch mehrere von ihnen zu überfahren, was sie für einen kurzen Augenblick ernsthaft in Erwägung zog.

Da die Rocker allerdings keine Waffen gezogen und sie auch nicht

bedroht, sondern nur versucht hatten, sie einzuschüchtern, hielt sie den Wagen an. Wenn sie einfach in die Menge fuhr, würde der Papierkram sie das restliche Wochenende über beschäftigt halten, und wer würde dann nach Lena suchen?

Um Antworten zu erhalten, musste sie nach deren Regeln spielen. Die Männer stellten ihre Motorräder dicht hintereinander ab und ließen die Motoren aufheulen, bis ein ohrenbetäubender Lärm entstand, der den Boden unter ihnen zum Wackeln brachte. Angeber.

Nach deren Regeln spielen? Sie

hielten sich an keine Regel, bis auf ihren Ehrenkodex, der sie ein Leben lang aneinander band.

Gemäß den FBI-Vorschriften hätte sie nun im Wagen sitzenbleiben und die obszönen Gesten und Reden um sie herum ignorieren müssen.

Ihr kam die junge Agentin in den Sinn, die sie vor zwei Tagen zum Weinen gebracht hatte. Die Gegner hätten vor Aufregung genauso einen Tunnelblick, plus in diesem Fall noch jede Menge Testosteron im Blut, hätte Caitlyn ihr erklärt. Es galt, sich davon freizumachen und nach Alternativen zu

suchen.

Also, was für Möglichkeiten blieben ihr hier? Die Reaper wollten sie nicht umbringen – das würde eine Schreckensherrschaft über sie hereinbrechen lassen, sie hätten haufenweise Ermittler am Hals und stünden ab sofort unter ständiger Beobachtung, woran ihnen keinesfalls gelegen war. Der ganze Aufmarsch hier war vielmehr eine Botschaft, sie führten sich dabei auf wie ein Gorilla, der sich auf die Brust trommelt, um unerwünschte Konkurrenten zu vertreiben.

Aber um was wetteiferten sie mit

ihr? Um Lena?

Weshalb?

Die Fußsoldaten würden ihr diese Frage nicht beantworten können. Poppy vielleicht schon. Also musste sie aus dem Wagen aussteigen.

Die Frage war nur, ob sie den Wolf im Schafspelz geben sollte oder umgekehrt. Diese Männer waren es gewohnt, Frauen wie Eigentum zu behandeln. Sollte sie sich dementsprechend duckmäuserisch und sanft geben? Gestern Abend hatte sie sich und Paul so aus einer unangenehmen Lage befreit.

Oder gab sie ihrer Wut nach und ging direkt auf sie los?

Da kam ihr eine Idee. Die Rocker spielten nach ihren eigenen Regeln – und sie erwarteten von Caitlyn dasselbe, also dass sie sich wie eine FBI-Agentin verhielt. Demnach kam Angriff nicht infrage, ihr wäre nur erlaubt sich zu verteidigen.

Während sie den Schlagstock aus der Manteltasche zog, schaute sie nacheinander in alle Spiegel, außerdem sorgte sie dafür, dass die Glock sich nicht im Mantel verfangen konnte. Das musste reibungslos ablaufen.

Ein paar Reaper stiegen von ihren Maschinen ab, darunter auch der grüne Riese, dessen liebevoll restaurierte Harley hochwertige Lackierungen zierten, inklusive einer nackten Blondine namens DeeDee.

Es wurde höchste Zeit, dass sie denen mal zeigte, wozu sie fähig war.

Das Büro des Sheriffs leuchtet mir ja noch ein, dachte Goose, der sich an Tierneys Subaru gehängt hatte. Aber am Morgen des Rennens zu Poppys Haus zu fahren, nachdem gerade der oberste aller Reaper eingetroffen war?

Die Frau war entweder verrückt geworden oder hatte Todessehnsucht.

Er raste die Auffahrt zu Poppys Haus hinauf und hoffte, dass er noch rechtzeitig eintreffen würde, um herauszufinden, was in sie gefahren war.

Nicht, dass es ihn ernsthaft gekümmert hätte. Er musste sich auf das Geld konzentrieren. Drei Millionen in bar. Das war wirklich ein schönes Sümchen. Da das Geld aus illegaler Drogen- und Waffengeschäften sowie aus dem Rotlichtmilieu stammte, war es so gut wie nicht nachzuverfolgen.

Neben all den Motorradrennen und Partys hatten Poppy und Caruso da ein gut geöltes Unternehmen aufgebaut. Es war fast schon schade, da Sand ins Getriebe zu streuen. Aber bei drei Millionen konnte er sich die Gelegenheit einfach nicht entgehen lassen.

Als Goose bei Poppys Haus ankam sah er, dass auch Tierney den Betrieb heute gehörig aufmischte. Die Daytona-Reaper, die sich mit einer Nachtfahrt, bei der es hoch hergegangen war, auf den Poker Run eingestimmt hatten und gerade erst hier eingetroffen waren, hatten sie eingekreist. Er hielt sich zurück, um zu sehen, wie sie aus der Nummer wieder rauskommen wollte.

Eines musste man der FBI-Agentin lassen. Langweilig wurde es mit ihr nie.

Einer von den Daytona-Jungs, der aufgrund seines massiven muskelbepackten Körpers den

Spitznamen Tiny abbekommen hatte, stieg von seiner Maschine und ging schwerfällig auf Caitlyns Wagentür zu. Tierney wartete nicht erst, bis der Reaper bei ihr war. Stattdessen stieß sie die Fahrertür auf und sprang mit einem Satz aus dem Wagen. Tiny blieb stehen und scheuchte die anderen Reaper zurück. Caitlyns gezückte Waffe machte ihm wohl kaum so viel Angst – er wollte sich lediglich etwas Spielraum verschaffen.

Caitlyn starrte ihm direkt in die Augen. Tiny lächelte nur und wiegte den Kopf hin und her, in der kalten Luft kam

ihm der Atem in weißen Wolken aus dem Mund. Er sah aus wie ein Büffel, der gleich auf seinen Widersacher losgeht.

Mit einer schnellen Drehung des Handgelenks fuhr sie einen Schlagstock aus. Jetzt hatte sie eine größere Reichweite, wenngleich Tiny sie um dreißig Zentimeter überragte. Sie lächelte ebenfalls. Weshalb lächelte sie nur? Es war ein echtes Lächeln, keine gespielte Tapferkeit, wie er daran erkannte, dass sich ihre Grübchen zeigten.

Sie ließ den Knüppel wie eine

Peitsche in der Luft schnalzen, dann trat sie einen Schritt nach rechts – und er hatte seine Antwort.

»Noch einen Schritt und ich puste DeeDee die Zylinderkopfdichtung weg.« Sie legte die Mündung ihrer Glock auf die nackte Frau, die Tinys Road King Classic zierte.

Es ging kein Raunen durch die Menge, zugleich aber bildete sich eine weiße Schwade, als alle Reaper gemeinsam ausatmeten und wütend die Zähne bleckten. Schlimm genug, dass sie sich mit einem von ihnen anlegte, aber sich auch noch an seiner Maschine zu

vergreifen? Darauf stand der Galgen.

Dennoch würde keiner von ihnen es wagen, Tinys Motorrad zu gefährden. Und so hatte Caitlyn Tierney die gesamte Mannschaft unter Kontrolle bekommen, ohne auch nur einen einzigen Tropfen Blut zu vergießen.

Caitlyn umfasste den Schlagstock fester und tippte einem Daytona-Anwärter auf die Schulter. »Du. Geh ins Haus und sag Poppy, dass ich mit ihm sprechen möchte.«

Keiner rührte sich, während der Anwärter auf das Haus zurannte, die

Stufen zur Veranda hochflitzte und im Innern verschwand. Na ja, von vereinzelt Grunzern, grollenden Lauten und mit angehaltenem Atem gezischten Verwünschungen abgesehen. Caitlyn beschloss, das zu ignorieren.

Glücklicherweise kam der Anwarter zurück, ehe die lodernde Wut ihres Gegenübers sich zu einem Flächenbrand ausweitete. »Poppy sagt, Sie sollen reinkommen«.

Ja klar. Für wie blöd hielten die Reaper sie? »Vielen Dank, ich denke hier draußen wird es auch tun.«

Der Anwarter wandte sich mit

deutlichem Achselzucken zum Haus. Kurz darauf erschien Poppy in Begleitung eines anderen Mannes. Wenn Poppy wie eine Mischung aus Willie Nelson und Jerry Garcia aussah, bloß mit den toten Augen eines Charlie Manson, dann war sein Begleiter eher der Typ John Travolta in *Pulp Fiction*, allerdings ohne Anzug. Er trug Jeans, Motoradstiefel und ein schwarzes T-Shirt unter der Kutte. Tätowierungen sah sie keine; der Mann war frisch rasiert und sah aus, als hätte er gerade eine Stunde beim Frisör verbracht und noch fünfzehn Dollar Trinkgeld gegeben.

Sie hätte ihn für einen Mitläufer gehalten, irgendeinen Möchtegern-Rocker, bis sie ihm in die Augen sah. Wie bei Poppy verriet sein Blick, dass er notfalls über Leichen ging. Als seien die Männer um ihn herum nur Marionetten. Dann war er nahe genug herangekommen, dass sie seine Abzeichen erkennen konnte. Der Anführer aller Reaper. Caruso höchstpersönlich gab sich die Ehre.

Die Reaper gingen auseinander und machten Caruso und Poppy in respektvollem Gehorsam den Weg frei. Ein paar von ihnen sahen mit

erwartungsvollen Gesichtern zu Caitlyn hin, als rechneten sie damit, dass Caruso einen Blitz vom Himmel fahren ließ, um sie für ihre Gotteslästerung zu erschlagen.

Kein Wunder, dass sie ihre Versammlungen auch Kirchgänge nannten.

Caitlyn ergriff die Initiative. »Guter Morgen«, grüßte sie munter. »Wunderschöner Tag, oder nicht?«

Poppys Blick verdüsterte sich. Caruso lachte in sich hinein. »Ja, ja, das kann man wohl sagen. Wunderbarer Tag für eine Rundfahrt.« Der Kerl redete

auch noch wie ein Bankmanager.

Die beiden Männer waren an dem Kreis aus Motorrädern angekommen, die sie und ihren Wagen umgaben. Mit einem Nicken entließ Poppy die Männer, die sich daraufhin rasch verteilten. Somit blieben nur noch er und Caruso, Caitlyn, die ihre Waffe immer noch auf die Nackte gerichtet hielt, und der Riese, der unruhig von einem Fuß auf den anderen trat, hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, seine Maschine zu beschützen und seinem Anführer zu gehorchen.

Caitlyn handelte rasch, um etwaigen

Forderungen zuvorzukommen. In einer solchen Auseinandersetzung war es unabdingbar, die Oberhand zu behalten, aber sie wollte die anderen auch nicht zu sehr reizen.

Also ging sie schwungvoll auf ein Knie nieder und schlug mit dem Schlagstock gegen den Vorderreifen, sodass der Stock wieder zusammenfuhr. Dann nickte sie dem Riesen zu und steckte die Waffe ins Holster. Er stürzte sofort auf sein Motorrad zu, rieb mit der Handfläche über die Nackte und suchte den Lack nach Kratzern ab.

»Geh«, befahl ihm Poppy. Der Riese

warf Caitlyn noch einen äußerst mordlustigen Blick zu, ließ den Motor an und fuhr zu den anderen Reapern, die sich vor dem Haus gesammelt hatten.

Jetzt gab es nur noch sie drei. Ach so, und Goose natürlich, ihr knackiger Verfolger. Fehlte nur noch Weasel, dann wäre die Runde komplett. Als sie daran dachte, welchen Schaden er wohl da draußen anrichtete, stellten sich ihr die Nackenhaare auf und sie musste unwillkürlich an Paul denken. Sie hatte ihn in einer gut einsehbaren Nische des Restaurants im Kasino zurückgelassen. Hoffentlich bewies er ausreichend

gesunden Menschenverstand, um sich nicht in Gefahr zu bringen. So, wie sie ihn kannte, war er bestimmt so sehr in seine Recherche vertieft, dass er alles um sich herum vergessen hatte. Genau wie wenn er sich Aufnahmen von Angiografien anschaute und Bild für Bild den Weg der Farbe durch Arterien, Venen und Kapillargefäße verfolgte.

»Wissen Sie, wer ich bin?«, fragte Caitlyn.

»Die Schlampe, die ihre Nase in alles hinein stecken muss?«, sagte Poppy.

Goose näherte sich bis auf Hörweite.

Ihre Hand ruhte auf den Waffen und sie gab ihm durch einen kurzen Blick zu verstehen, dass sie ihn in der Nähe wusste. Er nickte und hielt die Hände so, dass sie sie sehen konnte. Immerhin etwas Respekt. Wurde auch Zeit.

»Davon mal abgesehen«, sagte sie.

Poppy atmete gequält aus. Er deutete mit der Hand auf Caruso, dann auf Caitlyn. »Darf ich vorstellen, FBI Special Agent Tierney.«

»Supervisory Special Agent«, verbesserte sie ihn. »Entschuldigen Sie die Unterbrechung.« Sie gab sich zerknirscht, denn es war klar, dass Poppy

vor dem hohen Gast sein Gesicht wahren musste. »Ich habe bloß ein zwei Fragen an Herrn Parker.«

Caruso starrte sie lange und gründlich an, ehe er nickte. »Machen Sie schnell, wir haben noch jede Menge zu erledigen.«

Damit machte er auf dem Absatz kehrt und ging wieder ins Haus zurück. Caitlyn schaute mit hochgezogener Augenbraue zu Goose hinüber, der machte jedoch keinerlei Anstalten zu verschwinden, stellte sich stattdessen sogar noch näher zu Poppy und verschränkte die Arme vor der Brust, als

sei er der verfluchte Felsen von Gibraltar. Na schön. Auch egal.

Poppy schaukelte auf die Fersen zurück und betrachtete sie eingehend. »Sie sind Ihrem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Er war ebenfalls die reinste Landplage.«

Caitlyn verstand das als Kompliment. »Danke. Wie wäre es, wenn Sie mir alles über Lena Hale erzählen? Das würde uns beiden das Leben einfacher machen.«

»Ganz ehrlich, ich wünschte, ich könnte Ihnen da helfen.« Er klang beinahe aufrichtig. Bis auf den starren

Blick, in dem sich keinerlei Bedauern widerspiegelte. Normalerweise brachte Caitlyn ihr Gegenüber dazu, zuerst wegzuschauen, dieses Mal jedoch musste sie selbst kämpfen, um nicht den Blick abzuwenden. »Wenn Sie sie finden, lassen Sie es mich wissen. Ich lasse meine Jungs ebenfalls nach ihr suchen – denn ich dachte mir, das Letzte, was wir brauchen, ist, dass uns jemand für das Verschwinden einer Jurastudentin verantwortlich macht.«

»Scheint mir ein seltsamer Zufall zu sein, dass sie zuletzt in Ihrem Klubhaus gesehen wurde.«

»Wie ich schon sagte. Sie hat nach dem Weg gefragt und ist wieder weggefahren.« Sie starrten sich eine Weile schweigend an. Dieses Mal brach Poppy das Schweigen. »Nennen Sie mich einen Lügner?«

Sie blieb stumm und suchte nach möglichen Rissen in seinem undurchdringlichen Panzer. Caruso tauchte auf den Stufen der Veranda auf und winkte Poppy zu sich.

»Lassen Sie es mich wissen, wenn Sie das Mädchen finden. Dann würde ich mir keine Sorgen mehr machen müssen.« Er ging davon, Goose folgte

ihm.

Verärgert sprang Caitlyn in den Impreza und fuhr davon, ehe einer der Reaper – besonders DeeDees Besitzer – noch auf dumme Gedanken kam. Wenn sie sich beeilte, konnte sie es noch rechtzeitig zum Brunch wieder zurück ins *VistaView* schaffen.

Lena sank zu Boden und zog die Knie an die Brust. Fast wünschte sie sich wieder in den kleinen Wandschrank zurück. Dort war alles viel einfacher gewesen. Nur sie und Gott, der seinen Plan vor ihr ausbreitete. Wer hätte gedacht, dass die

Flucht nur zu mehr Gefahr und Verwirrung führen würde als je zuvor?

»Sie haben vermutet, dass irgendwelche Rocker mich umbringen wollen und mich deswegen entführt?« Jetzt war sie tatsächlich froh über die Waffe. Vielleicht war Bernie gar nicht der nette Kerl, der er zu sein schien. Aber alles, was er so dermaßen falsch gemacht hatte, schien er doch immerhin aus den richtigen Gründen getan zu haben.

»Ja. Ich konnte nicht zulassen, dass die Ihnen etwas antun.« Seine Stimme klang flehentlich, wie eine Bitte, ihn zu

verstehen und ihm zu vertrauen. Konnte sie das?

»Aber Sie wissen nicht, weshalb die mich umbringen wollen?«

Er zog angestrengt die Stirn kraus, bis sich seine Augenbrauen zu einer dünnen Linie verbanden. »Poppy hat Weasel gesagt, sie könnten nicht weiter einfach nur hoffen, dass Sie es nicht herausfinden. Mehr habe ich nicht gehört.«

»Was denn herausfinden?«

Er zog die Schultern hoch und zuckte sogleich vor Schmerz zusammen. Sein Gesicht war ganz rot und Lena fragte

sich, ob er vielleicht Fieber hatte. So ein Leopard konnte schließlich wer weiß was für Bazillen mit sich herumtragen.

»Warum halten Sie Leoparden und Schimpansen hier oben in den Bergen?«

»Ich habe die Tiere gerettet.« Er lächelte wie ein kleiner Junge am Weihnachtsmorgen. »Die Reaper

wollten sie freilassen und dann Jägern Geld abknöpfen, damit sie sie schießen dürfen. Also habe ich sie mir geholt. So wie ich Sie auch da weggeholt habe. Hier haben sie ein neues Zuhause.« Seir Lächeln erstarb. »Nur der Leopard macht mir Sorgen. Will einfach nicht

fressen. Und die Schimpansen sind schon in der ersten Nacht ausgebrochen – seitdem rennen sie überall herum und ärgern mich.«

Seine Fürsorglichkeit den hilflosen Tieren gegenüber – na ja, offensichtlich nicht ganz so hilflos, wie Bernie angenommen hatte – machte ihn ihr wieder sympathisch. Und sie einer Rockerbande vor der Nase wegzustehlen? Er hatte wirklich eine Menge riskiert, um die Tiere zu retten. Genau wie er sein Leben für sie riskiert hatte. »Und dass der Leopard frei herumläuft, beunruhigt Sie nicht? Wenn

er nun einen Menschen anfällt?«

»Hier oben auf dem Berg ist doch niemand. Er würde sich bis auf die andere Seite des Waldes durchschlagen müssen, um zur Forellenzucht zu kommen, unter der das Tierney-Haus liegt, und dann ist da natürlich noch das alte Haus von Ihrem Vater.« Er rutschte nervös auf seinem Stuhl herum. »Ich habe gelesen, dass es nachtaktive Tiere sind, also hoffe ich, dass er zu dem Fleisch zurückkommt, das ich in die Hütte gelegt habe. Die Tür habe ich offen gelassen. Vielleicht kann ich ihn dort wieder einsperren, ehe er zu

Schaden kommt.«

»Leoparden fressen doch keine Schimpansen, oder etwa doch?«, fragte sie besorgt, weil sie Smokey seit gestern Abend nicht mehr gesehen hatte. Sie sprang auf und rannte zum Fenster. Bis auf den Schnee, der vom Wind in weißen Wirbeln über den Rasen getrieben wurde, bewegte sich da draußen überhaupt nichts.

Bernie kämpfte sich ebenfalls hoch und stellte sich neben sie. »Nein. Ich denke nicht.«

Er klang nicht recht überzeugt. Sie betrachtete ihn prüfend. Er war

irgendwie anders als die Kerle, mit denen sie normalerweise Zeit verbrachte. Nicht dumm. Nur ... schlicht. Unschuldig. Wie ein Kind.

Dann fielen ihr die Schweißperlen auf seiner Stirn auf. Sie fühlte mit dem Handrücken die Temperatur an seiner Wange. Heiß. Viel zu heiß. Er wandte das Gesicht ab, schien zu erröten – oder kam das vom Fieber?

»Tut mir leid, dass ich Sie da mit reingezogen habe«, murmelte er und sank gegen sie. Sie schaffte es gerade so zum Bett, wo sie ihn behutsam hinlegte. »Ich hätte wissen sollen, dass ich es

vermassesele.« Seine Augen schlossen sich flatternd.

»Bernie. Aufwachen. Bernie!«

Keine Reaktion. Jetzt war sie auf sich allein gestellt. Ohne zu wissen, was hier überhaupt vor sich ging, wo sie Hilfe suchen sollte – oder wem sie trauen konnte.

Als Caitlyn wieder im *VistaView* ankam, fand sie Paul noch genauso vor, wie sie ihn zurückgelassen hatte – er saß vollkommen auf seinen Laptop konzentriert im Restaurant im Erdgeschoss des Hotels. »Wie sich herausstellt, ist diese Sache mit den Nachfahren der Sklaven ein richtig großes Ding«, begrüßte er sie, als sie neben ihm auf die Sitzbank der kleinen Essnische glitt. »Da geht es um Riesensummen, wenn sie als vollwertige

Stammesmitglieder anerkannt werden, umso mehr, weil dann auch rückwirkend gezahlt wird.«

»Genug, um dafür zu morden?«

»Höchstwahrscheinlich.«

»Aber was bringt es den Reapern, wenn sie Lena loswerden? Die Reaper haben doch dem Stamm gegenüber keinerlei Ansprüche.«

»Vielleicht bezahlt sie jemand, der dem Stamm verbunden ist, damit sie deren Interessen durchsetzen?«

Sie schaute ihn skeptisch an. Das klang sehr weit hergeholt. Denn die meisten Urteile waren zum Vorteil der

Cherokee Nation ergangen. Warum also eine derartig extreme Maßnahme ergreifen? »Nein. Da muss mehr dahinterstecken.«

»Nun, Lenas Nachforschungen haben sich jedenfalls als richtig erwiesen. Ihre Familie und einundzwanzig weitere sind in den Stammeslisten von 1883 aufgeführt. Die anderen Familien sind schon vor Generationen von hier weggezogen. Selbst die Hales haben nie wieder auf Indianerland gelebt, seit der einzige überlebende Hale-Sohn aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrt war.« Er schüttelte den Kopf. »So viel

Geschichte, die für immer verloren ist.«

»Nicht ganz. Lena muss da auf irgendetwas gestoßen sein. Weswegen ihr Vater sterben musste.« *Und sie selbst vielleicht auch*, fügte sie insgeheim hinzu.

Paul klappte den Laptop zu und stand auf. »Wir kommen zu spät.«

»Treffen wir uns nicht hier unten?«

»Nein. Dein Onkel richtet der Brunch in seinem Penthouse aus.« Er strahlte. »Ich kann es kaum erwarten, die Aussicht von dort oben zu genießen. Er hat mir den Code für seinen persönlichen Fahrstuhl gegeben. Na

los.«

Sie stöhnte, stand aber ebenfalls auf und folgte ihm aus dem Restaurant. »Also gibt es keine Spur für mich, der ich nachgehen kann?«

»Ich habe einen Namen herausgefunden. Ich weiß, wer das Archiv der Cherokee verwaltet.« Er bahnte sich geschickt einen Weg durch die Menschentrauben um die Spielautomaten und brachte sie zu einem Aufzug etwas abseits.

»Gut. Wo ist dieses Archiv?«

Er schüttelte den Kopf und gab einen Code ein. Sofort öffneten sich die Türen.

»Oh nein. Wenn ich dir das verrate, rennst du augenblicklich los, ruinierst dem armen Bibliothekar das Wochenende und ich bin der Dumme und sitze hier allein mit deiner Mutter und deinem Onkel fest. Kommt gar nicht infrage.«

»Paul ...« Als der Fahrstuhl in den elften Stock hochsauste, knackte es in ihren Ohren. Sie wusste nicht, ob es an der Höhe lag oder daran, dass sie ihren Ärger über seine Sturheit hinunterschlucken musste. »Sag mir einfach, wie er heißt.«

»Ich werde dir eine SMS schicken.

Nach dem Essen.« Die Türen glitten auf und gaben den Blick auf eine spektakuläre Aussicht direkt auf die Smoky Mountains frei. »Oder noch besser. Ich komme einfach mit.«

Sie kam nicht dazu, etwas einzuwenden, weil Onkel Jimmy und ihre Mutter schon auf sie zueilten, um sie zu begrüßen.

»Caitlyn«, sagte ihre Mutter und ergriff ihren Arm. Jessalyn trug heute ein schlichtes dunkelblaues Etuikleid und eine dazu passende goldbesetzte blaue Brokatjacke. »Ihr seid spät dran. Was hat euch aufgehalten?« Sie strich mit den

Fingern über Caitlyns Mantel. »Du bist ja völlig mit Dreck beschmiert.«

Das brachte es so mit sich, wenn man auf einer matschigen Wiese von Motorrädern eingekreist wurde. »Ich bin ein wenig spazieren gefahren, tut mir leid für die Verspätung.«

»Macht nichts. Jetzt sind wir ja alle da. Ist das nicht wunderschön?« Jessalyn deutete auf die Skyline und den üppig gedeckten Glastisch mit dem weißen Leinentuch und feinstem Porzellan darauf. Caitlyn sah auf ihre schmutzige Jeans und die schlammbedeckten Stiefel hinab. Brunch. Hätten es Waffeln und

Rührei da nicht auch getan? Und vielleicht noch ein Fruchteteller?

Das hier glich eher dem letzten Dinner auf der *Titanic*. Aufgeschnittener Lachs und Roastbeef, gefüllte Eier, Schinken und gekochte Tomaten; Shrimps, die größer als ihr Daumen waren, hingen über den Rand eines Martiniglasses gefüllt mit Cocktailsauce ... und das waren nur die Gerichte, die sie auf den ersten Blick erkannte. Zwei Kellner standen neben der Tür, die zur Küche führte, Spalier. Falls Jimmy sie beeindrucken wollte, war ihm das gelungen.

Jessalyn schien sich wohlfühlen, sie marschierte schnurstracks zu ihrem Platz am anderen Ende des Tisches, rechts neben Jimmy, und wartete ab, bis er ihr den Stuhl zurechtrückte. Paul beeilte sich, das Gleiche für Caitlyn zu tun, kam aber zu spät, denn sie hatte sich bereits alleine gesetzt. Das brachte ihr einen missbilligenden Blick von Jessalyn ein. Caitlyn ignorierte sie jedoch, da sich ihr Magen meldete und unmissverständlich zu verstehen gab, dass er etwas zum Verdauen brauchte.

Sie langte nach den Eiern. Jessalyn schüttelte den Kopf. Jimmy räusperte

sich und hob seinen Champagnercocktail. »Es kommt nicht sehr oft vor, dass ich so reizende Gesellschaft habe.« Er nickte Paul und Caitlyn zu. »Deswegen würde ich gerne einen Toast ausbringen. Auf die Familie!«

Paul und Jessalyn stießen miteinander an, Caitlyn ergriff ihr Glas und tat es ihnen gleich. »Auf die Familie.«

Sie nahm einen Schluck, die Kohlensäure kitzelte sie in der Nase, dann stellte sie das Glas ab und wandte sich wieder dem Essen zu. In dem

Moment klingelte ihr Handy. »Tut mir leid«, entschuldigte sie sich und schaute aufs Display. Es war eine Quantico-Nummer. »Den muss ich wirklich annehmen.« Sie warf dem Festessen einen sehnsuchtsvollen Blick zu, schnappte sich eine Erdbeere und verschwand im Vorzimmer, ohne sich um die verärgerten Gesichter zu kümmern. »Tierney.«

»Sie haben sich den schlechtesten Tag ausgesucht, um nicht aufzutauchen. Ich kann nur hoffen, dass Sie irgendwo in einem Krankenhausbett liegen und ein gültiges Attest dafür haben.«

»Meine Güte, LaSovage, ich freue mich auch, von Ihnen zu hören. Wo liegt das Problem?«

»Der stellvertretende Direktor ist gestern vorbeigekommen, um sich die Übung anzusehen. Da liegt das Problem.«

»Ich bin mir sicher, dass jemand anders als Bösewicht einspringen konnte.«

»Sie verstehen wohl nicht, Caitlyn. Nicht*ich* habe hier ein Problem. Er wollte nicht bei *mir* zuschauen.«

Ein Kellner kam vorbei und fragte Caitlyn, ob sie etwas brauche. Sie

schüttelte den Kopf und formte ein stummes »Nein danke« mit den Lippen. Dann erst drang zu ihr durch, was LaSovage gerade gesagt hatte. »Yates war da, um mich zu sehen?«

»Volltreffer. Er hat von der Sache am Donnerstag Wind bekommen.«

»Donnerstag?« Seitdem war so viel passiert, dass sie erst eine Weile angestrengt nachdenken musste, um darauf zu kommen, wovon er sprach. »Sie meinen die Übung mit den Anwärtern?« Von denen sie eine zum Weinen gebracht hatte.

»Schätze, jemand hat ihm davon

berichtet. Willkommen beim modernen FBI, hier fasst man die Neuen mit Samthandschuhen an.«

»Aber ich habe nichts falsch gemacht ...«

»Caitlyn, Caitlyn.« Er seufzte. »Sie verstehen das wirklich nicht, habe ich recht? Die wollen Sie rauswerfen. Sie müssen gar nichts falsch machen, es reicht schon, wenn Sie etwas nicht hundertprozentig richtig machen.«

»Das lässt sich jetzt ohnehin nicht mehr ändern.«

»Eigentlich doch. Deswegen rufe ich an. Yates hat eine Nachricht

hinterlassen, dass er Sie hier sehen will.
Heute noch.«

»Will er das Training beaufsichtigen? – Moment, es ist Samstag. Da ist doch gar keine Übung angesetzt.«

»Es war zwar keine Übung geplant, aber ich stelle gerade ein kleines außerplanmäßiges Projekt auf die Beine.« Seine Stimme hellte sich auf.
»Ich denke, es wird Ihnen gefallen. Wir werden unser Szenario von neuem ausweiten.«

Jessalyn tauchte auf, und sie sah verflucht wütend aus. Oh-oh. »Das ist

sehr freundlich. Aber ich sitze hier fest, mit meinem Onkel und meiner Mutter. Ich schaffe es nicht, heute zurückzukommen.«

»Was soll ich Yates sagen, wenn er fragt?«

Caitlyn war hin- und hergerissen – Familie oder Beruf? Für was sie sich auch entschied, beides würde bedeuten, Lena sich selbst zu überlassen. Und Caitlyn war jetzt das Einzige, was für Lena einer Familie nahekam.

»Sagen Sie ihm, die Familie geht immer vor.« Sie legte auf, als Jessalyn schon die Hand ausgestreckt hatte, um

ihr das Handy abzunehmen, als sei sie neun Jahre alt.

»Komm mit, wir müssen uns unterhalten«, sagte ihre Mutter mit diesem Tonfall, der keinerlei Widerspruch duldete und gegen den Caitlyn so gerne aufbegehrte.

»Aber Jimmy und Paul ...«

»Die können warten.« Jessalyn führte Caitlyn in ein großes Arbeitszimmer mit verglaster Außenfront, schweren Samtvorhängen und zwei ausladenden schwarzen Ledersofas mit Beistelltischchen aus Glas. Sie wirbelte zu Caitlyn herum. »Du musst mit diesem

Unsinn aufhören. Sofort.«

»Du meinst, nach Lena zu suchen?«

»Ich rede vom FBI.« Jessalyn stieß geräuschvoll den Atem aus, dabei entdeckte Caitlyn kleine Fältchen um ihren Mund, die ihr nie zuvor aufgefallen waren. »Ich wollte immer nur das Beste für unsere Familie. Das Beste für dich. Dafür habe ich alles geopfert.«

»Wie kann es das Beste für mich oder meine Familie sein, wenn ich meinen Beruf aufgebe?«

Jessalyns betrachtete die Narbe, die sich von Caitlyns Brustbein bis zu ihrem Hals hinaufzog. Das Geschenk eines

Psychopathen. »Das FBI hat dich schon zwei Mal beinahe das Leben gekostet. Liebes, hast du überhaupt eine Vorstellung davon, was das für eine Mutter bedeutet? Nachdem schon dein Vater ...«

Sie wandte den Blick ab und blinzelte angestrengt. Jessalyn sprach nie davon, wie Sean Tierney gestorben war; in den sechsundzwanzig Jahren war das hier das Äußerste, wozu sie in der Lage gewesen war. Zumindest Caitlyn gegenüber.

»Mom, ist schon gut.« Caitlyns Wut war verraucht und sie schloss ihre

Mutter tröstend in die Arme. Jeder Streit mit Jessalyn endete so. »Mir wird nichts zustoßen.«

»Das weißt du nicht.« Erneut drohte Jessalyn in Tränen auszubrechen. »Das kannst du nicht wissen. Nach all dem, was ich durchgemacht habe, finde ich nicht, dass das zu viel verlangt ist. Wenn dir die Detektivarbeit solche Freude macht, kann dich Jimmy doch hier im Kasino anstellen. Da könntest du auch verdeckt ermitteln und Betrüger schnappen. Zumindest wäre es nicht lebensgefährlich. Und ich könnte endlich ruhig schlafen, ohne mir Sorgen darüber

machen zu müssen, ob ich wieder so einen Anruf erhalten werde ...«

Sie brach auf der Couch zusammen, ohne vorher ihr Kleid zurechtzurücken, damit es nicht knitterte. Da wurde Caitlyn klar, dass dies keine ihrer üblichen dramatischen Anwandlungen war, bei denen sie aus einer Mücke einen Elefanten machte. Jessalyn war ernsthaft besorgt, sogar verängstigt.

Caitlyn seufzte schwer, setzte sich neben ihre Mutter und legte ihr einen Arm um die Schultern. Ihre Mutter zeigte nie groß Gefühle – Drama gab es jede Menge, aber echte Tränen? Niemals.

Jessalyn verlor nie so weit die Kontrolle, um wirklich ihr Herz zu öffnen. Das hatten sie und Caitlyn gemeinsam.

»Mom, ich kann nicht beim FBI aufhören. Das ist mein Beruf, mein Leben. Ich habe so hart dafür gekämpft, dorthin zu kommen, wo ich jetzt bin ...«

»Dein Leben? Du meinst wohl eher dein Tod. Caitlyn, wenn du nicht kündigst, wird dich diese Arbeit umbringen.« Die Tränen rannen ihr über die Wangen und verschmierten ihr sorgfältig aufgetragenes Makeup.

»Bitte. Ich habe dich nie um

irgendetwas gebeten, aber jetzt bitte ich dich. Caitlyn, du musst aufhören. Ich flehe dich an.«

Es war richtig, dass ihre Mutter sie nie um etwas gebeten hatte. Sie betonte nur immer unaufhörlich, dass sie Evergreen verlassen und alles aufgegeben hatte, um Caitlyn ein besseres Leben zu ermöglichen. Weit weg von dem Aufruhr um den Tod ihres Vaters. Alles, was sie dafür von Caitlyn erwartet hatte, war, dass sie sie lieben und ihr eine gute Tochter sein sollte. Das Erste hatte Caitlyn erfüllt, im zweiten Fall aber versagt, das musste sie

zugeben. Wie konnte sie ihrer Mutter also jetzt diesen Wunsch abschlagen?

Paul hatte sie ebenfalls mehr oder weniger direkt gebeten, ihre Arbeit an den Nagel zu hängen. Und ihren Vorgesetzten beim FBI würde sie das Leben auch leichter machen, wenn sie kündigte. Momentan warteten sie ja nur auf eine Gelegenheit, Caitlyn loszuwerden, ohne dass das FBI dabei schlecht dastand. Wollte sie wirklich in einem solchen Klima weiterarbeiten?

Sie nahm den Arm von Jessalyns Schultern und fasste sich an die Narbe an ihrer Schläfe. Vielleicht hatten Morr

und Paul ja recht. Sie konnte zwar nicht fassen, dass sie auch nur darüber nachdachte, aber vielleicht hatten sie doch alle recht. Vielleicht war es der richtige Zeitpunkt, um aufzuhören.

Sie stand auf, trat ans Fenster und zog den Vorhang auf. Die Aussicht auf die Berge war Balsam für ihre Seele, als hießen sie Caitlyn zu Hause willkommen. In ihrer Heimat.

Ein Leben ohne das FBI. Das konnte sie sich nicht einmal vorstellen. Ein Leben lang hatte sie davon geträumt, FBI-Agentin zu werden. Es war nicht nur ihr eigener Traum, den sie damit

wahrgemacht hatte, sondern auch der ihres Vaters, und sie wusste, wie stolz er wäre, wenn er das noch miterlebt hätte.

Was würde Dad tun? Sie presste eine Hand ans kühle Glas, das unter dem kalten Wind, der über die Bergkette fegte, erzitterte. Würde er wollen, dass sie angesichts all der Schwierigkeiten kündigte?

Sie erinnerte sich an sein Gesicht, an das viele Blut, und Ärger wallte in ihr auf. Nur weil er vor den Schwierigkeiten kapituliert hatte ... Jessalyn spürte wohl Caitlyns inneren Kampf, sie stand ebenfalls auf und trat

hinter ihre Tochter. »Du musst dich ja nicht sofort entscheiden. Nimm dir ein paar Tage frei. Fahr mit Paul an den Strand. Du hast ein wenig Erholung verdient.«

»Ich kann nicht. Lena ...«

»Lena gehört nicht zur Familie. Du kennst das Mädchen nicht einmal. Was hast du damit zu tun? Außerdem hast du selbst gesagt, dass die örtlichen Behörden sie besser finden können. Es ist nicht dein Fall. Du musst dir Zeit für dich nehmen, dich darauf konzentrieren, was wirklich wichtig ist, was du dir für deine Zukunft wünschst.« Sie legte

Caitlyn eine Hand auf die Schulter und streichelte ihr den Arm, wie früher, wenn Caitlyn als Kind einen Wutanfall hatte.

Caitlyn schien es plötzlich, als ginge es schon ihr ganzes Leben darum, ihre unbändige Wut hinunterzuschlucken. Immer hatte Jessalyn gewollt, dass sie sich beruhigte. Möglicherweise war ihr die Arbeit deswegen so wichtig. Nicht nur, weil sie durch ihren Beruf hohes Ansehen genoss und den Traum ihres Vaters lebte. Sondern weil ihr die Arbeit erlaubte, ihren Zorn zu kanalisieren und für eine sinnvolle

Aufgabe einzusetzen.

Sie wollte die Welt verändern. Böse Dinge verhindern. Eventuell Leber retten.

Auch ihr eigenes.

D a s FBI betrachtete die eigenen Agenten nicht als Helden. Es waren gut ausgebildete kleine Rädchen in einer paramilitärischen Maschinerie, die zum Schutz ihres Landes und dessen Bürgern Befehle ausführten, so wurde es ihnen vermittelt. Jederzeit durch den nächsten Agenten in der Schlange ersetzbar, alles andere als »Special«.

Dennoch weigerte sich Caitlyn, nur

Befehlsempfängerin zu sein. Zumindest gehorchte sie nicht blind. Sie hatte schnell Karriere gemacht und war Jahre vor allen anderen zum Supervisory Special Agent ernannt worden, eben weil sie sich nicht einfügte. Nur, weil sie niemals nachgab, hatte sie die Fälle geknackt, die sie bearbeitet hatte. Das FBI war sehr zufrieden mit der guten Presse gewesen, die ihm das eingebracht hatte, gleichzeitig gar nicht glücklich darüber, dass Caitlyn durch ihre Alleingänge behördeninterne Unzulänglichkeiten aufgedeckt hatte. Deswegen sollte sie jetzt entweder ganz

von der Bildfläche verschwinden oder zumindest durch Papierkrieg an ein Büro gefesselt werden, von dem aus sie keinerlei Schaden anrichten konnte.

Sie war beim FBI an ihre Grenzen gestoßen. Mit rasender Geschwindigkeit aufgestiegen und hart wieder auf dem Boden aufgeschlagen.

Aber aufgeben?

Sie schüttelte die Hand ihrer Mutter mit einem Achselzucken ab und wandte sich ihr zu. »Das kann ich nicht, Mom.«

Jessalyn versteifte sich und wich vor Caitlyn zurück. »Du meinst, du willst nicht. Stur wie ein Kleinkind. Das bist

du. Wie sehr du die Menschen verletzt, die dich am meisten lieben, ist dir egal.«

Harte Worte. Die sie umso mehr trafen, weil sie der Wahrheit entsprachen. Caitlyn blinzelte verletzt. »Es tut mir leid. Ich werde nicht kündigen.«

Ihre Mutter ging mit wutverzerrtem Gesicht zur Tür. »Mir tut es auch leid, Caitlyn. Glaub mir, mir tut es auch leid.«

Sie verließ das Zimmer und machte sich nicht einmal mehr die Mühe, ihrer Tochter die Tür vor der Nase zuzuknallen.

Während die regulären Klubmitglieder sich auf den Weg nach Gatlinburg zur nächsten Station des Poker Runs machten, saßen Poppy und Caruso Zigarre rauchend am Feuer vor dem riesigen gemauerten Kamin, der eine komplette Wand des Wohnzimmers in dem alten Bauernhaus einnahm. Goose und der Vollstrecker aus Daytona, ein maulfauler Kerl namens Hopper, standen an der Tür Wache.

Eigentlich hätte ihm das eine Ehre sein müssen, aber ihm ging so viel im Kopf herum, dass er nur schwer stillstehen und sich auf das langweilige

Gespräch der beiden Präsidenten konzentrieren konnte. Es ging um die Aufnahme neuer Mitglieder und darum, wie mit Reapern zu verfahren war, die keine Beiträge zahlten, weil sie arbeitslos waren. Caruso sah weniger wie ein Rackerhaupt aus, das über einen Haufen Krimineller befahl, sondern eher wie der Finanzchef eines Großkonzerns, und er redete auch wie einer. Es war lustig zu sehen, wie Poppy versuchte, sich der kultivierten Art des Präsidenten anzupassen, trotzdem drängte es Goose, hier raus und wieder an die Arbeit zu kommen.

»Du willst also, dass ich Tierney beschatte?«, hatte er in einer Pause gefragt, als Poppy und Caruso sich Bourbon nachgeschenkt hatten. Sie tranken das gute Zeug, Maker's Mark 46.

»Vorerst nicht.« Poppy und Caruso tauschten einen Blick aus. »Wenn Weasel nicht bald zurückkommt, haben wir vielleicht eine andere Aufgabe für dich. Kommst du damit klar?«

»Sicher. Alles, was ihr wollt.« Das war die einzige richtige Antwort, wenn der eigene und auch der landesweite Präsident einen anstarrten. »Wo steckt Weasel denn?«

Goose hoffte, dass der Vizepräsident des Klubs für das Bargeld zuständig war, das die Leute aus Daytona mitgebracht hatten. Wilson hatte sich an Weasel rangehängt, weil sie hofften, er würde sie zum Geld führen. Sie mussten die Kohle aufspüren, ehe die Reaper alles ins Kasino brachten, wo es für immer verloren wäre.

»Das geht dich nichts an«, pfiff Poppy ihn zurück. Goose lehnte sich also wieder gegen die Wand und hielt sich im Hintergrund. Bis Poppy und Caruso sich entschieden hatten, was zum Teufel sie mit ihm vorhatten. Hopper

warf ihm einen Blick zu und rollte mit den Augen. *Anfänger*, schien sein Gesichtsausdruck zu sagen.

Am besten wäre es, wenn sie ihn wieder auf Tierney ansetzten. Denn sie zu beschatten verschaffte ihm genügend Spielraum, um gleichzeitig nach dem Geld zu suchen. Die anderen wussten nicht, dass er sie sehr gut allein mit dem Handy und seinem Laptop verfolgen konnte. Wenn es selbstverständlich auch mehr Spaß machte, sie auch vor sich zu sehen. Aber erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Er dachte lächelnd daran zurück, wie gut sie sich vorhin

geschlagen hatte, als sie Tiny beinahe zum Heulen gebracht hätte. Und das ohne jegliches Blutvergießen.

»Da ist was dran«, sagte Caruso gedehnt, so als hätte er lange und ausgiebig über das Thema nachgedacht. »Was werden wir wegen deiner Agentin Tierney unternehmen?«

Poppy zuckte zusammen, überspielte das aber, indem er nach seinem Glas fasste. »Nichts. Da gibt es nichts, weswegen wir uns Sorgen machen müssten.«

»Du hättest mir sagen sollen, dass jemand vom FBI hier rumschnüffelt«,

sagte Caruso in leicht missbilligendem Tonfall.

»Mach dir wegen ihr keine Sorgen. Ich habe etwas gegen sie in der Hand, falls wir sie auf unserer Seite brauchen.« Das ließ Goose aufhorchen. Was könnte Poppy gegen eine FBI-Agentin in der Hand haben? »Und es könnte unter Umständen dem Geschäft zuträglich sein, eine Agentin in der Tasche zu haben.«

Caruso schnaufte. »Die hat niemand in der Tasche. Das Mädels ist eine tickende Zeitbombe.«

Schweigen. Poppy spielte mit seiner

Zigarre, zündete sie erneut an, nahm einen Schluck Bourbon. Caruso lümmelte sich mit ausgestreckten Beinen in seinen Sessel, die Füße übereinandergeschlagen, und betrachtete den älteren Mann.

Als Poppy endlich antwortete, schaute er Caruso nicht an, sondern starrte in sein leeres Glas. »Was soll ich deiner Meinung nach tun?«

»Sie loswerden. Sofort. Noch vor dem Geldtransfer.«

Mit Mühe schaffte es Goose, völlig regungslos zu bleiben. Sie hatten das Geld noch nicht zum Kasino gebracht.

Also hatte er noch Zeit, es aufzuspüren.

Poppy nickte und stellte das Glas ab.
»Lass mich ein paar Anrufe machen. Sie wird verschwinden.«

»Nein. Ich meinte nicht, dass du sie fortschicken sollst.« Caruso schaute Poppy so wütend an, als sei er ein Verräter. Ganz offensichtlich hatte der ja auch den Befehl seines Präsidenten falsch verstanden. »Ich meinte, dass du sie erledigst. Heute noch.«

Scheiße. War Caruso verrückt geworden? Er hatte gerade eben den Mord an einer FBI-Agentin in Auftrag gegeben.

Poppys Miene blieb ausdruckslose.
Er nickte. »Selbstverständlich.«

Die Eingangstür sprang auf und Weasel kam hineingestürmt. »Dieser Wichser. Ich habe dir gesagt, dass der Kleine für uns nur eine Last ist.« Als er Caruso bemerkte, unterbrach er sich abrupt. »Oh, tut mir leid.«

Tut mir leid? Nicht zu fassen, sogar Weasel war von Caruso eingeschüchtert. Goose hatte der oberste Reaper bisher noch nicht sonderlich beeindruckt, wie er mit falschem Politikerlächeln Hände schüttelte, aber irgendetwas musste ihm entgangen sein, so, wie sich die anderen

Reaper den Wünschen dieses Mannes beugten. Caruso trug nicht einmal ein Klubabzeichen auf seiner Kutte, wenngleich er offensichtlich ohne Gewissensbisse jemandem den Befehl zu einem Mord erteilte. Typisch Manager. Machte sich nicht selbst die Hände schmutzig.

»Entschuldige mich einen Moment«, sagte Poppy und erhob sich.

»Etwas, von dem ich wissen sollte?« Caruso klang locker, aber sein Blick sprach Bände. Er schien bestens über alles informiert, was bei den Mountain Men vorging, und war offensichtlich

nicht gerade beeindruckt von Poppys Führungsqualitäten.

»Nein. Nur einer unserer Anwarter, der Ärger macht.«

»Das können wir nicht gebrauchen. Du solltest an ihm ein Exempel statuieren.« Caruso paffte seine Zigarre.

Poppys Schultern versteiften sich. »Du hast recht. Das werden wir.« Poppy gesellte sich zu Goose und Weasel und gab ihnen ein Zeichen, ihm durch den Flur ins Esszimmer zu folgen. »Was hat du herausgefunden?«, fragte er Weasel.

»Bernie ist nicht wieder aufgetaucht, also bin ich zu ihm rausgefahren. War

noch keine zwei Schritte in der Hütte, da bin ich über ein halbes totes Reh gestolpert ...«

»In der Hütte?«

»Ja. Lag da wie ein verfluchtes Selbstbedienungsbüffett. Es wird noch besser. Ein Leopard hat gerade daran herumgekau. Der Junge hat unseren Scheißleopard geklaut!«

Poppy tat das mit einer Handbewegung ab. »Was ist mit dem Mädchen? Irgendeine Spur von ihr?«

»Ich hab gemacht, dass ich da rauskomme und mich ein wenig umgesehen, um rauszufinden, was in den

anderen Blockhütten ist, ob er die anderen Tiere auch hat. Da ist mir der Wagen aufgefallen. Sie ist bei ihm. Aber du kennst das Gelände. Wie weitläufig es ist. Sie würden uns sehen, lange bevor wir dort angekommen sind, und in den Wald abhauen oder uns überrumpeln.«

»Uns überrumpeln?«, fragte Goose. »Bernie wohl kaum.« Der Junge war so weichherzig, dass er beim Fegen im Klubhaus regelmäßig Spinnen und sogar Ameisen einsammelte und vor die Tür setzte, anstatt sie umzubringen.

»Ich sage euch, er hat das Mädchen

da oben, und auch die Tiere. Der Kleine ist verrückt geworden.«

»Was willst du tun?«, fragte Poppy.

»Bei dem Wagen von dem Mädchen habe ich die Reifen zerstochen. Die von Bernies Truck auch, die werden also so schnell nirgendwohin gehen. Lass mich ein paar von den Jungs zusammentrommeln, und dann machen wir gemeinsam einen kleinen Jagdausflug. Wir schnappen uns die beiden und damit hat sich das Problem erledigt.«

Sie wollten Bernie umbringen – einen ihrer eigenen Männer – und das

Mädchen auch. Grundlos. Jedenfalls gab es keinen Grund, der Goose einleuchten würde. Aber er würde sich hüten zu widersprechen; das würde alles nur noch schlimmer machen. Vielleicht konnte er sich wegstehlen und Wilson anrufen, damit er zu Bernie und dem Mädchen fuhr und sie in Sicherheit brachte. Caitlyn musste er auch warnen. Das würde Wilson gar nicht passen, denn ihm war nur an der Kohle gelegen. Aber hier ging es schließlich um Mord. Zwei unschuldige junge Menschen und eine FBI-Agentin. Das konnte Goose unmöglich zulassen.

»Das ist nicht gerade unser einziges Problem«, sagte Poppy und warf einen Blick über die Schulter ins Wohnzimmer, wo Caruso saß. »Bernie und das Mädchen können warten. Die FBIlerin hat uns noch einen Besuch abgestattet. Mich vor Caruso lächerlich gemacht.«

Weasels Hand suchte das Messer an seinem Gürtel. »Die Drecksschlampe. Ich werde sie mir vorknöpfen.«

Poppy schüttelte den Kopf. »Goose hat gesagt, sie hätte online im Archiv der Cherokees herumgeschnüffelt.«

Goose verschwieg wohlweislich,

das vermutlich Tierneys Typ die Suchanfragen eingegeben hatte. Wozu einen weiteren Unschuldigen auf die Abschussliste des Klubs setzen?

»Meinst du, Lena hat mit ihr gesprochen?«

»Oder vielleicht hat Eli ihr irgendwie eine Nachricht zukommen lassen. Wie es auch gelaufen ist, wir müssen uns um sie kümmern, bevor sie eins und eins zusammenzählt.«

Beide Männer starrten Goose prüfend an. »Was sagst du dazu, Goose? Bist du bereit, dich ums Geschäft zu kümmern?«

Obwohl ihm das Blut in den Adern gefror, setzte Goose sein bestes Pokerface auf und nickte. »Alles für den Klub. Wie soll es ablaufen?«

Poppy klopfte ihm auf die Schulter. »Ich wusste, dass du das Zeug dazu hast. Lass es wie einen Unfall aussehen. Das Letzte, was wir brauchen ist, dass das FBI auf uns aufmerksam wird.«

»Wird erledigt.«

»Ich verlasse mich darauf, dass du und Weasel das erledigt. Heute noch.«

Caitlyn starrte ihrer Mutter nach. Jessalyn musste immer das letzte Wort haben. Bei jedem Thema. Aber jetzt gerade ... das hatte sich irgendwie endgültig angehört.

Ihre Mutter hatte ein Leben lang daran gearbeitet, Caitlyn zu einem starken Menschen zu erziehen, der jeder Herausforderung gewachsen war. Weshalb vertraute sie jetzt nicht darauf?

Caitlyn stand auf, ohne das Spiel der Sonne auf der dahinziehenden Wolken zu

bemerken, unter denen die Berge sich direkt vor ihren Augen neu auszuformen schienen. Die Familie stand immer an erster Stelle. Jessalyns Credo. Aber wieso durfte sie nicht auch gleichzeitig ihrem Beruf treu bleiben?

Sie war verwirrt, aber auch verärgert. Verdammt noch mal, sie wollte doch einfach nur ihrer Arbeit nachgehen. Aber niemand, weder Jessalyn noch Paul oder das verfluchte FBI, schien das einsehen zu wollen.

Zum Teufel mit ihnen allen. Sie würde Lena Hale finden. Danach würde sie sich um alles andere kümmern.

Im Eingangsbereich vor dem Fahrstuhl stand Paul und wartete auf sie. »Dachte mir, du seist vielleicht hungrig.« Er reichte ihr einen Bagel, den er mit Schinken und Spiegelei belegt hatte.

»Danke.« Sie verschlang hastig seine deftige Kreation, bevor sie wieder etwas vom Essen abhalten konnte. Sie fuhren mit dem Fahrstuhl ins Erdgeschoss.

»Wohin?«, fragte er.

Sie war ihm dankbar, weil er weder Jessalyn noch dieses Fiasko von einem Familienbrunch erwähnte. Und war froh,

dass er keine weiteren Fragen stellte. Aber sie wollte verdammt sein, ehe sie ihn als Partner in ihre Ermittlungen miteinbezog. »Recherchiere du weiter. Ich werde mich mit dem Bibliothekar im Indianerarchiv unterhalten. Wie war sein Name noch gleich?«

Er lächelte. Eines musste sie Paul lassen. Wenn er wollte, konnte er unverschämt charmant sein. Selbst ohne seine Barry-White-Imitation zum Bester zu geben. »Du meinst den Namen des Mannes, der darauf wartet, sich mit *mir* zu unterhalten? Na los. Ich fahre.«

»Ich werde fahren.« So konnte sie

ihn wenigstens dort bei den verstaubten Dokumenten und Büchern abladen. Das war der sicherste Ort für ihn, außerdem würde es ihm dort gefallen. Sie würde sich irgendeine besondere Aufgabe ausdenken, wegen der er sich wichtig vorkommen konnte. Irgendetwas, das ihn den ganzen Tag über beschäftigt halten würde, selbst wenn ihm der Bibliothekar dabei half. Während sie unterwegs war. So konnte sie ihre Arbeit erledigen und wusste ihn in Sicherheit. Obwohl Paul damit vermutlich gar nicht einverstanden sein würde, sollte sie ihm die Einzelheiten auseinandersetzen.

Das Archiv war in einem von mehreren nebeneinanderliegenden weiß getünchten einstöckigen Bürogebäuden mit Blechdach untergebracht. Bis auf Caitlyns Subaru war der Parkplatz verwaist.

Der Bibliothekar, oder eigentlich Archivar, hieß Judas Bearmeat.

»Bearmeats finden Sie von Anbeginn an in den Annalen des Stammes«, sagte er stolz, während er sie durch einen leeren Empfangsbereich hinter einen Tresen führte. »Darunter auch einen Namensvetter von mir auf dem Hester-Index von 1884.«

Sie gingen an Regalen voller Mikrofiches vorbei, an gut erhaltenen Folianten, übereinandergestapelten Zeitungen und einem systematischen Katalog mit Karteikarten. Im hinteren Teil des Archivs stand ein kleiner Konferenztisch, auf dem sich Bücher stapelten. Die Ecke dahinter war in eine Art Büro verwandelt worden, bloß ohne Tür oder Wände. Ein Metalltisch stand schräg vor der Ecke und daneben an beiden Wänden Aktenschränke. Auf einem davon sah sie ein Teegeschirr und eine Kaffeemaschine, vor dem Tisch standen zwei Klappstühle für Besucher,

aber Caitlyn zweifelte stark daran, dass Bearmeat besonders oft jemanden empfing. Er war Ende fünfzig, Anfang sechzig, hätte sie geschätzt, und sprach gehetzt, wie es jene, die zu viel Zeit alleine verbrachten oftmals taten, sobald sie Gelegenheit bekamen, sich mit einem anderen Menschen auszutauschen, und die dann kein Ende mehr fanden.

»Weswegen hat Lena Sie um Hilfe gebeten?«, kam Caitlyn zur Sache, während Bearmeat Paul Kaffee einschenkte und sich selbst einen Tee zubereitete. Sie hatte ein Getränk abgelehnt.

Mit der Antwort ließ er sich Zeit. Es war ihm anzumerken, dass er sich lieber mit Paul darüber unterhalten hätte – sie sprachen dieselbe Sprache. Akademiker. Meinetwegen. Das würde Paul bei der Stange halten, nachdem sie weg war.

»Wie ich Dr. Franklin schon sagte.« Bearmeat nickte Paul zu und reichte ihm eine Porzellantasse mit dem Wappen der Östlichen Cherokee darauf. »Miss Hale und ich hatten einige Male Gelegenheit, uns auszutauschen. Sie war eine entzückende Dame mit hellem Verstand. Sie hätte eine gute Wissenschaftlerin abgegeben.«

»Sie ist nicht tot, sondern als vermisst gemeldet«, erinnerte sie ihn. Sechs Minuten mit dem Kerl und schor jetzt brachte er sie mit seiner hochgestochenen Ausdrucksweise auf die Palme. »Bei Ihrem letzten Gespräch worum ging es da?«

»Wie Sie vielleicht wissen, hat Miss Hale sich für die Annalen der Östlichen Cherokee interessiert und versucht, neben ihrer eigenen noch weitere Familien zu finden, die von den damaligen Sklaven abstammen. Sie wollte herausfinden, inwiefern aktuelle Gerichtsentscheide in Oklahoma sich auf

den Status der hiesigen Nachfahren von Sklaven auswirken würden.«

»Ja, das weiß ich. Juristischer Fachartikel, Oberstes Gericht. Aber irgendetwas hat ihr Interesse an dem Tod meines Vaters geweckt. Was hat die Aufnahme ihrer Familie oder anderer Schwarzer in das Stammesregister mit dem Tod meines Vaters zu tun?«

Bearmeat nahm seinen Tee und setzte sich mit gekreuzten Beinen hin. Erst nachdem er sorgsam eine Serviette auf dem Oberschenkel ausgebreitet hatte, stellte er die Tasse samt Untertasse darauf ab. »Und wer, wenn ich fragen

darf, war Ihr Vater?«

»Sean Tierney. Er war Deputy hier in Balsam County. Ist vor sechszwanzig Jahren verstorben.« Bearmeat musste nicht wissen, dass ihr Vater sich umgebracht hatte. Oder weswegen.

»Tierney. Oh ja, ich erinnere mich. Lena war nicht so sehr an seinem Tode interessiert, als vielmehr an dem damaligen Abkommen mit den freigelassenen Sklaven.«

»Was ist damit?«, fragte Caitlyn, kurz davor, Bearmeat an die Gurgel zu springen.

Paul antwortete. »Du hast doch vom Pfad der Tränen gehört, nicht wahr? Als 1839 der Großteil der Cherokee von ihrem Land vertrieben wurde und nach Oklahoma zog. Einige wenige blieben jedoch hier zurück, außerdem sind viele später wieder nach North Carolina zurückgekommen. Sie selbst durften zwar kein Land besitzen, aber Will Thomas, ein Weißer, der in den Stamm aufgenommen wurde, schon. Er begann damit, für seinen Stamm Land in Qualla Boundary aufzukaufen. Doch dann kam der Bürgerkrieg. Thomas stellte eine Truppe Cherokees aus der Gegend

zusammen und sie kämpften auf der Seite der Konföderation.«

Caitlyn schüttelte den Kopf; Geschichte war nie ihre Stärke gewesen. »Also haben sie auf der Verliererseite gekämpft.«

»Das ist nicht der springende Punkt«, sagte Bearmeat. »Das Recht auf Sklavenhaltung wurde auch in der Cherokee Nation durch den National Council Act von 1863 abgeschafft. Als dann der Bürgerkrieg vorbei war, wurden die ehemaligen Sklaven Bürger der Cherokee Nation, so, wie es in dem Vertrag der zwischen den Oklahoma

Cherokee und der Regierung
ausgehandelt worden war.«

»Also sind die Schwarzen von heute
Cherokee.«

»Das wird kontrovers diskutiert. Und
eben mit dieser Frage hat Lena sich
beschäftigt.«

»Denn«, sagte Paul, »die Fälle, die
seit den 1980er-Jahren sowohl vor
Stammesgerichten als auch auf
Bundesebene verhandelt worden sind,
lassen sich nicht so leicht auf die
Östlichen Cherokee übertragen.«

Die weitere Erklärung übernahm
Bearmeat. Die beiden Männer

harmonierten perfekt, obwohl Bearmeat sich sein Leben lang mit diesem Thema beschäftigt hatte, Paul hingegen nur ein paar Stunden. Unter anderen Umständen wäre sie vielleicht beeindruckt gewesen, aber in ihrer Ungeduld hoffte sie vor allem, die beiden würden endlich auf den Punkt kommen.

»Nach dem Bürgerkrieg, haben die Östlichen Cherokee ein Abkommen mit den ehemaligen Sklaven geschlossen«, erklärte Bearmeat. »Die Indianer konnten den Vertrag mit der Regierung nicht brechen, ohne den unsicheren Status zu gefährden, den sie als

Mitkämpfer auf der Seite der Konföderierten erlangt hatten. Gleichzeitig aber bestand ihre einzige Chance, als Cherokee Nation weiterexistieren zu können, darin, sich nicht mit anderen Rassen zu vermischen.«

»Ich bin immer noch nicht schlauer, was das für ein Abkommen sein soll.« Keiner der Männer schien die Ungeduld in ihrer Stimme herauszuhören. Denn sonst hätten sie sich etwas knapper gefasst.

»Es war ein Abkommen mit den Schwarzen«, erklärte Paul »Die

Östlichen Cherokee konnten sie nicht einfach von ihrem Land vertreiben, nicht ohne dass sich die Regierung eingemischt hätte. Also haben sie den Schwarzen Land angeboten, über das sie frei verfügen konnten. So konnten sie innerhalb der Reservatsgrenze als Mitglieder der von der amerikanischen Regierung anerkannten Cherokee Nation leben, mussten im Gegenzug allerdings ihre Stammesrechte abtreten.«

»Nach dem Bürgerkrieg konnte sich hier in der Gegend kaum noch jemand Land leisten. Und dieses Land innerhalb von Qualla Boundary sollten die

ehemaligen Sklaven umsonst bekommen, es würde ihnen für immer zur Verfügung stehen. Unter der Bedingung, dass sie niemals die Rechte vollwertiger Stammesmitglieder für sich beanspruchen würden.«

»Wie kam Lena darauf, dass mein Vater etwas mit irgendeinem Abkommen zu tun haben könnte, das vor über hundert Jahren geschlossen wurde?«

Bearmeat gab keine Antwort. Stattdessen erhob er sich, legte seine Serviette zur Seite und stellte die Tasse neben der Kaffeemaschine ab. Dann zog er direkt darunter eine große flache

Aktenschublade auf. Caitlyn hatte angenommen, dass in den sehr flachen, aber breiten und tiefen Laden Landkarten verstaut waren.

Statt einer Karte zog Bearmeat jedoch ein großes dünnes Blatt Papier hervor: den Faksimiledruck eines alten Pergaments.

Er trug das Dokument zu einem großen leeren Tisch und legte es dort ab. Caitlyn und Paul traten dazu. »Das ist bloß eine moderne Kopie«, sagte er, obwohl er sich gleichzeitig gebärdete, als handele es sich um Tutanchamuns Grabschmuck. Caitlyn drängte sich

zwischen Paul und Bearmeat, um einen Blick darauf zu werfen. Auf der oberen Hälfte stand ein englischer Text in geschwungener Schrift, dahinter sah sie wunderschön gezeichnete Schriftzeichen und ganz unten eine Reihe Namenszüge. Auch ein gewisser Elijah Hale war darunter, ein Vorfahre der Hale-Familie.

»Ist das da unten die Schrift der Cherokee?«

»Korrekt.« Er seufzte. »Das Original ist verloren gegangen. 1988.«

»In dem Jahr ist mein Vater gestorben.«

Bearmeat zuckte mit den Achseln.

»Davon weiß ich nichts. Aber als ich zuletzt mit Lena gesprochen habe, wollte sie eine Kopie des Abkommens zu einer Übersetzerin bringen, die die Sprache der Cherokee beherrscht.«

Caitlyn ließ enttäuscht die Schultern hängen. Einen Moment lang hatte sie gehofft, der Archivar wisse vielleicht tatsächlich etwas, das den Tod ihres Vaters mit Lenas Verschwinden verknüpfte. Ihr eventuell sogar eine Spur lieferte, die entweder zu Lena oder zur Wahrheit über ihren Vater führen würde.

Bearmeat hob den Blick vom Text des alten Dokuments. »Es sei denn – ich

nehme nicht an, dass Ihr Vater irgendwie mit dem Mord an Tommy Shadwick zu tun hatte? Denn Tommy war der Letzte, der sich das Original des Abkommens aus dem Archiv ausgeliehen hat. Und zwar an jenem Tag, an dem er umgebracht wurde.«

Bernie hatte hohes Fieber. Er stöhnte in Schlaf. Das Weiße in seinen Augen hatte sich gelblich verfärbt – was nichts Gutes bedeuten konnte. Lena überprüfte die Wunde an seinem Arm, dort, wo der Leopard ihn angefallen hatte. Es war zwar alles ein wenig geschwollen und

voller blauer Flecken, aber die Kratzer bluteten nicht mehr und es gab auch keine Rötung, die auf eine Entzündung hingedeutet hätte. Außerdem hatte sich sein Zustand schlagartig verschlechtert. War er vielleicht schon krank gewesen, als ihn der Leopard angefallen hatte?

So oder so brauchte er Hilfe. Sofort.

Sie durchkämmte seine Hütte. Motorradzubehör, Schmutzwäsche, Konserven und Tiefkühlkost, kleine Beutel mit Hundefutter und ein Stoß Comics neben dem anderen, außerdem haufenweise alte Taschenbücher. Die Welt eines einsamen Mannes.

Was sie jedoch nicht fand, war ein Telefon oder ein Computer. Irgendeine Möglichkeit, Hilfe zu rufen. Als Nächstes nahm sie sich Bernies Taschen vor. Und förderte eine Handvoll Munition zutage. Sie schaute sich die Waffe an, die er ihr gegeben hatte, öffnete das Magazin und stellte fest, dass es leer war.

Er hatte ihr keine geladene Waffe anvertraut. Wollte er sie reinlegen oder war er bloß nicht so dämlich, einem Mädchen, das nie zuvor eine Pistole angefasst hatte, eine geladene Waffe in die Hand zu geben?

Da sie keine Sicherung entdecken konnte, wohl eher Letzteres. Der Leopard schritt immer noch auf dem Dach auf und ab. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel; sollte das Tier da nicht schlafen?

Mit größter Vorsicht steckte sie vier Patronen in die Walze. Dann schloss sie das Magazin und ließ es einschnappen. Die ersten zwei Fächer waren immer noch ungeladen, sie würde also drei Mal abfeuern müssen, um wirklich auf irgendetwas schießen zu können. Das war der sicherste Weg, der ihr einfiel, um die Waffe bei sich zu tragen. Und

nach draußen würde sie damit ohnehin nicht gehen. Jedenfalls nicht, solange der Leopard auf der Lauer lag.

Sie positionierte einen Stuhl zwischen Bernies Bett und dem Fenster, sodass sie ihm gleichzeitig Gatorade einflößen und nach der Raubkatze Ausschau halten konnte. Irgendwann sprang der Leopard endlich vom Dach hinunter und verschwand zwischen den Bäumen. Wenn sie Hilfe holen wollte, war das die Gelegenheit.

»Ich bin bald zurück«, versprach sie Bernie.

Er stöhnte und griff nach ihrer Hand.

Sein Hemd und das Laken warer
schweißgetränkt. »Gehen Sie nicht.
Nicht sicher.«

»Sie brauchen Hilfe. Ich werde
zurückkommen.« Sie wischte ihm mit
einem feuchten Lappen über das Gesicht.
»Gibt es einen Wagen?«

Er nickte. »Neben der Hütte. Nehmen
Sie meinen Truck. Es ist kalt.«

Er fröstelte so stark, dass er mit den
Zähnen klapperte, deswegen war Lena
nicht sicher, ob er über das Wetter
draußen oder von seinem Fieber sprach.

»Lena.« Er sprach ihren Namen aus,
als sei er etwas ganz Besonderes.

»Seien Sie vorsichtig.« Damit sank er in die Kissen zurück.

Sie schnappte sich ihren Mantel und schaute noch ein letztes Mal aus dem Fenster. Der Leopard war nicht zu sehen. Jetzt oder nie.

Die helle Sonne hatte den dicken Nebel vertrieben, in dem die Hütte den größten Teil des Vormittags über eingehüllt gewesen war. Der Schnee war auch geschmolzen, aber so, wie sich die Wolken über den Bergen im Westen zusammenbrauten, würde es sicherlich bald wieder schneien. Gegen den kalten Wind knöpfte sie sich den Mantel zu.

Die Waffe in ihrer nackten Hand war kalt und schwer.

Im Tageslicht konnte sie sehen, weshalb sie gestern Nacht die Orientierung verloren hatte. Die Lodge mit ihren Hütten stand auf einer Lichtung, die in den dichten Wald geschlagen worden war. Die Hütten lagen etwa fünfzehn bis zwanzig Meter voneinander entfernt, mit genug Abstand für Privatsphäre. Schaute man auf das in der Mitte gelegene Haupthaus, mit seinen alten, dicken Holzbalken, so machte die Anlage einen weitläufigen Eindruck. Am Rand der Lichtung jedoch

ragten dicht an dicht die Bäume auf, wie eine dunkle Herausforderung. Hier begann die wilde Natur.

Nur weit entfernt waren im Süden und Osten über den Baumwipfeln die Berge jenseits des Tals zu erahnen. Im Norden und Westen ragten zerklüftete schneebedeckte Spitzen mit bewaldeten Hängen im Nebel auf und schluckten das Sonnenlicht.

Die Landschaft war hier so ganz anders als im Hayti-Bezirk in Durham, in dem Lena aufgewachsen war. Sie fühlte sich fremd und unbehaglich.

Mit gebeugtem Kopf und gespannten

Sinnen hastete sie über die Lichtung zu der Hütte, wo ihr Honda neben einem großen schwarzen Pick-up stand. Als sie sich den beiden Wagen näherte, hörte sie Affenlaute hinter sich.

»Smokey! Dir ist nichts passiert.« Sie steckte die Waffe ein und breitete die Arme aus. Überrascht stellte sie fest, wie erleichtert sie war, die Schimpansin wiederzusehen. Smokey stürzte auf sie zu, bremste in letzter Sekunde ab, um Lena nicht umzurennen und presste die Nase an Lenas Brust, an ihr Gesicht ihren Hals, während sie ihren ganzen Körper abklopfte, wie um sie nach

Verletzungen abzusuchen.

»Mir geht es gut. Wo sind deine Freunde?« Lena schaute sich um. Von den anderen Schimpansen war nichts zu sehen. Hoffentlich hatte der Leopard sie nicht erwischt. Nein. Dann hätte er sich ja nicht den ganzen Morgen über bei Bernies Hütte rumgetrieben, sondern sich an seiner Beute gütlich getan.

Sie nahm Smokey an der Hand und fühlte sich gleich besser, jetzt, da die Schimpansin bei ihr war. Es war verrückt, aber in weniger als einer Woche war ihre ganze Welt auf den Kopf und alles, woran sie geglaubt hatte,

infrage gestellt worden. Nur ihr Glaube war ihr noch geblieben, und selbst der hatte gelitten. Obwohl Er ihr viel Gutes geschickt hatte. Smokey und ihre Familie, Bernie, der genau rechtzeitig gekommen war, um Lena das Leben zu retten, der ihr inmitten dieser Verzweiflung Trost und Beistand spendete.

Während sie mit Smokey über das braune, vom Schnee aufgeweichte Gras rannte, schickte sie ein Stoßgebet in den Himmel, bis hoch zum höchsten Gipfel über ihnen. Ein großer Vogel tauchte am Himmel auf, schraubte sich immer

weiter nach oben auf die Sonne zu. Sie lächelte. Gott hörte immer noch zu. Was konnte sie sich mehr wünschen?

Die Antwort kam schneller, als es ihr lieb war. Als Lena vor dem Honda stand, stellte sie fest, dass er bis zu den Radkappen im Schlamm steckte. Die Reifen waren platt. Alle vier. Bei dem Truck war es dasselbe.

Irgendjemand war hier gewesen und hatte die Reifen zerstochen. Bernie? Nein, warum sollte er seine eigene Flucht verhindern? Außerdem hätte er einfach nur die Wagenschlüssel verstecken müssen.

Sie umrundete beide Fahrzeuge, dabei blickte sie immer wieder über die Schulter. Die Schlüssel von Bernies Wagen steckten. Also hatte Bernie die Reifen definitiv nicht zerstochen. Und auch nicht der Leopard und auch kein Affe.

Sie blieb auf der Beifahrerseite des Hondas stehen, direkt neben Bernies Truck und der Hütte, in der sie gefangen gewesen war. Einer Panik nahe drehte sie sich um sich selbst, erwartete, einen Mann mit einem Messer vor sich zu sehen. Aber da war nichts. Nur der Wind, der welches Laub über den Rasen

wehte.

Dennoch blieb das Gefühl, beobachtet zu werden. Sie wandte sich gerade wieder der Hütte zu, als Smokey ein leises, kehliges Geräusch machte und sie am Arm zog.

Lena blickte nach oben. Der Leopard stand mit gekrümmtem Rücken auf dem Holzdach, als setze er gerade zum Sprung an.

Caitlyn wirbelte zu Bearmeat herum.
»Sie glauben, dass Tommy Shadwick wegen eines Stücks Papier umgebracht wurde?«

Bearmeat zuckte mit den Achseln.
»Wissen Sie, dass kaum noch jemand über Tommy spricht? Schon gar nicht über die Gründe, wegen derer er sterben musste. Er war das einzige Mitglied im Rat, das gegen die Errichtung des *VistaView* war, weil er fand, das Kasino würde unser Volk moralisch verderben.

Niemand erinnert sich mehr daran, dass oder wie er für den Erhalt unserer Sprache und Kultur gekämpft hat. Ohne ihn würden wir in unseren Schulen nicht die Tsalagi-Sprache lehren, geschweige denn unsere überlieferte Tradition wahren.«

Schön und gut, aber das erklärte auch nicht, wieso Shadwick umgebracht worden war oder was das mit Lena oder ihrem Vater zu tun hatte.

»Eli Hale hat ausgesagt, er habe Tommy umgebracht, weil der den Nachfahren der Sklaven keine Stammesrechte zusprechen wollte«,

schaltete Paul sich ein. »Vielleicht hat er gehofft, es würde seiner Sache dienen, wenn er auch das Abkommen vernichtete.«

»Diese Kopie des Abkommens zu zerstören würde ihm dabei nicht viel bringen«, sagte Bearmeat. »Es gibt Abschriften davon, sowohl bei uns sowie in dem Archiv in Raleigh. Dieses Faksimile befand sich überhaupt nur hier, weil der Stammesrat für das große Treffen, bei dem über den Bau des Kasinos abgestimmt werden sollte, eine Ausstellung wichtiger Landschenkungen und Grundbücher der Östlichen

Cherokee geplant hatte. Es besaß einen Wert als historisches Dokument, nicht weil es unersetzlich gewesen wäre.«

Dieses Geschwafel half Caitlyn auch nicht weiter. »Sie sagten, Lena hätte eine Kopie davon zu einer Übersetzerin gebracht?«

»Ja, Sharleen LittleJohn. Mein Cherokee ist bestenfalls rudimentär«, bekannte Bearmeat. »Ich bin in Bryson City aufgewachsen und erst hierhergekommen, nachdem ich meinen Doktor gemacht hatte.« Er zeichnete Caitlyn den Weg auf und notierte in ordentlichen Großbuchstaben die

Anfahrtsbeschreibung darunter.

»Paul, könntest du vielleicht mit Mr Bearmeat die Recherche hier fortsetzen?«, fragte Caitlyn. »Ich denke, wir sind hier auf etwas gestoßen, nur weiß ich noch nicht genau was.«

»Sicher, mache ich.« Er war abgelenkt. »Treffen wir uns hier wieder?«

»Ruf mich an, sobald ihr etwas herausfindet.« Sie bedankte sich bei Bearmeat und verschwand, ohne dass es einem der Männer groß aufgefallen wäre.

Als sie beim Impreza ankam,

klingelte ihr Handy. »Ist da die FBI-Agentin, die nach dem schwarzen Mädchen sucht?«, fragte eine Frauenstimme.

»Wer ist da?«

»Das soll nicht Ihre Sorge sein. Wenn Sie das Mädchen finden wollen, ehe es zu spät ist, müssen Sie sich beeilen. Sie ist im Haus ihres Vater oben auf dem McSwain Mountain.«

Die Frau legte auf, bevor Caitlyr etwas fragen konnte. Anonymer Anrufer. Natürlich.

Sie setzte sich auf den Fahrersitz und wartete darauf, dass es warm wurde.

Eine Frau bei ihr anrufen zu lassen, war nicht dumm – das sollte sie wohl weniger misstrauisch machen. Tja, leider kannten sie Caitlyns Motto nicht: *Niemandem trauen, alles infrage stellen.*

Die Frage war nicht, ob der Anruf eine Falle war, sondern ob und wie sie ihn zu ihrem Vorteil nutzen konnte.

Laut Plan sollte Weasel im alten Hale-Haus auf Tierney warten. Eines seiner Mädchen im Klubhaus sollte bei ihr anrufen und sie zu ihm locken, Goose wiederum würde ihr auf dem Motorrad

folgen und sicherstellen, dass sie auch wirklich alleine kam. Außerdem sollte er ihr den Fluchtweg abschneiden.

Soweit der Plan. Goose hatte jedoch nicht vor, sich daran zu halten. Seine Harley im Leerlauf, wartete er auf der Route 19 darauf, dass Caitlyn Cherokee verließ, dann rief er Wilson an. »Wie läuft's?«

»Weasel wird so schnell nirgendwohin gehen«, sagte Wilson. »Ich habe Wasser in seinen Tank gefüllt.« Wirksamer als Zucker und nicht so leicht nachzuweisen. »Er wird gar nicht kapieren, was los ist. Ich bin jetzt

schon auf dem Weg zurück zu Caruso.«

»Hat Karlee die Bullen angerufen?«

»Sie hat es versucht. Mit einem aus der Zentrale gesprochen und das von dem Mädchen und Bernie erzählt. Sie war nicht sicher, ob die ihr geglaubt haben.«

»Solange Weasel abgelenkt ist, sind sie einigermaßen in Sicherheit«, entschied Goose. »Ich werde mit Tierney sprechen und sie zu ihnen schicken.«

»Bist du da ganz sicher? Das könnte richtig in die Hose gehen.«

»Keine Sorge, wir werden das Geld

bekommen. Ohne dass Blut an unseren Händen klebt.«

»Um das Geld mache ich mir keine Sorgen«, schnauzte Wilson ihn an. »Sondern darum, was die Reaper mit dir anstellen, wenn sie dir auf die Schliche kommen.«

»Ganz locker. Finde du nur das Geld, ich kümmerge mich um den Rest.« Caitlyns blauer Impreza bog von der Acquoni Road auf die I19 ein. »Muss los. Es ist Showtime!«

»Sei vorsichtig.«

»Jawohl, Mutter.« Goose beendete das Gespräch, legte einen Gang ein und

fädelte sich hinter Caitlyn in den Verkehr ein.

Sobald sie das *VistaView* hinter sich gelassen hatten, wurde es ruhig auf der Straße. Die Motorradfahrer vom *Poker Run* waren inzwischen auf halbem Weg in Gatlinburg angekommen oder bereits wieder auf dem Rückweg, und die Touristen hatten sie in Cherokee oder im Kasino hinter sich gelassen. Die Straße wand sich den Berghang hinauf. Er nutzte die Gelegenheit und gab Gas, bis er auf gleicher Höhe mit ihr war. Sie sah ihn im Seitenspiegel kommen und stieg aufs Gas.

Verdammt. Sie waren schon fast auf der McSwain Mountain Road. Er musste sie aufhalten, ehe sie auf diese Straße fuhr, sonst würde Weasel von seinem Eingreifen etwas mitbekommen und alles wäre für die Katz. Ein entgegenkommendes Auto verhinderte, dass er sie überholen konnte, also klebte er an ihrer Stoßstange, bis der Wagen vorbeigefahren war, dann schoss er wieder nach vorne und bedeutete ihr mit der Hand, rechts ranzufahren.

Sie überraschte ihn, als sie stattdessen mit dem Subaru, der ganz schön was auf dem Kasten hatte, um die

enge Kurve, die vor ihnen lag, raste und aus seinem Sichtfeld verschwand.

Er beugte sich weiter vor, schaltete runter und beschleunigte hart, nahm die Kurve fast horizontal auf die Seite gelegt. Vor der McSwain Mountain Road gab es nur noch eine Abzweigung, eine unbefestigten Straße, die sich in engen Kurven den Berg hinaufwand und dann wieder bergabwärts bis zum Wanderweg bei den Mingo Falls führte.

Er musste sie entweder jetzt sofort stoppen und mit ihr reden, oder sie dazu bringen, diese Straße zu nehmen. Als er aus der Kurve kam, sah er ihren Impreza,

ein leuchtend blauer Punkt, der sich vor dem Braun der Bäume und dem schwarzen Straßenbelag abhob. Er schoss nach vorne, überholte sie, kam dann mit quietschenden Reifen quer zu stehen, sodass er beide Fahrstreifen blockierte. Rechts kam sie nicht vorbei, ohne in den Abgrund zu stürzen; der einzige Ausweg wäre, auf die Mingo Falls Road abzubiegen. Falls sie ihr nicht einfach über den Haufen fuhr. Da sie gerade eine Kurve genommen und ihn möglicherweise nicht gleich gesehen hatte, hing das allerdings stark von ihrem Reaktionsvermögen und der Bremskraft

des Imprezas ab.

Sie kam nun aus der Kurve, und er war kurz in Versuchung, sein Vorhaben aufzugeben und abzuhaueu.

Das war wirklich eine saudumme Idee gewesen. Dennoch wich er nicht von der Stelle.

Caitlyn hatte keine Ahnung, warum der Vollstrecker der Reaper sie von der Straße drängen wollte, war jedoch kurz davor, ihre Dienstwaffe zu zücken und ihn eigenhändig festzunehmen. Vergeblich hatte sie versucht, das Büro des Sheriffs anzurufen und Verstärkung anzufordern, es gab hier einfach zu viele Funklöcher. Somit war sie bei dieser wilden Verfolgungsjagd auf sich allein gestellt, mit dem Abgrund auf der einen Seite, dem steil aufragenden Berg auf

der anderen.

Gott sei Dank war der Impreza WRX dem Duell gewachsen. Der Wagen sah vielleicht nicht nach viel aus, besaß aber neben dem Allradgetriebe einen Boxermotor, vergleichbar mit dem eines Porsches. Goose brauste auf seiner Harley an ihr vorbei und verschwand hinter der Haarnadelkurve vor ihr. Die letzte Kurve der Serpentine vor der Abbiegung zur McSwain Mountair Road. Vielleicht wollte er ihr auf der einspurigen Straße, die zu Hales Haus hinaufführte, auflauern?

Sie bog um die Kurve. Da stand

Goose, blockierte mit seinem Motorrad beide Fahrspuren. In jähem Schreck trat sie auf Bremse und Kupplung gleichzeitig, schaltete vom vierten in den zweiten Gang. Hatte der Idiot etwa Todessehnsucht?

Sie trat noch einmal voll in die Bremse, der Gestank von verbranntem Gummi stieg ihr in die Nase. Um der wild umherschlingernden Wagen in der Spur zu halten, umklammerte sie das Lenkrad mit beiden Händen so fest es ging. Anstatt geradeaus zu fahren, blieb sie jedoch in der Kurve und hielt auf den Berghang zu, wo sich eine kleine Lücke

zwischen den Bäumen auftat: ein Feldweg.

Wie wild kurbelte sie am Steuer, der Wagen schleuderte herum, verfehlte Goose nur knapp und kam schließlich abrupt in Gegenrichtung zum Stehen, halb auf der Straße, halb auf dem Feldweg. Caitlyn wurde nach vorne geschleudert und schlug mit den Kopf auf das Lenkrad aus. Für einen kurzen Augenblick war sie vor Schmerz wie gelähmt, konnte aber noch klar genug denken, um die Waffe zu ziehen, sie allerdings bedeckt zu halten.

Goose kam zu ihr gerannt und riss

die Fahrertür auf. »Geht es Ihnen gut? Ich wollte doch nur, dass Sie an der Seite ranfahren. Ich hatte hier keine Steve-McQueen-Nummer erwartet.«

Sie hob stöhnend den Kopf. Der Lederüberzug des Lenkrads war blutverschmiert. Sie löste den Gurt, hielt die Glock weiterhin außerhalb seiner Sichtweite versteckt. »DeNiro. Die Verfolgungsjagd in *Ronin* war eindeutig besser als die in *Bullitt*.«

»Na gut. Treffen wir uns in der Mitte. Hackman.« Er nahm ihr Kinn in die Hand und begutachtete die Platzwunde auf der Stirn. »Sonst tu

Ihnen nichts weh? Nackenschmerzen?«

»Nein. Mir geht's gut. Hackman.
French Connection. Darauf können wir
uns einigen.«

Er lehnte sich in die Fahrerkabine
und wischte ihr mit seinem Kopftuch das
Blut von der Stirn. »Ich denke nicht,
dass Sie genäht werden müssen. Ist
trotzdem eine fiese Beule.«

Sie ramnte ihm die Pistole in die
Brust und drängte ihn zurück, während
sie ausstieg. Dann schob sie sich an ihm
vorbei, die Glock weiterhin fest auf ihn
gerichtet, obwohl ihr Blut von der Stirn
in die Augen lief.

»Umdrehen, Hände über den Kopf und schön nach oben in den Himmel schauen.«

Er gehorchte und bewegte sich dabei betont langsam, wie um ihr zu zeigen, dass er keinerlei Bedrohung darstellte. »Es ist nicht so, wie Sie denken. Uns bleibt nicht viel Zeit, ich versuche nur zu helfen.«

»Wohl eher, mich umzubringen. Dachten Sie wirklich, dass ich auf diesen fingierten Anruf reinfallen würde?«

»Etwas Wahres ist trotzdem dran gewesen. Lena Hale schwebt

tatsächlich in großer Gefahr. Aber sie ist nicht im alten Haus ihres Vaters. Wenn Sie sie retten möchten, kann ich Ihnen sagen, wo Sie sie finden. Ich verlange nur, dass Sie mich anhören.«

Sie überlegte. Irgendetwas an Goose hatte ihr keine Ruhe mehr gelassen, seit sie ihn das erste Mal gesehen hatte. Es wäre gut, endlich die Wahrheit herauszufinden. »Einverstanden. Reden Sie.«

»Nicht hier.« Er wandte den Kopf, um sie über die Schulter hinweg anzuschauen. »Irgendwo, wo wir ungestört sind. Ich darf nicht mit Ihnen

gesehen werden.«

»Und was hatten Sie sich da vorgestellt?«

»Dort oben.« Er deutete mit dem Kinn auf den Feldweg, der zu den Mingc Falls hinaufführte – ihr Dad war diese Strecke früher oft mit ihr entlanggewandert. Es konnte sich um eine Falle der Reaper handeln, aber das alles erschien ihr doch viel zu kompliziert, nur um sie auf den Weg zu bekommen. Und etwas an Goose verriet ihr, dass er die Wahrheit sagte.

Caitlyn beschloss, sich auf ihren Instinkt zu verlassen und nicht nach den

üblichen Regeln zu spielen. Sie ließ die Waffe sinken und deutete mit dem Kinn auf sein Motorrad. »Sie fahren vor, nicht mehr als anderthalb Meter Abstand.« In ihrem Wagen mitnehmen würde sie ihn auf keinen Fall, die Harley durften sie aber auch nicht zurücklassen, damit keiner der Reaper die Maschine entdeckte und ihnen folgte.

Goose antwortete nicht, aber sie sah, wie sich die Anspannung in seinen Schultern löste. Er lächelte sie an – nicht dieses schmierige Lächeln, das sie von ihm gewohnt war, sondern ein echtes Lächeln, das auch seine Augen erreichte.

»Danke.«

Der Schotterweg war menschenleer – im Winter besuchten nur wenige Touristen die Wasserfälle, und wenn, dann nahmen sie eher die befestigte Straße auf der anderen Seite des Berges, die sich auf Indianerland befand. Bis zum Parkplatz, einem abgelegenen Fleckchen am Ausgangspunkt des Wanderweges, war es nicht weit.

Goose stieg ab und wartete auf sie, die Hände offen neben dem Körper. Keine Bedrohung.

Sie hielt die Waffe fest in der Hand, einstweilen aber gesenkt. Ein stechender

Schmerz fuhr ihr in den Kopf und ihr war leicht übel, eine Nachwirkung des Adrenalins. Das würde sie sich ihr gegenüber jedoch niemals anmerken lassen.

»Was zum Teufel geht hier vor?«, wollte sie wissen. Er seufzte, fuhr sich durchs Haar, und sie hatte plötzlich den Eindruck, er sei noch nicht gewohnt, es in dieser Länge zu tragen.

»Ich heiße gar nicht Jacob Clay«, sagte er. »Sondern Jake Carver.«

Für einen Decknamen, der einer NCIC-Datenbanksuche durch den Sheriff standhielt, gab es nur eine Erklärung.

Verflucht. Sie hatte doch gleich gewusst, dass mit ihm irgendwas nicht stimmte.

»Sie ermitteln bei den Reapern. ATF? DEA?« Wenn es um kriminelle Rockervereinigungen ging, waren das die üblichen Verdächtigen.

»Hier in der Gegend können die Reaper alle Waffen, die sie brauchen, legal erwerben. Und bei den einzigen Drogen, die ich bei ihnen gesehen habe, drehte es sich nur um persönlichen Konsum.«

»Also um was geht es hier?«

»Geldwäsche.«

»Scheiße.« Sie musterte ihn prüfend.

»Sie sind Bundesagent. Wirtschaftskriminalität?« Die meisten Kerle, die sie in dem Bereich kannte, waren eher Schreibtischtäter. Kein Vergleich zu dem muskelbepackten, tätowierten Schlägertypen, als den sich Goose hier präsentierte.

»Noch schlimmer. Steuerbehörde.«

Sie konnte ein kurzes verächtliches Lachen nicht unterdrücken.

Er seufzte wieder und sank gegen seine Maschine, doch dann lächelte er sie an, und die kleinen Fältchen um seine Augen verrieten ihr, dass er an Witze darüber gewöhnt war.

»Sie sind Ermittler der Bundessteuerbehörde?«

»Ursprünglich. Vor ein paar Jahren bin ich dann dem FBI zugewiesen worden.«

»Das macht Sie also zu einem ...«, sie zog gespielt verängstigt die Schultern hoch. »*Special Tax Agent*?«

»Und Sachverständiger für Wirtschaftskriminalität.«

Du lieber Himmel, was hatten die sich bloß gedacht? Den Rockern einen Wirtschaftsprüfer auf den Hals zu hetzen? »Wie lange arbeiten Sie schon verdeckt?«

»Fünfzehn Monate, sechs Tage.

Nicht, dass ich mitzählen würde.«

»Wo ist Ihr Team?«

»Schwierig, meine Leute in der Nähe zu haben, da jeder hier jeden kennt, also kommen sie abwechseln als Spieler, Touristen oder Fischer getarnt in den Ort. Neulich waren zwei von ihnen auf der Tanzfläche und haben die Schlägerei angezettelt, dank der Sie und Ihr Freund da ohne größeren Ärger rausgekommen sind.«

»Wo sind Ihre Leute jetzt?«

Er zuckte mit den Achseln. »Da ist doch der Vorteil von moderner Technik

– sie müssen nicht immer in Sichtnähe sein, um alles mitzubekommen.«

Das FBI stattete die Mobiltelefone seiner Agenten standardmäßig mit Richtmikrofonen und Aufnahmegeräten aus. Gleichwohl diese jederzeit überall aufnahmebereit waren, konnte sein Team dennoch keines seiner Signale empfangen, wenn er in einem Funkloch steckte. Was wiederum bedeutete, dass er in den vergangenen fünfzehn Monaten die meiste Zeit über mehr oder weniger auf sich allein gestellt gewesen war. »Ja, aber das heißt auch, dass keiner da ist, um Ihnen den Rücken freizuhalten,

wenn es Schwierigkeiten gibt. Zumindest nicht schnell genug.«

»Im Gegensatz zu Ihnen, die hierherkommt und alles im Alleingang aufmischt, habe ich zumindest jemanden im Rücken.« Er wandte sich ihr mit ernstem Gesichtsausdruck zu, doch in seinen Augen blitzte ein wenig von dem *Bad Boy* Goose auf. »Die Sache ist die, wir sind kurz davor, diese Scheißkerle festzunageln. Nicht nur die Reaper, sondern ihre Hintermänner.«

»Und ich komme Ihnen dabei in die Quere.«

»Sie haben ja keine Ahnung. Ich bin

hier, weil Poppy Sie tot sehen will. Er hat mich damit beauftragt, Sie umzubringen.«

Die Raubkatze machte einen Satz und landete auf der Ladefläche von Bernies Truck. Lena riss die Hecktür des Hondas auf und versuchte, Smokey hineinzuschieben. Doch die Schimpansin sperrte sich. Der Leopard streckte sich und balancierte die vorderen Tatzen auf der Seitenwand der Ladefläche aus. Lena blickte ihm direkt in die Augen, vor Angst wie gelähmt.

Da endlich kletterte die Schimpansin doch noch auf den Rücksitz des Hondas,

sodass Lena hinterherspringen konnte. Sie zog die Tür hinter sich zu, und im selben Augenblick ging eine Erschütterung durch den Wagen

Der Leopard war auf dem Dach.

Lena langte über die Lehne nach vorne und verriegelte den Wagen. Dann musste sie laut lachen, als ihr bewusst wurde, wie sinnlos das war. Als ob ein Leopard den Türgriff benutzen würde. Sie lachte, bis ihr die Tränen kamen. Smokey raunzte beruhigend und streichelte ihr über den Kopf, kämmte ihr das Haar mit langen ledrigen Fingern.

Angesichts solch mütterlichen Verhaltens hätte sich Lena am liebsten im Schoß des Affenweibchens ausgeheult, riss sich aber zusammen.

Der Leopard kratzte mit seinen Krallen über das Metall des Wagendachs. Lena zog die Pistole aus der Tasche. Smokey erkannte die Waffe und versuchte mit gefletschten Zähnen, sie Lena aus der Hand zu schlagen. Lena riss sie wieder an sich, woraufhin sich der Affe in die hinterste Ecke des Rücksitzes verzog. Erneut wurde ihr die Sinnlosigkeit ihres Handelns deutlich. Sie konnte gar keinen Schuss abgeben,

jedenfalls nicht solange sie im Wageninnern saß – was wäre, wenn die Kugel von den Wänden abprallte und sie oder Smokey traf?

Sie steckte die Pistole wieder ein. Ihr blieb nichts anderes übrig, als darauf zu warten, dass die Raubkatze verschwand.

Smokey beruhigte sich wieder, kroch ganz langsam über den Sitz auf Lena zu und legte ihr die Arme um die Schultern. Ein seltsames Quietschen war zu hören. Der Leopard rutschte rückwärts über die Windschutzscheibe auf die Motorhaube. Dort streckte er sich mit den

Vorderpfoten am Glas hin, presste die Schnauze gegen die Scheibe, starrte sie an und wirkte ein wenig irritiert, weil Lena und Smokey so nahe und doch außerhalb seiner Reichweite waren.

Lena war versucht zu hupen, ließ es aber bleiben, weil sie nicht sicher war, ob es das Tier tatsächlich erschrecken oder aber nur verärgern würde. Am besten sie tat so, als ob der Leopard gar nicht da wäre, dann würde er sich hoffentlich irgendwann einer leichteren Beute zuwenden. Ihre Leinentasche lag immer noch auf dem Vordersitz, wo sie sie vor zwei, nein drei Tagen

zurückgelassen hatte. Sie streckte die Hand nach ihr aus und hievte sie zu sich auf den Rücksitz.

Smokey schnüffelte am Stoff, versuchte, die Schnallen zu lösen und zerrte an den Riemen. Das Geräusch des Reißverschlusses ließ sie zurückschrecken. Lena wühlte in der Seitentasche nach ihrem Handy. Tot. Es war vier Tage lang eingeschaltet gewesen. Und ihr Ladegerät lag im Koffer im *VistaView*.

Ansonsten hatte sie lediglich ein paar Energieriegel dabeigehabt, die sie sich rasch in die Manteltasche stopfte, ehe

Smokey sich darüber hermachen konnte, ihren Laptop und ein paar Bücher, die sie aus dem Stammesarchiv ausgeliehen hatte: eine gebundene Ausgabe von Joseph G. Hesters 1883 durchgeführten Zensus der Östlichen Cherokee und Dr. Bearmeats Dissertation aus dem Jahr 1987, in dem es um deren Geschichte und das Abkommen mit den ehemaligen Sklaven ging.

Dr. Bearmeat war so erfreut darüber gewesen, dass sie sich für das Abkommen interessierte und seine Doktorarbeit möglicherweise für ihren Artikel im *Duke Law Review* verwenden

wollte, dass er ihr angeboten hatte, die Bücher länger als die üblichen sieben Tage zu behalten. Schließlich, hatte er noch hinzugefügt, waren sie ohnehin seit Jahrzehnten von niemandem mehr ausgeliehen worden.

Lena hatte sich mit ihm mehrfach ausgiebig über die rechtlichen Auswirkungen des Abkommens unterhalten, besonders im Hinblick auf die neueren Urteile in Oklahoma. Er hatte mit dem Großformatkopierer des Archivs eine Kopie von dem Abkommen für sie angefertigt, die sie dann der von ihm als Übersetzerin empfohlenen Frau

gegeben hatte.

Das Faszinierendste an der Sache war – da stimmte Dr. Bearmeat ihr zu –, dass niemand sich für das Dokument zu interessieren oder auch nur daran zu erinnern schien. Keiner der befreiten Sklaven hatte je auf dem Land gelebt, das ihnen seit Generationen zustand; die Hales waren somit die Letzte der schwarzen Familien gewesen, die auch nur in der Nähe von Qualla Boundary gelebt hatte, und auch sie waren von hier weggezogen, nachdem Eli ins Butner eingeliefert worden war.

»Es ist, als ob irgendjemand uns aus

den Geschichtsbüchern tilgen möchte«, hatte sie zu Dr. Bearmeat gesagt, während er Tee gekocht hatte. Bei ihren Besuchen im Archiv war nie jemand anderes außer ihr dort aufgetaucht. Sie hatte das Gefühl, dass Dr. Bearmeat ein sehr einsamer Mensch war, darauf bedacht, sein Wissen weiterzugeben, bevor er starb, und es mitsamt der Fülle von Dokumenten, um die er sich äußerst sorgfältig kümmerte, in Vergessenheit geriet.

»Computer«, sagte er offensichtlich verärgert, während er übereifrig Milch in seinen Earl Grey rührte. »Schuld

daran sind Computer. Wenn die Menschen etwas nicht in Sekundenbruchteilen bei Google finden, gehen sie davon aus, dass es nie existiert hat. Im Gegensatz zu Ihnen fehlt der meisten die Geduld für Originalquellen.« Er strahlte sie an, als sei sie seine Lieblingsschülerin.

»Und das Originaldokument ist verloren gegangen, sagten Sie?«

Er rutschte auf dem Stuhl hin und her und starrte in seinen Tee. »Ja. Als Tommy Shadwicks Haus niedergebrannt wurde.«

»Von meinem Vater.« In den letzten

Wochen, nachdem Eli ihr befohlen hatte, seine Verurteilung nicht länger anzufechten, hatte sie sich damit abgefunden, dass ihr bisheriges Leben auf einer Lüge aufgebaut gewesen war. Sich Elis Schuld einzugestehen hatte ihr jedoch den merkwürdigen Impuls geweckt, die Wurzeln ihrer Familien zu erforschen und deren Namen irgendwie wieder reinzuwaschen. Und dann hatte sie zu ihrer Freude von dem Abkommen erfahren, das einer ihrer Vorfahren unterzeichnet hatte.

Dr. Bearmeat nickte. »Ja. Als Tommy starb und sein Haus in Flammen

aufging, haben wir ein historisches Dokument von unschätzbarem Wert unwiederbringlich verloren. Selbstverständlich hat das niemand außer mir so gesehen. Solange Kopien existierten, war es ihnen vollkommen gleichgültig. Damals bestand dieses Archiv mehr oder weniger aus ein paar Kartons, die sich in der Garage meines Dads stapelten. Die Bearmeats sind schon seit Generationen die Bewahrer der Stammestraktionen, also waren meine Leute gewöhnt, sämtliche alte Bücher oder Unterlagen, die sie fanden, an uns weiterzureichen, so, wie sie den

Müll wegbringen.«

Zorn mischte sich in seine Stimme.
»Das war in den 1980ern. Alles musste umgebaut werden, glänzend, neu und aus Chrom. Modern. Jeder wollte Modernität. Ihr Erbe war ihnen egal.«

»Nicht jeder, Dr. Bearmeat.« Sie tätschelte ihm den Arm. »Wenn Sie nicht gewesen wären, wäre all dies verloren gegangen.«

Das brachte ihn wieder zum Lächeln.
»Und Sie werden diese Tradition fortführen. Die Welt über den Pakt in Kenntnis setzen.«

Mehr noch. Jetzt, da Lena nicht mehr

all ihre Zeit in eine mögliche Revision von Elis Urteil steckte, wünschte sie sich plötzlich einen festen Wohnsitz, einen Ort, an dem sie bleiben würde. Ihr gefiel es hier in Cherokee. Die Berge, die so streng und bedrohlich in den Himmel aufragten, fühlten sich wie eine Heimat an. In ihrer Fantasie wurde der Name ihrer Familie dank des alten Abkommens wieder von den Östlichen Cherokee anerkannt und sie nahm eine Stelle als Dr. Bearmeats Assistentin an. Sie konnte sich sogar vorstellen, eine kleine Kanzlei hier in der Gegend zu eröffnen. So könnte sie Recht und

Geschichte verbinden und anderen Menschen helfen. Es fühlte sich einfach richtig an.

Doch dann hatte sie sich die ausgeliehenen Bücher noch einmal genauer angesehen. Dr. Bearmeat hatte recht gehabt, die Bücher über das Abkommen waren tatsächlich seit Jahrzehnten von niemandem mehr ausgeliehen worden. Sechszwanzig Jahre lang, um genau zu sein.

Da hatte Sean Tierney sie sich ausgeliehen. In der Woche, nachdem Tommy Shadwick umgebracht worden war. Und nur wenige Tage, bevor ihr

Vater verhaftet und Sean umgekommen war. Daten, die sich ihr unauslöschlich ins Gedächtnis gebrannt hatten.

Wenn Eli Tommy umgebracht hatte, weil der Stammesälteste sich geweigert hatte, ihm die in dem Abkommen versprochenen Rechte zu gewähren, dann hatte Sean Tierney vielleicht einfach mehr über Elis Motiv erfahren wollen. Weil er verstehen wollte, was seinen besten Freund dazu gebracht hatte, einen anderen Menschen zu töten.

Das wäre einleuchtend. Nur gab es da diesen Papierschnipsel, den sie, zwischen die Seiten von Dr. Bearmeats

Dissertation geklemmt, fand. Eine handschriftliche Notiz, bestehend aus nur einer hingekritzelten Frage: »Kasino?«

Das Kasino war damals die Haupteinnahmequelle der Hale-Familie gewesen. Vor seiner Verurteilung hatte Eli über Jimmy McSwains Immobilienfirma in das Projekt größere Summen investiert. Tommy Shadwick war gegen den Bau des Kasinos gewesen – was vielleicht auch ein Teil von Elis Motiv gewesen war, obwohl das während des kurzen Prozesses nie zur Sprache gekommen war.

Aber da Sean Tierneys Notiz

zwischen den Seiten mit Landkarten von Qualla Boundary sowie von den Gebieten, die den ehemaligen Sklaven laut dem Abkommen zustanden, steckte, fragte sie sich, ob Sean da nicht möglicherweise auf etwas Größeres gestoßen war.

Irgendetwas, wegen dessen er getötet worden war. Von ihrem Vater, seinem besten Freund.

Goose schien mit irgendeiner Reaktion auf seine Nachricht zu rechnen, Caitlyn jedoch ging es um Antworten.

»Wer sind die Hintermänner der Reaper?«

Er kniff die Augen zusammen. »Das wissen wir noch nicht. Und selbst wenn ich es wüsste, könnte ich Ihnen das nicht sagen. Aber eines kann ich Ihnen verraten.«

»Und das wäre?«

»Ich weiß tatsächlich, wo Lena Hale

ist. Und ihr bleibt nicht viel Zeit. Poppy hat einen Killer auf sie und Bernie angesetzt; Bernie ist ein Anwarter bei den Reapern, der ihr hilft.«

»Bernie ... Bernard McSwain?«

»Ja. Er ist Ihr Cousin, stimmt's?«

»Ich habe ihn seit Jahren nicht mehr gesehen.«

»Ich schlage vor, Sie unternehmen schnell etwas, ehe die Chance auf eine Familienzusammenführung vertan ist. Für immer.«

»Sie wollen mich doch nur aus dem Weg haben.«

Er zuckte mit den Achseln. »Zwei

Fliegen mit einer Klappe. Aber Lena und Bernie sind wirklich in Gefahr. Und ich kann den beiden nicht helfen. Weasel wird nicht lange beschäftigt sein, aber ich kann nicht riskieren, dass meine Tarnung auffliegt. Damit würde ich den Einsatz, in den ich anderthalb Jahre meines Lebens investiert habe, gleich mit aufs Spiel setzen. Das geht nicht.«

Er hatte recht. Caitlyn wusste genau wovon er redete, denn sie selbst hatte vor Jahren als verdeckte Ermittlerin in Boston gearbeitet. Die Tarnung und den Einsatz zu Ende zu bringen war wichtiger als alles andere.

Wenn sie sich jedoch um Lena und Bernie kümmerte, versäumte sie die einzige Chance darauf, von der Cherokee-Übersetzerin zu erfahren, was sie wissen wollte. Wobei Lena vielleicht schon alle Antworten kannte. Ihr kam ein anderer Gedanke. »Wenn Poppy hinter mir her ist, dann gilt dasselbe für Paul.«

Mist, Mist, verdammter Mist. Und sie stand noch hier herum und unterhielt sich. Sie steckte ihre Waffe wieder ins Holster und riss die Fahrertür des Subarus auf.

»Sie können ihn abholen, nachdem

Sie Bernie und Lena eingesammelt haben. Die beiden sind in der alten Teddy-Roosevelt-Lodge.«

»Die Lodge?« Sie warf einen Blick auf seine Harley. »Taugt die Maschine auch auf unwegsamem Gelände etwas?«

»Klar, wieso?«

»Die Lodge ist nur ein paar Minuten entfernt, wenn man die Abkürzung über die alte Forststraße ein Stück weiter den Berg hinunter nimmt. Sie könnten auf Bernie und Lena aufpassen, während ich Paul hole. Ich treffe euch dann bei der Lodge, schnappe mir die Kids und Sie können Ihren Einsatz zu Ende bringen.«

Er zog die Stirn kraus. »Ich darf nicht zu lange wegbleiben. Wir müssen immer noch herausfinden, wo das Bargeld steckt. Und eine Verbindung zu den Drahtziehern nachweisen.«

»Ist es gekennzeichnet?«

»Ja, einigen unserer Jungs in Florida ist es gelungen, markierte Scheine in einen Bargeldvorrat einzuschmuggeln, der für einen Waffendeal mit den Nomads verwendet wurde. Die haben das Geld dann an Caruso weitergegeben, damit er es wäscht. Jetzt müssen wir ihm das allerdings noch nachweisen.«

»Das Kasino.« Bei der

Bargeldströmen, die jede Woche dort hinein- und wieder hinausflossen, war das *VistaView* die ideale Geldwaschanlage. »Wie läuft das ab?«

»Bin nicht sicher. Reapern ist der Zutritt zum Kasino nicht gestattet. Mein Team war schon öfter dort und hat die Augen offen gehalten, wenn wir wussten, dass ein Geldaustausch bevorstand, sie mussten aber jedes Mal unverrichteter Dinge wieder abziehen. Zunächst dachten wir, dass einige der Croupiers oder jemand an einer der Kassen beteiligt sein könnte, dafür gibt es jedoch keine konkreten Beweise.«

»Habt ihr mit meinem Onkel Jimmy oder seinem Sicherheitschef gesprochen? Ich bin mir sicher, dass sie zu einer Zusammenarbeit bereit wären. Es schadet schließlich auch dem Kasino, wenn es von den Reapern als Geldwaschanlage missbraucht wird.«

Er schwieg. Bis bei ihr der Groscher fiel. »Ihr verdächtigt meinen Onkel.«

»Nicht nur ihn. Wir verdächtigen jeden, der mit dem *VistaView* in Verbindung steht. Bei den Mengen Bargeld, die jeden Tag dort umgesetzt werden, bieten sich unzählige Gelegenheiten für einen Geldaustausch.«

»Wieso sind die Reaper eigentlich hinter Lena her? Sie hat doch nichts mit der Geldwäsche zu tun, oder etwa doch?«

»Nein. Ich habe keine Ahnung, was sie von ihr wollen. So, wie Poppy sich verhalten hat, könnte es durchaus etwas Persönliches sein. Sie wissen doch von der Sache mit ihrem Vater, nicht wahr? Er hat vor einiger Zeit einen Stammesältesten umgebracht.«

Er kannte sich mit den Begebenheiten hier vor Ort offensichtlich nicht besonders gut aus – also auch nicht mit ihrer eigenen Familiengeschichte. »Ja.

Ich weiß. Er ist tot. Im Butner
umgebracht worden.«

»Tatsächlich? Wann?«

»Gestern. Ungefähr zwei Minuten,
bevor ich ihn befragen konnte.«

»Verflucht. Hat das irgendetwas mit
meinem Fall zu tun gehabt?«

»Ich wüsste nicht, wie das in
Verbindung stehen sollte. Als Eli Hale
zuletzt in Evergreen gewesen ist, war
das *VistaView* noch gar nicht gebaut.«

»Ich mag keine Zufälle.«

»Ich auch nicht. Aber solange wir
nicht mehr wissen, sollten wir lieber
erst mal an die Menschen denken, die in

Lebensgefahr schweben.«

»Einverstanden.« Er stieß geräuschvoll den Atem aus und schwang sich auf die Harley. »Ich kümmere mich um Lena und Bernie. Aber nur so lange, bis Sie dort eintreffen. Wo verläuft dieser Forstweg genau?«

Während der Fahrt über den Berg zurück nach Cherokee wurde Caitlyn das Gefühl nicht los, irgendetwas Wichtiges übersehen zu haben. Das Bindeglied zwischen Lenas Nachforschungen und den Reapern. Aber wie sie es auch drehte und wendete, das Wenige, was

sie wusste, wollte einfach nichts hergeben.

Lediglich Lenas Interesse an dem Abkommen schien bedeutsam. Aber weshalb sollte eine Jurastudentin deswegen zur Zielscheibe werden, wenn doch Kopien des Dokuments frei zugänglich waren?

Das Einzige, was Caitlyn dazu einfiel, war, dass kaum jemand die Sprache der Cherokee sprach oder lesen konnte, auch nicht die Bewohner des Reservats. Könnte die Übersetzung aus dem Original eine Neuinterpretation und somit einen neuen Streit um die Rechte

der Nachfahren der Sklaven auslösen?

Aber warum deshalb töten? Der Rechtsstreit in Oklahoma lief seit 1985. Nicht gerade kurz und schmerzlos, so, wie die Reaper sonst Geschäfte machten.

Trotzdem. Wenn Lenas Interesse an dem Abkommen wiederum das Interesse der Reaper auf sie gelenkt hatte, war die Übersetzerin möglicherweise der Schlüssel.

Sie bog auf die Acquoni Road ein. Der Parkplatz vor dem Archiv war immer noch leer, drinnen brannte Licht, um dem trüben Januarvormittag zu

trotzen. Die Übersetzerin lebte nicht weit weg von hier, es wäre ein Umweg von etwa drei Minuten. Poppy würde Paul nicht hier im Archiv vermuten, also war er hier sicher, und Goose passte auf Lena und Bernie auf.

Sie fuhr am Archiv vorbei. Vielleicht war es nur ihre Neugier, der sie nicht widerstehen konnte, oder vielleicht auch ihr Instinkt. So genau konnte sie es selbst nicht sagen, sondern bloß hoffen, dass sie nicht gerade einen Riesenfehler beging und damit das Leben mehrerer Menschen riskierte. Aber sie durfte sich diese Gelegenheit, das Geheimnis zu

lüften, einfach nicht entgehen lassen

Von wegen Forstweg, so ein Mist, dachte Goose, während er mit seiner Harley über den harten, von tiefen Reifenspuren zerfurchten Waldboden holperte. An einer Stelle löste sich etwas von der Maschine, da es aber weder Motorleistung noch Lenkfähigkeit einschränkte, schenkte er dem keine Beachtung. Glücklicherweise war das Motorrad ausreichend gefedert, sodass er keine bleibenden Schäden befürchten musste. Das war allerdings auch kein Trost, wenn ihm bei jedem Felsbrocken,

über den er sprang, oder immer, wenn das Motorrad über eine Furche geschleudert wurde, die Milz gegen die Rippen stieß.

Tierney hatte recht – unwegsam wie der Weg sein mochte, führte er doch in wenigen Minuten zum Ziel. Er brach zwischen zwei Hütten durch die Baumreihen. Ein großes zweistöckiges Gebäude stand in der Mitte der Hochebene. Er blieb kurz stehen und rief sich in Erinnerung, was Weasel erzählt hatte. Irgendetwas von einem Leoparden im Haupthaus. Na gut, dann würde er da als Letztes nachsehen.

Da die Sonne bereits westlich von ihm hinter den Bergspitzen verschwunden war, war die Lodge in Schatten gehüllt. Der Wind hatte aufgefrischt und etwas Neuschnee mit sich gebracht. In keiner der Hütten brannte Licht, es drang auch kein Rauch aus den Schornsteinen. Waren Bernie und Lena etwa zu Fuß von hier aufgebrochen? Oder hielten sie sich versteckt?

Er beschloss, die Hütten im Uhrzeigersinn abzuklappern. Das Motorrad parkte er im Leerlauf, nur für den Fall, dass er gezwungen war,

schnell wieder zu verschwinden, dann öffnete er die Tür zur ersten Hütte. Er hatte eine kleine Stabtaschenlampe mit lichtstarken LED-Leuchtdioden dabei, winzig, aber effektiv. Ein seltsam muffiger Geruch schlug ihm aus dem Dunkel der Hütte entgegen. Als er den Raum absuchte, sah er einen Ast auf dem Boden liegen, an dem noch Blätter hingen. Dann traf der Lichtkegel auf ein reflektierendes Augenpaar, das gemächlich blinzelte, ehe es seinem Blick entschwand.

Er schwenkte die Lampe und konnte die große Dreizehen-Klaue eines

Faultiers erkennen. »Lena? Bernie? Ich bin hier, um euch zu helfen.«

Bis auf das Rascheln eines weiteren in den Schatten verborgenen Tieres blieb es still. Das war ihm Antwort genug. Er knallte die Tür zu und brauste auf der Harley zur nächsten Hütte.

Dieses Mal wurde er vom Brüllen eines Löwen begrüßt, als er die Tür öffnete. Er schlug die Tür zu, ohne auch nur einen weiteren Blick auf das Tier zu werfen. *Verdammt, Bernie, was hast du dir bloß dabei gedacht?*

Er bremste vor der dritten Hütte ab, hielt jedoch gar nicht erst an, weil sein

Scheinwerfer in dem Moment auf Bernies Truck fiel, der zwei Häuser weiter geparkt war. Gleich daneben stand Lenas Honda.

Und auf der Motorhaube ausgebreitet lag der Leopard.

Als die Raubkatze den Scheinwerfer bemerkte, sprang sie auf. Anstatt wegzurennen, wandte sie sich Goose zu, der Kopf verfolgte jede Bewegung des Motorrads. Der Leopard stand mit gereckter Brust da, als wolle er das Auto verteidigen.

Da erkannte Goose, was das Tier wirklich verteidigte. Eine der hinteren

Türen des Hondas öffnete sich einen Spaltbreit, und er hörte die Stimme einer jungen Frau: »Helfen Sie uns! Bitte!«

Als der Leopard die Bewegung der Wagentür bemerkte, riss er den Kopf herum, und die Frau zog die Tür sofort wieder zu.

»Alles in Ordnung, Lena«, rief er zurück, obwohl er sich dessen nicht so sicher war. Wie zum Teufel sollte auch alles in Ordnung sein, wenn ein verdammter Leopard zwischen ihnen stand? Von den Reapern, die wahrscheinlich bereits auf dem Weg hierher waren, mal ganz abgesehen.

Außerdem würde Wilson ihn umbringen, wenn er am Ende noch den Einsatz vermasselte.

Eins nach dem anderen. Goose zog seine Waffe, eine Browning mit Neun-Millimeter-Kaliber. Neben dem Leopard auf dem Honda machte sie sich furchtbar klein aus. Eine verwundete Raubkatze war gefährlich, und er bezweifelte, dass er das Tier mit einem Schuss zur Strecke bringen konnte. Aber er musste das verdammte Vieh ja auch nicht umbringen, sondern es lediglich so weit erschrecken, dass es wegrannte und er Lena aus dem Wagen

holen konnte. Wie zum Teufel war sie bloß in diese missliche Lage geraten?

»Kopf runter«, rief er Lena zu. Wenn er den Schatten neben ihr richtig deutete, war sie nicht allein. Bernie besaß eine Waffe; warum hatte er den Leoparden dann nicht selbst erledigt? Wahrscheinlich hatte er es nicht über sich gebracht, dem Tier etwas zuleide zu tun – der Typ hatte einfach nicht das Zeug für eine solche Tat.

Goose behagte das auch nicht besonders. Er hob die Browning, zielte sorgfältig und schoss. Die Kugel schlug ziemlich weit neben der Raubkatze im

Boden ein. Der Leopard schreckte auf. Zuerst sprang er auf das Wagendach, aber nachdem Goose einen zweiten Warnschuss abgegeben hatte, rettete er sich mit einem Satz über den Truck auf das Dach der Blockhütte. Dann verlor Goose ihn in der Dunkelheit aus den Augen.

Er wollte ihm nicht genügend Zeit lassen, um es sich anders zu überlegen, also raste er mit dem Motorrad auf den Honda zu. Kurz bevor er dort ankam, sprang Lena aus dem Wagen. Sie zog einen Schimpansen hinter sich her.

Himmel noch eins, konnte dieser Tag

eigentlich überhaupt noch schlimmer
werden?

Sharleen LittleJohn wohnte in einem Einfamilienhaus mit kleiner Veranda, deren Dach an einer Seite leicht durchhing. Caitlyn ließ sich auf dem Weg zum Haus besonders viel Zeit, damit Sharleen Gelegenheit bekam, sich auf ihren Besuch einzurichten. Auf dem Land war das ein Gebot der Höflichkeit, wie Caitlyn sehr wohl wusste, wenngleich sie diese Sitte selten befolgte. Ihre übliche Vorgehensweise bestand darin, ein paar Häuser weiter

weg zu parken, einen Blick durch die Fenster ins Innere zu werfen und dann mit einer Hand an der Waffe zu klopfen.

Mrs LittleJohn öffnete die Tür, als Caitlyn noch auf der Treppe war. »Sie kommen spät. Judas Bearmeat hat schon vor Ewigkeiten angerufen und Sie angekündigt.«

Sie war keinesfalls das Hutzelweib, das Caitlyn sich vorgestellt hatte. Zwar hatte sie jede Menge Falten im Gesicht, trug aber einen lilafarbenen Jogginganzug und dazu passende lila Sportschuhe von New Balance. Sie bedeutete ihr hereinzukommen und nickte

ungeduldig, während Caitlyn ihr erklärte, warum sie hier war.

Der vordere Bereich des Hauses war an eine alte Holzhütte angebaut worden, wie sie im Innern erkannte. Die Einrichtung war bunt zusammengewürfelt: gerahmte Familienschnappschüsse, besonders von Enkeln aller Altersstufen, daneben fanden sich Jagdtrophäen und in traditionellen Qualla-Mustern bemalte Kalebassen.

Mrs LittleJohn kam gleich zur Sache »Über das Mädchen weiß ich nichts. Ich habe ihr Geld genommen, aber nichts

Unrechtes getan.«

»Das sage ich ja auch gar nicht. Um was genau hat Lena Sie denn gebeten?«

»Sie hatte Kopien einiger alter Unterlagen. Wollte, dass ich sie aus dem Cherokee ins Englische übersetze. Hat sie aber nie abgeholt.«

»Sagte sie auch, warum sie an den Dokumenten interessiert war?«

»Die hatten auch eine englische Übersetzung direkt darunter, das habe ich ihr auch gesagt, aber sie meinte, sie wolle meine Übersetzung mit der Englischen vergleichen. Zuerst dachte ich, es handelt sich um irgendein

blödsinniges Uni-Experiment oder so, um mich auf die Probe zu stellen, ob mein Cherokee überhaupt etwas taugt, aber dann wurde mir klar, wonach sie suchte.«

»Und was war das?«

»Nach Abweichungen in den beiden Versionen. Nur geringfügig, leicht zu übersehen, wenn man nicht ganz genau hinschaut, aber da war ein Unterschied.« Sie bedeutete Caitlyn, ihr zu folgen, und führte sie ins Esszimmer. Hier gab es einen Tisch ohne Stühle, was wohl daran lag, dass der Tisch selbst einfach ein grober, aus einem Baum

geschnittener großer Block war, der fast den gesamten Raum einnahm. Er war poliert, sodass jeder von den vielen Ringen, die sein hohes Alter verrieten, gut zu sehen war.

»Ist schon seit Generationen im Besitz meiner Familie.« Sie zeigte auf den Tisch. »Nicht, dass es jemanden interessieren würde. Kann nicht mal meine Enkel dazu bewegen, mich zu besuchen. Und wenn sie kommen, verkriechen sie sich bloß im Kasino, sitzen vor ihren Computerspielen oder wollen auf die Wasserrutsche.«

Auf der einen Seite des Tisches lag

ein Stapel Ordner. Mrs LittleJohn schlug den obersten davon auf und breitete den Inhalt vor Caitlyn aus.

»Was sind das für Papiere?«, fragte Caitlyn.

»Das sind die Original-Landschenkungsurkunden, die die ehemaligen Sklaven damals als Teil des Abkommens erhalten haben.«

Caitlyn blätterte bis zum letzten Blatt des englischen Textes. Stellvertretend für die zweiundzwanzig Familien hatte Elijah Hale unterschrieben. »Hat Lena ihren Stammbaum erforscht?«

»Das war keine Ahnenforschung«,

sagte Mrs LittleJohn mit wissenden Lächeln. »Es ging um das Land. Hier ist der Originaltext.« Sie zeigte auf eine Kopie, die von verschlungenen Cherokee-Schriftzeichen bedeckt war. »Sehen Sie das hier? Das ist das Wort für *Süden*. Aber im englischen Text wurde es in *Norden* abgeändert.«

Caitlyn kniff die Augen zusammen. Die englische Version war schwer zu entziffern, da sie in altmodischer Schreibschrift verfasst war. Aber als Mrs LittleJohn auf den Abschnitt deutete, von dem sie sprach, sah Caitlyn, dass sie recht hatte.

Mrs LittleJohn ging aus dem Zimmer und kam mit einer großen gerahmten Landkarte zurück. Eine antike, in Cherokee beschriftete und handgezeichnete Karte.

»In der englischen Version geht es um das nordöstliche Gebiet in Qualla Boundary.« Sie zeigte Caitlyn das Gebiet auf der Karte. »Das liegt hier.«

»Heute ist da nichts, nur ein Waldgebiet, das an den Nationalpark und die Teddy-Roosevelt-Lodge grenzt.« Also keine Straßenverbindung, schwer zu erschließen. Wertlos. Allerdings erklärte das, warum Lena zur Lodge

gefahren war. Sie wollte das nahegelegene Gelände von dort aus untersuchen. »Aber Sie sagten, das den schwarzen Familien tatsächlich zugesprochene Land befände sich im Süden.«

»Genau. Damals war dieses Gebiet für mein Volk von geringem Wert. Es war weitestgehend abgeholzt, war wegen der Lage so weit unten am Berg kein gutes Jagdgebiet, und es lag zu weit weg vom Fluss.«

»Wo befindet sich der richtige Landstrich? Die südliche Gegend, die tatsächlich Nachfahren der schwarzen

Familien gehört?«

Das Lächeln von Mrs Littlejohn wurde noch breiter, als sie mit dem Finger nach unten glitt, bis zu einem Punkt am Rand des Reservats. Genau dorthin, wo das Kasino stand.

»Heilige Scheiße«, entfuhr es Caitlyn, als sie die ungeheure Tragweite von dem erfasste, über das Lena da gestolpert war.

»Ganz genau.«

Während Caitlyn die Dokumente mit ihrem Handy abfotografierte, dachte sie angestrengt darüber nach, wie all die Puzzleteile zusammen passten. »Wenn

das Original korrekt ist, dann wäre die englische Fassung frühestens 1988 abgeändert worden, als der *Indian Gaming Act* erlassen und das Kasino geplant wurde.«

»Richtig. Es sei denn, die Übersetzung war von Anfang an falsch. Wer weiß?«

»Das wäre ein zu großer Zufall. Es muss 1988 gewesen sein.« Ihr fiel wieder ein, wie Bearmeat sich darüber ausgelassen hatte, dass das Stammesarchiv damals ein schreckliches Durcheinander gewesen sei. Und selbst mit damaliger Technik wäre es nicht

allzu schwer gewesen, eine kleine Veränderung vorzunehmen. Wer würde sich schon die Mühe machen, das Original auszugraben, um alles miteinander abzugleichen? In Qualla Boundary lebten schon lange keine Nachfahren der ehemaligen Sklaven mehr – die Hales waren die Letzten, die überhaupt noch in der Gegend wohnten. Also würde niemand widersprechen oder den Unterschied bemerken.

»Es muss 1988 gewesen sein«, entschied Caitlyn. Jenes Jahr, in dem der Stammesälteste umgebracht und Hale festgenommen wurde, und auch ihr Vater

starb. Das bedeutete, wer auch immer hinter all dem steckte, wollte verhindern, dass das Bauvorhaben an anderer Stelle ausgeführt wurde – oder sich verzögerte. »Wer weiß außer Mr Bearmeat sonst noch, dass Lena Ihnen diese Unterlagen gebracht hat?« Die alte Frau konnte zur Zielscheibe werden.

»Ich lebe allein am Ende einer Straße, in der außer mir niemand wohnt. Zum Teufel, nicht einmal meine eigenen Kinder kommen noch zu Besuch hierher. Wer sollte das also mitbekommen haben?«

»Trotzdem. Ich denke, Sie sind hier

möglicherweise nicht sicher. Wenn ich Sie aufgespürt habe, dann könnte das auch jemand anderem gelingen.«

Sie befürchtete schon, Mrs LittleJohr würde sich weigern, ihr Haus zu verlassen, sodass sie jemanden zu ihrem Schutz abstellen müsste. Doch die alte Frau nickte. »Ich habe schon geahnt, dass Sie das sagen würden. Deswegen habe ich Ihnen das auch alles erzählt. Jetzt bin ich nicht mehr die Einzige, die davon weiß.«

Sie ging an Caitlyn vorbei zur Tür und kam mit einem lila Rollkoffer zurück, den sie vor sich herschob. Die

kleinen Rollen sausten über den welligen Holzboden. »Ich bin dreiundsiebzig Jahre alt. Wird langsam Zeit, dass ich was von der Welt sehe, meinen Sie nicht auch, Agent Tierney?«

Lena weigerte sich, die Schimpansin zurückzulassen und viel Zeit zum Diskutieren blieb ihnen nicht, also musste Goose sie letztendlich beide in eine andere Hütte bringen. Dabei hielt Lena die Schimpansin mit einem Arm fest an die Brust gedrückt, während sie sich mit der anderen an Gooses Kragen festhielt. Weder der Leopard, Weasel

oder andere wilde Tiere waren zu sehen, ein Glück.

»Sie müssen Bernie helfen. Er ist krank, er braucht einen Arzt«, brüllte ihm Lena über das Motorengeräusch hinweg ins Ohr. Vor der Hütte angekommen sprang sie mit dem Affen vom Rücksitz. Die Schimpansin hielt Lena an der Hand, drehte sich aber einmal zu Goose um und kreischte ihn mit gebleckten Zähnen an. Vermutlich kam er so noch glimpflich davon, das verdammte Viech hätte während der Fahrt ja auch mal herzhaft zubeißen können.

»Hey, ich hab dich immerhin heil hierhergebracht«, sagte er an den Affen gewandt. »Was willst du also mehr?«

Weder der Schimpanse noch das Mädchen antworteten ihm, sie rasten die Stufen zur Hütte hoch. »Bernie?«, rief Lena und schaltete das Licht ein und fiel neben Bernie, der reglos im Bett lag, auf die Knie. »Oh Gott, er ist tot!«

Er musste zugeben, der Kleine sah schlimm aus. Ganz blass und mit fahler Haut, die seltsam gelblich verfärbt war, die Augen eingefallen, ausgetrocknete Lippen. Aber Leichen schwitzten nicht. Goose ergriff Bernies Handgelenk.

»Nein. Ich kann seinen Puls fühlen. Der ist verflucht schnell.«

»Rufen Sie einen Krankenwagen.«

Goose schnappte sich sein Handy. Kein Empfang. Aber Caitlyn sollte bald hier sein. »Keine Sorge. Hilfe ist unterwegs.«

Vielleicht war es ja besser so – dann wäre seine Tarnung nicht in Gefahr, und Caitlyn wäre mit Bernie im Krankenhaus ebenfalls in Sicherheit. Er musste sich nur irgendeine Ausrede ausdenken, warum er nie in dem Hale-Haus aufgetaucht war. Wenn nur Weasel nicht einfach wild drauflos ballern würde.

Caitlyn hatte von unterwegs angerufen, und so wartete Paul schon vor dem Archiv, als sie dort ankam. Er winkte Bearmeat zum Abschied und stieg ein.

»Wo hast du gesteckt?«, fragte er, während sie wieder losfuhr und über die Acquoni zur Route 19 raste.

Sie bedeutete ihm mit einer Handbewegung zu schweigen. Ihre Kopfverletzung konnte er glücklicherweise nicht erkennen, dafür war es zu dunkel im Wageninneren – denn sonst hätte er nie den Mund gehalten. Sie rief ihre Mutter an. Goose

mochte vielleicht jeden verdächtigen, der mit dem *VistaView* zu tun hatte, aber ihre Mutter konnte unmöglich in diese Sache verwickelt sein. Außerdem war Jessalyn in einem der Apartments hinter dem Kasino untergebracht, weit weg von der Menschenmenge. Wo ließen sich Paul, Lena und Bernie besser verstecken?

»Ich bin's, und ich hätte da eine Bitte«, sagte sie, als Jessalyn abnahm.

»Erst lässt du deine Familie sitzen, und jetzt soll ich dir einen Gefallen tun? Du bist wirklich ganz dein Vater.«

Das war harsch. Aber vielleicht

verdient. Jetzt gerade hatte Caitlyn allerdings keine Zeit, über ihre dysfunktionale Mutter-Tochter-Beziehung nachzudenken »Können Paul und ein paar Freunde von mir bei dir unterkommen? Nur für eine Weile?«

»Warum nehmen sie sich nicht ein Zimmer im Hotel? Ich bin mir sicher, dass Jimmy ...«

»Darum geht es ja. Niemand darf wissen, dass sie dort sind. Nicht einmal Jimmy.«

Eine längere Stille entspann sich. Was sich umso befremdlicher ausnahm, da sie genau in diesem Moment am

VistaView vorbeiführen. Caitlyn war versucht, Paul einfach abzusetzen, hatte Goose jedoch schon viel zu lange aufgehalten, außerdem musste sie Lena und Bernie in Sicherheit bringen.

»Worum geht es hier, Caitlyn?«

»Um ein paar Menschen, die einen sicheren Ort brauchen, an dem sie bleiben können. Nur für eine Stunde oder so.« Bis sie sicher war, dass Goose keine Hilfe von ihr benötigte. »Dann bist du sie wieder los.« Wenn sie der Polizei hier vor Ort trauen könnten oder es ein FBI-Büro in der Nähe und nicht erst in Asheville gäbe, wäre alles

viel einfacher. Aber so, wie die Dinge standen, konnte die Tarnung von Goose jederzeit auffliegen, was ihn das Leben kosten würde.

Der Subaru wurde von einem starken Windstoß durchgerüttelt. Trotzdem konnte sie Jessalyn seufzen hören. »Einverstanden.«

»Danke. Wir werden bald bei dir sein.« Als sie auflegte, waren sie gerade an der Abzweigung angekommen, die zur Teddy-Roosevelt-Lodge führte.

»Wo fahren wir hin?«, wollte Paul wissen, während sie die schmale, gewundene Straße hinaufschoss.

»Worum geht es hier überhaupt? Ich werde auf gar keinen Fall bei deiner Mutter wohnen. Und wer sind diese Freunde?«

»Die eine ist Lena Hale.« Eine Tatsache, die sie ihrer Mutter wohlweislich verschwiegen hatte.

»Du hast sie gefunden? Caitlyn, das ist großartig!«

»Vielleicht. Es sind einige üble Typen hinter ihr her. Du müsstest auf sie aufpassen, während ich mich darum kümmere.«

»Nicht alleine. Du wirst doch die Polizei alarmieren, oder etwa nicht?«

Das hing davon ab, ob sie einen Weg fand, wie sie den Sheriff einbinden konnte, ohne Goose auffliegen zu lassen. Niemandem vertrauen, alles infrage stellen – nur so blieb ein verdeckter Ermittler am Leben. Goose hatte sie aus gutem Grund nicht gleich eingeweicht.

»Ja, natürlich«, sagte sie. »Sobald ich euch alle in Sicherheit gebracht habe.«

Diese Lüge stellte ihn bis zur Lodge ruhig. Nur in einer der Hütten brannte überhaupt Licht, deswegen hatten sie keinerlei Schwierigkeiten, die anderen zu finden. Als Caitlyn den Wagen neben

dem Haus abstellte, kam Goose mit gezückter Neunmillimeter nach draußen. Er ließ sie erst wieder sinken, als er Caitlyn aussteigen sah.

»Planänderung«, sagte er ihr. »Wir haben da ein Problem.«

»Was ist los?«, fragte Caitlyn, während sie Paul schnell in die kleine Hütte befördert.

»Bernie geht es schlecht. Sehr schlecht. Er braucht einen Arzt.«

»Paul, siehst du bitte mal nach ihm, ja?« Paul starrte Goose an, dann schaute er an dem Rocker vorbei zu Bernie. Caitlyn folgte seinem Blick; der Junge sah wirklich nicht gut aus. Eher todkrank.

»Welche Symptome gibt es?«, fragte

Paul und ging neben Bernies Bett auf ihr Knie nieder, um ihm den Puls zu fühlen.

Lena kam aus dem hinteren Zimmer, sie hielt einen Schimpansen an der Hand. Caitlyn erkannte das Mädchen vom Foto her – der Schimpanse hingegen war ihr neu. »Was zum Teufel?«

»Die ganze Sache ist ein wenig komplizierter als wir dachten«, sagte Goose ironisch.

»Ach was.« Für Wiedersehensfreude blieb keine Zeit, selbst wenn es sich um die lang verschollene kleine Schwester der ehemals besten Freundin handelte.

Sie winkte Goose nach draußen auf die Veranda. »Ich will alles hören.«

»Weil jemand seine Schulden nicht begleichen konnte, haben die Reaper ihm einen ganzen Haufen exotischer Tiere abgejagt und wollten sie für Schießübungen hernehmen. Bernie konnte das nicht ertragen, also hat er sie den Reapern geklaut und hier raufgeschafft. Es gibt noch drei weitere Schimpansen und einen ausgebüxten Leopard, einen Löwen in der Hütte da drüben, ein Faultier und noch irgendetwas anderes Affenartiges in der Hütte daneben ...«

»Moment.

Ein *ausgebüxter*

Leopard?«

Er zog eine Achsel hoch. »Hab doch gesagt, es ist ein wenig kompliziert. Aber es kommt noch schlimmer.«

»Wie bitte?«

Er hielt sein Handy hoch. »Das GPS-Signal von Poppys Truck. Er ist auf dem Weg hierher. Wahrscheinlich nicht allein.«

»Und Ihr Team?«

»Die konnte ich noch nicht erreichen, aber sie wissen, wo ich mich befinde.«

»Sie werden aber nicht herkommen, es sei denn, Sie stecken in

Schwierigkeiten, habe ich recht?«

Er nickte. »Außerdem sind sie an Caruso und seinen Männern dran, weil sie hoffen, dass er sie zum Geld führt. Deswegen verfolgen sie eventuell gar nicht, wo ich gerade bin. Zuletzt habe ich mein Team darüber informiert, dass ich mit Weasel darauf warte, dass Sie uns in die Falle gehen.«

»Wie viel Zeit bleibt uns?«

Er schaute auf sein Display. »Poppy ist gerade von der 19 abgefahren. Ich schätze zwölf bis fünfzehn Minuten, höchstens.«

Nicht genügend Zeit, um Lena vor

ihrem Vater zu erzählen. Jetzt ging es darum, diejenigen, die noch am Leben waren, zu schützen.

»Irgendwelche Vorschläge?«

»Die einzigen Fahrzeuge, die wir haben, sind Ihr Wagen und mein Motorrad. Wie wäre es, wenn Sie die anderen mit dem Subaru über den Forstweg von hier wegbringen und ich ein Ablenkungsmanöver starte?«

Sie verdrehte die Augen. »Reden Sie keinen Unsinn. Dann fliegt Ihre Tarnung auf und die anderen würden Sie vermutlich auf der Stelle umbringen.«

»Ich könnte behaupten, ich hätte hier

auf sie gewartet ...« Er unterbrach sich selbst, ehe sie es tun konnte. »Nein, das wird nicht klappen. Weasel und Poppy würden sich fragen, warum ich nicht wie vereinbart im Hale-Haus gewartet habe. Na gut, was schlagen Sie vor?«

»Mein Vater hat mir in diesen Wäldern das Jagen beigebracht. Ich denke, mit ein paar Minuten Vorsprung kann ich ein paar Fallen stellen, die Poppy und seine Männer zumindest für kurze Zeit aufhalten. Während Sie die anderen mit meinem Wagen vom Berg runterbringen.«

Er zog die Stirn kraus, ihr Plan gefiel

ihm offenbar nicht. Tja, sie war auch nicht besonders scharf darauf. Aber eine bessere Lösung gab es nicht, denn das Leben von drei unschuldigen Menschen stand auf dem Spiel. »Von den Reapern jagen auch einige regelmäßig hier in der Gegend.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Dann wird es eben spannend. Lassen Sie mich rasch nachsehen, was ich hier an Hilfsmitteln auftreiben kann, vielleicht lässt sich daraus etwas zaubern.«

»Ich werde mein Motorrad verstecken.«

»Gute Idee. Warum stellen Sie es

nicht bei dem Löwen unter?«

Er lachte und sprang von der Veranda. Sie öffnete den Kofferraum ihres Wagens, in dem sie ihre Waffen und die Ersatzmunition verstaut hatte. Hätte sie doch bloß ihre Remington mitgebracht. Nächstes Mal. Sie schnappte sich eine Rolle Klebeband, trat fest drauf, damit es flach genug war, um in ihre Jackentasche zu passen und steckte noch eine kleine Rolle Bindfaden dazu, die beim letzten Weihnachtsbaumeinkauf im Wagen liegengeblieben war. Messer, Schlagstock, zwei 40er-Kaliber-

Pistolen, eine fast volle Munitionskiste, und auch ihr Nachtsichtgerät würde im Dunkel eine Hilfe sein. Es konnte losgehen.

Goose war auch wieder zurück. »Vielleicht sollten Sie auch an Ihr Gesicht und die Haare denken – in diesem Mondlicht leuchten sie förmlich.«

Sie grinste. »In Ihnen steckt ja ein Poet.«

»Und bezahlt werde ich auch so schlecht wie einer.« Gemeinsam gingen sie wieder in die Hütte. Bernie hatte sich aufgesetzt und nippte an einem

Plastikbecher, den Lena ihm an den Mund hielt. Der Schimpanse war auf das Nachttischchen geklettert, hatte sich dort hingehockt und strich Bernie mit den Fingern durchs Haar. Mit etwas mehr Zeit hätte Caitlyn ein Foto gemacht, denn das würde ihr später niemand glauben.

»Wie geht's Bernie?«, fragte Goose.

»Ich habe ihm Ibuprofen gegen das Fieber gegeben und das ist sein zweites Glas Gatorade«, sagte Paul, der sich gerade am Waschbecken die Hände wusch, sich jetzt aber zu ihnen umdrehte. »Aber bei ihm ist die Gelbsucht ausgebrochen, und hier kann ich nicht

viel mehr für ihn tun. Wir müssen ihn in ein Krankenhaus bringen.«

»Bin dabei«, sagte Caitlyn, während sie jede Tür in der Hütte auf- und wieder zumachte, um sich mit den Räumlichkeiten vertraut zu machen. Außerdem suchte sie nach weiteren Waffen. Ein Schloss fand sie an keiner der Türen, nicht einmal an der, die nach draußen führte. Dafür besaß der Kleine einen Haufen Bücher – eine Kammer war vollgestopft mit Taschenbüchern und Comics. Sie nahm eine schwarze Sturmhaube von der Garderobe. »Bernie, hast du irgendwelche

Schusswaffen hier?«

»Nur die eine.« Seine Stimme klang heiser, als antworte er nur mit letzter Kraft.

Lena ließ Bernie los und überreicht Caitlyn eine Smith and Wesson Magnum, 44er-Kaliber. Dabei mied sie Caitlyns Blick, als hätte sie Angst vor ihr.

Caitlyn wünschte, sie hätte mehr Zeit. Dann könnte sie Lena Geschichten aus der Zeit erzählen, als sie noch ein Kleinkind war, sich aus Vonnies Leben berichten lassen, Lena sagen, dass ihr Vater gestorben war.

Paul, der sie gerade zum ersten Mal

wieder im Hellen zu Gesicht bekam, schaute sie plötzlich aufgebracht an. »Was ist mit deinem Kopf?«

»Mir geht es gut«, wiegelte sie ab und überprüfte den Revolver. Vier Kugeln.

»Nein. Das stimmt nicht. Lass mich mal nachsehen.«

Sie war mit ihrer Geduld am Ende. »Lass mich in Ruhe. Ich sagte doch, mir geht's gut«, fuhr sie ihn an. Sie hatte jetzt wirklich keine Zeit dafür.

Glücklicherweise griff Goose ein, indem er Paul am Oberarm packte und ihn beinahe von den Füßen hob, als er

ihn schwungvoll von Caitlyn wegzog.
»Lassen Sie die Lady ihre Arbeit erledigen.«

»Idiot«, sagte Paul bissig. »Ganz offensichtlich kann sie nicht mehr klar urteilen.«

»Da habe ich einen anderen Eindruck. Ich hänge an meinem Leber und bin dafür, wir lassen sie machen.«

»Sie hat sich erst vor wenigen Monaten einer Gehirnoperation unterzogen. Und jetzt leidet sie möglicherweise an einer Gehirnerschütterung. Ich muss das untersuchen.«

»Er übertreibt«, sagte Caitlyn und ließ ihre Augen über die dunkle Landschaft vor dem Fenster wandern. Keine Spur von den Reapern. Noch nicht. Also erlaubte sie sich einen Blick über die Schulter zurück zu den beiden Männern. Paul stand mit verärgertem Gesichtsausdruck in der Mitte des Raumes, Goose lehnte an der gegenüberliegenden Wand, damit er sowohl das andere Fenster als auch Paul im Auge behalten konnte.

»Du wärst beinahe gestorben«, sagte Paul.

»Bevor das Aneurysma beseitigt

wurde. Jetzt geht es mir gut.« Warum zum Teufel verschwendeten sie kostbare Zeit mit dieser Diskussion? »Goose, Sie müssen sie von hier wegbringen, ehe die Reaper uns finden.«

»Wieso er?«

»Weil ich ein Ablenkungsmanöver starten werde.«

»Du kommst mit uns. Soll er doch bei seinen Leuten den Kopf hinhalten. Geschieht ihm recht.«

Schweigen. Sie durfte Gooses Tarnung nicht aufliegen lassen, nicht einmal Paul gegenüber.

»Vielleicht wäre es besser so«,

lenkte Goose unerwartet ein.

Hatten sie das nicht bereits besprochen? Unmöglich. Wenn ihn die Reaper erwischten, wüssten sie sofort, dass er ein Verräter war und würden ihn umbringen.

»Nein. Das können wir nicht. Sie haben immerhin Freunde da draußen«, sie betonte das Wort »Freunde« und hoffte, dass er den Wink verstand, »die Ihnen helfen können. Sobald ihr wieder Empfang habt, können die Paul, Lena und Bernie in Sicherheit bringen. Dann können Sie zurückkommen und mich rausholen.«

Er runzelte die Stirn, nickte aber.
»Lassen Sie uns gehen, Doc.«

»Nein«, protestierte Paul. Einer kurzen Moment lang dachte Caitlyn, Goose würde ihn niederschlagen und auf dem Hinterteil nach draußen schleifen.

»Die Lady hat einen guten Plan. Der sollten wir nicht verderben.« Goose schaute auf sein Handy, dann gab er es Caitlyn. »Sie haben auf etwa zwei Drittel der Strecke den Berg hoch angehalten.«

Sie reichte ihm im Gegenzug ihr Handy. »Das ist die letzte enge Kurve, ehe man in Sichtweite zur Lodge kommt.

Wenn ich Poppy wäre, würde ich jemand zu Fuß vorausschicken, um alles auszukundschaften. Also werde ich ihnen direkt hinter dem Engpass auflauern und einen nach dem anderen ausschalten.«

»Wenn Poppy auch wirklich so wie Sie denkt. So oder so, uns läuft die Zeit davon.«

Paul stand auf, sein skeptischer Blick glitt zwischen Goose und Caitlyn hin und her, während er ihrer Unterhaltung folgte. »Aber sobald wir hier rauskommen, schicken wir Hilfe, nicht wahr?«

»Genau.« Caitlyn lächelte und nickte,

ohne Paul tatsächlich anzusehen. Der Weihnachtsmann kam ja auch wirklich auf seinem Rentierschlitten angeflogen.

Goose warf Caitlyn einen kurzen Blick zu, dann setzte er ebenfalls ein Lächeln auf und nickte ihr zu. »Ich werde persönlich zurückkommen und nach ihr schauen.«

»Nein«, sagte Paul. »Ich meine richtige Hilfe. Die Polizei.«

»Ach so, selbstverständlich.« Goose verzog keine Miene. Caitlyn begann zu verstehen, wieso er so gut darin war, verdeckt zu ermitteln. Denn sie wussten beide, dass die Chancen, Poppy und den

Reapern zu entkommen, sehr schlecht standen. Sehr wahrscheinlich würde jede Art von Hilfe ohnehin zu spät kommen.

Aber das war der Preis, den sie dafür zahlen würde, die anderen in Sicherheit zu wissen. Sie umarmte Paul und küsste ihn leidenschaftlich. »Es tut mir leid, wie dieses Wochenende gelaufen ist«, flüsterte sie ihm zu.

»Ist schon in Ordnung«, sagte er, aber sie sah ihm an, dass das nicht stimmte. »Du wirst es bestimmt wieder gutmachen.«

Er war so ein feiner Kerl.

»Irgendwann wirst du der Ehemann einer sehr glücklichen Frau sein.«

Er starrte sie lange an, ohne zu blinzeln. Als er es dann doch tat, wusste sie, dass er endlich verstanden hatte, was sie ihm seit Tagen zu sagen versuchte. »Aber nicht deiner.«

Sie schüttelte traurig den Kopf. »Nicht meiner.«

Er dachte, sie würde mit ihm Schluss machen, und ahnte nicht, dass sie stattdessen Abschied nahm. Für immer.

Wahrscheinlich war es besser so. Sie wandte sich an Goose. »Du passt auf die drei auf oder ich werde dich bis in

die Hölle verfolgen.«

Er lächelte wieder auf diese besondere Art, die ihr als Erstes an ihm aufgefallen war. »Jawohl, Ma'am. Das werde ich.«

Sie schloss den Reißverschluss ihres Mantels, zog sich Bernies Strickmütze über den Kopf, schnappte sich ihre Waffen, das Handy von Goose und war aus der Tür, ehe sie es sich anders überlegen konnte. Sie musste nur lange genug am Leben bleiben, damit es die anderen den Berg hinunter schafften. Wie schwer konnte das sein?

Ein leises Knurren drang von den

Bäumen zu ihr herüber. Vielleicht doch schwerer, als gedacht.

»Was haben Sie vorhin damit gemeint, sie könne nicht mehr klar urteilen?«, fragte Goose, nachdem sie Bernie, Lena – mitsamt Schimpansen – eingeladen hatten und auf dem Weg zum Forstweg waren. Er hatte Paul das Steuer überlassen, damit er im Notfall beide Hände zum Schießen frei hatte, und ihn angewiesen ohne Licht zu fahren. »Sie trägt eine Dienstwaffe. Das FBI würde ihr keine geben, ohne so etwas vorher abzuklären.«

Paul beugte sich mit rundem Rücken über das Steuer und starrte ins Mondlicht hinaus, ein verdrießliches Schweigen machte sich zwischen ihnen breit. »Man hat sie für diensttauglich befunden. Aber sie ist clever. Sie weiß, wie sie Tests und die sie ausführenden Ärzten austricksen kann.«

»Aber *Sie* hat sie nicht täuschen können?«

»Sie tut sich immer noch schwer damit, Gesichter und Namen miteinander zu verknüpfen. Oder sich an Verabredungen zu erinnern. Menschen zu erkennen, die sie nicht gut kennt. Doch

sie verbirgt das vor allen anderen, hat jede Menge Strategien entwickelt, um damit umzugehen. Dennoch wäre sie ohne diesen Beruf besser dran.«

»Sie meinen, sie wäre besser dran, wenn sie sich an Sie hält.« Der Mann war ganz klar in Caitlyn verliebt und ebenso offensichtlich war, dass er nicht der Richtige für eine Frau von ihrem Kaliber war. Er würde sie mit seiner Liebe ersticken und damit das Feuer und die Leidenschaft auslöschen, die sie zu dem machten, was sie war, und weswegen sie so gut in dem war, was sie tat.

Goose fummelte am Regler für das Heizgebläse herum und bemühte sich, seine eigenen Gefühle in den Griff zu bekommen. Er wusste überhaupt nichts von Caitlyn, weshalb machte ihm Pauls Interesse an ihr also überhaupt etwas aus?

»Jedenfalls besser, als wenn sie sich dauernd mit Gesindel wie Ihnen herumschlägt, ja«, sagte Paul trotzig. »Ich verstehe nicht, warum sie so dermaßen an ihrem Beruf hängt. Das FBI weiß sie eh nicht zu schätzen, sie muss sich ständig mit diesem ganzen bürokratischen Mist herumschlagen, nur

um ihr Leben zu riskieren – das ist es doch nicht wert.«

»Sie wollen, dass sie ihre Arbeit aufgibt.« Eine Frau wie Caitlyn würde niemals aufgeben, egal in welcher Situation – das konnte sich Goose nicht vorstellen. Für sie war jedes Problem nur eine Herausforderung.

»Wir wollten dieses Wochenende eigentlich wegfahren. An den Strand. Ich hatte alles vorbereitet.« Paul wandte sich von Goose ab und schaute aus dem Fenster in die vorbeiwischende Dunkelheit. »Ich wollte sie fragen, ob sie mich heiratet.«

»Tut mir leid, dass ich Ihre Pläne durchkreuzt habe«, sagte Goose ohne dass es ihm wirklich leid getan hätte. »Lassen wir uns zunächst Ihren Hinterr retten, damit Sie später noch einmal Gelegenheit dazu haben.«

»Bin nicht sicher, ob es jemals dazu kommen wird.«

Sie hatten den Forstweg erreicht. »Ohne Licht komme ich da nicht durch«, sagte Paul.

Goose nickte. Im Schutz der Bäume waren sie relativ sicher. Paul schaltete die Scheinwerfer ein, und sie ruckelten über den unbefestigten Weg. Vom

Rücksitz drang ein leises Stöhnen zu ihnen nach vorne, und auch der Affe gab ein ängstliches Keckern von sich.«

»Haltet durch, Leute«, hielt Goose sie an.

»Was machen wir, wenn die uns finden?«, fragte Lena.

Gute Frage. Die Antwort würde keinem im Wagen gefallen. »Wenn es danach aussieht, als ob wir geschnappt werden, dann müsst ihr mir alle vertrauen.«

»Und warum sollten wir das tun?«, fragte Paul. Wenn Goose den verächtlichen Zug um seinen Mund auch

nicht sehen konnte, war er doch unverkennbar herauszuhören. Für Paul war Goose nur irgendein Rocker, der Bernie, seinem Reaper-Kumpel, helfen wollte.

»Sie können ihm vertrauen«, kam Bernies Stimme schwach, aber nachdrücklich von hinten. »Also, was hast du geplant, Goose?«

»Wenn sie uns anhalten, dann hau ich ab und hole Hilfe.«

»Ja genau! Sie wollen sich doch nur selbst retten«, sagte Paul. »Und was ist mit uns? Die werden uns umbringen.«

»Nicht, wenn sie euch lebendig

brauchen.« Es blieb Goose nichts übrig, als frei zu improvisieren, da er keine Ahnung hatte, worauf Poppy es wirklich abgesehen hatte. »Lena, sie wollen irgendetwas von dir. Irgendeine Ahnung was das sein könnte?«

Das Mädchen zögerte und blickte fragend zu Bernie hinüber, der ihr aufmunternd zunickte. »Ich denke, es könnte mit der Originalfassung eines Abkommens, das damals mit den ehemaligen Sklaven geschlossen wurde, zusammenhängen. Aber ich bin nicht sicher. Ich war gerade mitten in den Nachforschungen, als ...«

»Schon gut. Tu einfach so, als hättest du das, was sie wollen. Du musst sie nur so lange in ein Gespräch verwickeln, bis Caitlyn oder ich mit Hilfe zurückkommen.«

»Einverstanden.« Ihre Stimme bebte.
»Schätze, das bekomme ich hin.«

»Hoffentlich wird es gar nicht erst dazu kommen. Wenn wir von diesem Berg runter sind, wird alles gut.« Nur waren sie in den letzten zehn Minuten keine hundert Meter weit gekommen. Verglichen mit Paul hinterm Steuer wäre selbst eine Schnecke schnell wie der Blitz.

Jetzt hielt er ganz an.

»Was ist los?«, fragte Goose.

»Dort hinten. Unten am Berg. Seher Sie das?«

Lichter. Die sich bewegten. Goose kurbelte sein Fenster hinunter. Die Nacht wurde vom Geräusch eines guten Dutzends Motorräder zerrissen, die die weiche Erde des Forstwegs aufwühlten. Sie kamen geradewegs auf sie zu.

Caitlyn hielt direkt vor der letzten engen Kurve der Serpentine am Straßenrand. Obwohl sie von hier schon das Grollen der Motorräder hörte, befand sie sich so

weit oberhalb der Reaper, dass sie außer Sichtweite war. Sobald sie ihre Maschinen hier rauf lenkten, würde sie ihnen eine kleine Überraschung bereiten. Sie spannte die dicke Schnur doppelt über die Straße und befestigte sie auf Halshöhe an zwei Bäumen. Das reicht wohl kaum aus, um ernsthaften Schaden anzurichten, war aber immerhin im Dunkel nicht zu erkennen, und selbst wenn sie so nur einen einzigen Fahrer niederriss, würde das alle etwas aufhalten.

Als Nächstes plante sie ihren Fluchtweg. Sie würde sich im Schutz der

Bäume bergaufwärts bis zum Mingo-Falls-Wanderweg durchschlagen, ihm über den Berg und wieder den Hang hinunter bis zur Route 19 folgen. Falls einer der Rocker sie verfolgen sollte, würde sie ein paar behelfsmäßige Fallen aufstellen: Zweige über einer schmalen, aber tiefen Felsspalte, die der Fluss in den Fels gegraben hatte; zurückgebogene und mit Klebestreifen am Boden befestigte junge Bäume; Steine, die sie im Vorbeigehen nach hinten schießen konnte sowie weitere Schnüre, die sie an strategisch wichtigen Punkten spannen würde, diesmal allerdings auf Höhe der

Knöchel.

Zehn Minuten später hatte sie sich auf einem Felsvorsprung in Position gebracht, von dem aus sie die Reaper durch ihr Nachtsichtgerät beobachten konnte. Poppy war nicht zu sehen, dafür Weasel, der in einem großen Geländewagen saß und eine Pumpgun in den Händen hielt. Bei ihm waren noch sechs Rocker auf Motorrädern und zwei Pick-ups am hinteren Ende. Sehr schön. Sie musste gar nicht erst darauf warten, dass die anderen den ersten Schritt machten; von hier oben aus konnte sie die Typen mit minimalem Risiko

festnageln.

Zuerst nahm sie Bernies 44er zur Hand. Die Waffe war am lautesten und aus dieser Entfernung sicher auch am wirkungsvollsten. Sie zielte auf den Motor von Weasels Geländewagen und feuerte zwei Mal, gleich darauf landeten zwei weitere Salven in dem Pick-up, der ihr am nächsten war.

Wildes Geschrei erhob sich und die Männer liefen auseinander. Schüsse wurden in ihre Richtung abgegeben, aber die Männer waren klar im Nachteil. Sie schossen bergaufwärts und ohne Sicht. Keine der Kugeln kam auch nur entfernt

in ihre Nähe.

Sie wechselte zu ihrer Glock und konnte noch mehrere Treffer platzieren, ehe Weasel seine Männer so weit im Griff hatte, dass sie die Scheinwerfer löschten. Caitlyn blickte durch ihr Nachtsichtgerät; mit der Glock hatte sie niemanden getroffen, was bei der Entfernung und durch die Bewegung innerhalb der Gruppe keine große Überraschung war. Ein paar Männer machten sich daran, den Berg hochzuklettern, während die anderen ihnen Deckung gaben. Keine schlechte Taktik, hätte Caitlyn sie nicht kommen

sehen. So aber musste sie sich nur auf ihren geplanten Fluchtweg zurückziehen, die Straße überqueren und sich ein wenig höher am Berg positionieren. Dadurch gewannen die anderen zwar ein wenig an Boden, aber es verschaffte ihr mehr von dem, worauf sie es wirklich abgesehen hatte: Zeit.

Von ihrer neuen Stellung aus schoss sie auf diejenigen Männer, die zu Fuß unterwegs waren. Sie kraxelten rasch wieder bergabwärts, um hinter einem umgestürzten Baumstamm Schutz zu suchen. Währenddessen versuchten drei andere, auf ihren Motorrädern an ihr

vorbeizupreschen, um sie von der Flanke aus anzugreifen.

Sie legte neu an und zielte jetzt auf die Straße, während sie darauf wartete, dass die drei in die Drahtfalle fuhren. Wie gehofft sah der erste Fahrer die Schnur erst, als es zu spät war. Er verlor die Kontrolle über seine Maschine und klemmte sich ein Bein unter dem Seil ein. Da Caitlyn seine Kumpane möglichst weg von der Straße und der Lodge in den Wald hineinführen wollte, trat sie vorsätzlich aus der Deckung hervor und tauchte dann wieder in den Schatten der Bäume ein und zog sich

Bernies Sturmhaube über den Kopf.

Ein paar Schüsse wurden in ihre Richtung abgefeuert. Sie schoss im Laufen zurück, dabei ging es ihr jedoch mehr um das Geräusch, als dass sie tatsächlich auf jemanden gezielt hätte. Ihr Fluchtweg verlief parallel zur Straße, damit sie die Reaper notfalls noch im Visier hatte, falls sie ihr doch nicht nachkommen sollten. Dann wurde es still.

Verwundert erklomm sie eine der umstehenden Tannen und versteckte sich in den Zweigen, um wieder durch ihr Nachtsichtgerät zu schauen. Weasel

sprach in sein Satellitentelefon, dann winkte er seine Männer zu sich zurück. Was zum Teufel?

Es gab nur eine Erklärung dafür, dass sie so leicht aufgaben. Sie hangelte sich auf die andere Seite des Baumes, von der aus sie freie Sicht auf die Lodge hatte. Selbst ohne das Nachtsichtgerät waren die zwei Scheinwerfer des Subarus zu erkennen, der von mehreren Motorrädern zurück zu Bernies Blockhütte eskortiert wurde. Und dabei hatte sie gedacht, sie würde die Männer in Atem halten. Tatsächlich war sie für Weasel und seine Leute nur ein Spiel

gewesen, hatte nur ihre Zeit verschwendet. Poppy. Sicher steckte er dahinter. Und Weasel war auf dem Weg, sich den anderen anzuschließen. Was die nun mit Goose anstellen würden, daran wollte sie noch nicht einmal denken. Und Paul und Lena? Gott, der arme Bernie. Ein kalter Schauer rann ihr den Rücken hinunter, und das kam nicht vom Wind, der ihr in den Kragen fuhr.

Seit ihren Erlebnissen vor sechs Monaten wusste sie nur zu gut, was Angst bedeutete. Das Frösteln wurde stärker, und ihr wurde durch und durch kalt.

Goose fühlte sich schrecklich, als er bergabwärts stolperte. Und das lag nicht allein an den Blasen, die sich in seinen Stiefeln bildeten, die eher für Straßenpflaster als für Bergwanderungen gemacht waren. Auch nicht nur daran, dass die Menschen, die er zurückgelassen hatte, ein ungewisses Schicksal erwartete. Oder dass sie überzeugt waren, er habe sie im Stich gelassen, um die eigene Haut zu retten. Alle bis auf Bernie.

Es war auch nicht die Angst, sie alle zu enttäuschen. Dieses schreckliche Gefühl in der Magengrube, das ihm den Blutdruck in die Höhe trieb und die Luft abschnürte, hatte vor allem mit Caitlyn zu tun. Der Blick, mit dem sie sich verabschiedet hatte – sie rechnete nicht mit ihrer Rückkehr.

Es war Caitlyn, die er keinesfalls enttäuschen wollte. Ein verirrter Ast schlug ihm ins Gesicht, beinahe hätte er das Gleichgewicht verloren und schlidderte direkt in die Umarmung eines weiteren Baumes hinein. Er drückte sich vom Stamm ab und lief

weiter. Den Berg hinunter, immer weiter nach unten. Zur Straße, zur Zivilisation, zu einem gottverdammten Telefon.

Bernie war nicht sicher, ob er wachte oder träumte. Die Ereignisse verschwammen zu einer Flut aus Farben und Geräuschen. Ihm war heiß und kalt gleichzeitig, er konnte einfach nicht aufhören, mit den Zähnen zu klappern, nicht einmal, als Lena und der fremde Mann ihn wieder aus dem Wagen hievt.

Wagen? Wo fuhren sie hin? Es war so schön, mit Lena zusammen zu sein,

genau wie er es sich erträumt hatte.

»Können wir noch mehr Eis kaufen?«, fragte er sie. »Mit Streuseln drauf?«

»Aber klar, Bernie. Leg dich einfach hin und ruh dich aus«, flüsterte sie ihm zu.

Dann spürte er raue Hände auf seinem Körper. »Hey, lasst ihn in Ruhe. Seht ihr nicht, dass es ihm schlecht geht?«

Bernie schien zu fallen, immer tiefer ... das Bett fing ihn auf, aber es war nicht sehr weich. Ihm tat jeder Knochen im Körper weh. Dann war Lena zurück

und ihre Berührungen linderten die Schmerzen.

»Lena?«

»Ich bin hier, Bernie.«

»Du bist viel besser als Eiscreme.«

Seine Lider flatterten, ihre Gestalt verschwamm wie bei altem überbelichtetem Filmmaterial. Dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Caitlyn schaffte es gerade noch in den Schutz des Wäldchens neben Bernies Hütte, bevor Weasel und seine Männer unter lautem Getöse die Straße hinaufgeschossen kamen. Sie hielten

neben dem Subaru bei den anderen Reapern, die sich vor der Holzhütte versammelt hatten. Die meisten der Blödmänner hörten sich an, als seien sie betrunken, ein paar von ihnen tranken auch jetzt gerade, als wäre das hier eine große Party.

Mit dem Nachtsichtgerät konnte sie durch die Fenster in die Hütte schauen. Bernie lag auf seinem Bett, Paul und Lena saßen neben ihm auf Küchenstühlen, mit dem Rücken zur Wand. Ein Reaper hielt sie mit einer Waffe in Schach, aber sie sah keinerlei Fesseln – und auch keine Verletzungen.

Aber Goose, wo steckte Goose? Hatter die ihn umgebracht?

Nein. Sie hatte keine Schüsse aus der Richtung gehört. Also war er nicht tot ... vielleicht unterwegs, um Hilfe zu holen? Es war nur eine vage Hoffnung, sehr weit hergeholt, aber sie würde sich an diesen Strohalm klammern.

Poppy kam aus der Hütte, um Weasel zu begrüßen. Sie kroch näher und spitzte die Ohren, um ihr Gespräch über die Geräusche der anderen Rocker hinweg belauschen zu können. Sie hatte lange nicht mehr gejagt, schon gar nicht in diesen Wäldern, aber ihr Körper

erinnerte sich von allein daran, wie er sich lautlos im Dunkel bewegen musste.

Eines aber machte ihr Angst – sie war nicht allein. Irgendetwas trieb sich ganz in der Nähe herum, und das war kein Reaper. Irgendetwas, das sich mit tödlicher Geschmeidigkeit bewegte, lautlos, bis auf dieses leises Schnaufen, bei dem sich ihr die Nackenhaare aufstellten und sie nur noch flüchten wollte. Der Leopard.

Sie schob ihre Angst beiseite und schlich weiter auf die Hütte zu. Poppy und Weasel unterhielten sich auf dem Rücksitz des Geländewagens, wo sie

relativ ungestört waren.

»Sie hat nur eine Möglichkeit, hier rauszukommen«, sagte Weasel, während er sich ein Jagdgewehr aus dem Laderaum angelte, das er sich über die Schulter warf. »Sie muss bergauf zu den Mingo Falls, dann wird sie den Wanderweg am Berg entlang und nach unten nehmen.«

»Meinst du, du kannst sie kassieren?«

Weasel nahm ein Nachtsichtgerät aus einem kleinen Etui und schnallte es sich auf die Stirn. Wie sehr er tatsächlich dem Wiesel glich, dessen Namen er trug:

heimtückisch und unheilbringend. »Oh ja. Die Drecksschlampe ist so gut wie tot.«

»Enttäusch mich nicht, Weasel.«

Weasel nickte knapp und machte sich über die Lichtung davon, zurück zu der Stelle, an der er sie vorhin in den Wald hatte verschwinden sehen. Hoffentlich würde ihn ihr Fluchtweg eine Weile auf die falsche Fährte bringen. Wenn er dabei vielleicht sogar in eine der Fallen tappte, umso besser. Wenn es ihr jetzt noch gelang, Poppy von der Gruppe wegzulocken ...

Poppy blieb noch einen Moment

hinter dem Geländewagen stehen und telefonierte. Mit einem Satellitentelefon wie das von Weasel. Mit den Geräten konnten sie alles koordinieren, obwohl es hier draußen keine Funkverbindung gab.

Sie lächelte. Dieses Telefon war der Schlüssel dazu, sie alle heil wieder von diesem Berg runterzubekommen. Poppy steckte das Gerät wieder ein und machte sich auf den Weg zur Hütte. Jetzt brauchte sie nur noch eine kleine Ablenkung für die Rocker, die vor dem Eingang rumstanden.

Der Leopard verschwand tiefer in

Wald. Das war Caitlyn nur recht, denn sie plante, in die entgegengesetzte Richtung zum Rand der Lichtung vorzustößen. Bis zu der Hütte, in der sich laut Goose der Löwe befand.

Diese dilettantischen, angetrunkenen Hampelmänner würden gar nicht wissen, wie ihnen geschah.

Caitlyn roch den Löwen schon von Weitem. Eine beißende, eigenartige Mischung, wie von Urin, verfaultem Fleisch und altem Schweiß ... Hoffentlich bedeutete dieser Gestank, dass das Tier jede Gelegenheit auf Frischluft und eine nette Jagd wahrnehmen würde.

Sie presste sich mit dem Rücken an die Außenwand neben der Eingangstür und öffnete sie, hinter der Tür verborgen. Nichts geschah. Herrje,

sollte sie etwa »Hierher, Kätzchen« rufen?

Dann hörte sie erst ein Schniefen, gefolgt von einem Husten. Das arme Viech hatte sich erkältet. Sie wollte schon aufgeben und es drauf ankommen lassen, sich ohne Ablenkung in Bernies Hütte zu schleichen, da nahm sie zögerliche Schritte wahr. Das musste genügen. Sie glitt wieder in die Schatten der Baumreihen hinter den Holzhütten, die Bernies Haus umgaben.

Da er keine Schlösser hatte, bestand das Problem nicht so sehr darin, hineinzukommen. Sondern eher darin,

was sie wohl hinter der Tür erwartete.

Da erklang das Geräusch, auf das sie gehofft hatte: ein lautes Brüllen gefolgt von lautem Geschrei. Sogar ein paar Schüsse fielen – der arme Löwe, dachte sie schuldbewusst. Aber wenn sie die mangelnden Schießkünste und den Alkoholpegel der Roker in Betracht zog, bezweifelte sie eigentlich, dass der Löwe tatsächlich viel zu befürchten hatte.

Sie schob langsam die Tür auf und spähte hinein. Poppy und der andere Reaper blickten durch das Fenster zu dem Aufruhr hinüber und standen

deswegen mit dem Rücken zu ihr.

Der Löwe ließ noch einmal ein mächtiges Brüllen hören und übertönte damit das leise Quietschen der Hintertür, als Caitlyn sich in die Hütte vorwagte. Poppy stand jetzt direkt vor ihr. Durch die offene Vordertür rief er seinen Männern Anweisungen zu. Der zweite Reaper zielte nur noch nachlässig auf Paul und Lena, da er von der Aufregung draußen abgelenkt wurde.

Der Löwe musste jetzt gerade auf die Veranda gesprungen sein, denn der Typ mit der Knarre machte plötzlich einen Satz nach vorn, und Poppy knallte die

Vordertür zu. Caitlyn stürzte sich auf die beiden Männer, ehe sie reagieren konnten. Sie drückte Poppy ihre Dienstwaffe ins Ohr und wirbelte ihn vor sich herum, sodass er zwischen ihr und dem anderen Rocker stand.

»Fallen lassen«, befahl sie. Der Reaper hob beide Hände, erinnerte sich an die Waffe in seiner Hand und betrachtete sie verunsichert. »Leg die Pistole auf den Boden und geh rückwärts zur Hintertür raus. Es sei denn, du willst sehen, wie sein Gehirn auf deine schicken Stiefel spritzt, na los!«

Poppy nickte dem Reaper zu. »Tu,

was sie sagt.«

Seine Stimme klang ruhig, viel zu ruhig für ihren Geschmack, aber das war in Ordnung. Sie war aufgeregt genug für zwei. Sie zerrte Poppy von der Tür weg, damit der andere Reaper durchkam.

»Paul, nimm seine Waffe. Lena, du sicherst die Türen, erst die vordere, dann die hintere.«

Paul hob die Pistole auf und hielt sie so in der Hand, wie er es aus Filmen kannte.

»Finger vom Abzug, bitte«, forderte sie ihn auf. »Gib sie einfach mir. Gut. Und jetzt sieh nach, ob Poppy noch

andere Waffen bei sich trägt.«

»Sie machen einen schweren Fehler«, sagte Poppy.

Caitlyn ignorierte ihn. »Und nimm auch das Telefon hier«, sagte sie an Paul gewandt. Lena tat sich schwer mit den Türen. »Schieb einfach einen Stuhl unter die Klinke. Und mach die Vorhänge zu. Sei aber vorsichtig, bleib unten, unterhalb des Fensterbretts.« Als hätte man Kleinkinder im Team. Wenn nur Goose hier wäre.

Paul hatte Poppy inzwischen durchsucht. Caitlyn würde das noch mal gründlicher nachholen müssen, sobald

sie den Mann unschädlich gemacht hatte. Sie reichte Paul das Klebeband und trat zur Seite, während Paul Poppy die Hände fesselte. »Enger. Ja, genau. Du musst mit dem Band bis hoch zum Ellbogen gehen.«

Wo sollte sie ihn verwahren? Sie wollte ihn loswerden, damit sie weiter ihren Plan verfolgen konnte – einen Plan, den sie sich überhaupt erst ausdenken musste. Ihr kam der große fensterlose begehbare Kleiderschrank in den Sinn, in dem Bernie seine Comics aufbewahrte. »Lena, räum den Schrank aus, so gut es geht. Und nimm auch die

Kleiderstange raus.«

Nur wenige Minuten später lag Poppy an Händen und Füßen gefesselt auf dem Boden des Schrankes, außerdem hatte Caitlyn ihm sämtliche Waffen oder alles, was er als Waffe gebrauchen könnte, abgenommen. Sie hockte sich mit der Glock in der Hand vor ihn hin und ging die Nummern in seinem Satellitentelefon durch. »Ich wette, da sind so einige Anrufe bei meinem Onkel Jimmy gespeichert.«

Er lächelte – ein Lächeln, das selbst eine Klapperschlange in die Flucht schlagen würde. »Selbstverständlich, er

ist ein Freund. Wir plaudern sehr oft.«

Ihr Verdacht wurde so bestätigt. Sie war so traurig und enttäuscht von ihrem Onkel, dass sie mit einem Mal ganz ruhig wurde. Caitlyn schob alle Gefühle beiseite und konzentrierte sich wieder darauf, sie alle lebend von hier wegzubekommen.

»Ja, das wette ich. Ihr habt bestimmt viel zu besprechen. Den Mord an einem Stammesältesten zum Beispiel, um den Widerstand gegen das Kasino zu beseitigen. Und wie man dann das Ganze einem unschuldigen Mann anhängt, der dafür ins Gefängnis geht. Und

sechszwanzig Jahre später muss man seine Hinrichtung anordnen, weil er auspacken will. Oder man plaudert über die beste Art, die eigene Nichte aus dem Weg zu räumen. Jede Menge Gesprächsstoff. Ach ja, nicht zu vergessen den Grund für all das: die Geldwäsche.«

Er verdrehte die Augen und lachte leise in sich hinein. »Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie sprechen.«

»Na sicher wissen Sie das. Das Einzige, was ich nicht verstehe, ist der Teil mit Lena und dem alten Abkommen. Das ergibt alles einfach keinen Sinn. Sie

hatten Hale doch bereits in der Hand – weshalb ihn jetzt ermorden und alles durcheinanderbringen?«

Er zuckte mit den Achseln. »Caitlyn, Sie leiden unter Wahnvorstellungen. Das ist krankhaft. Lassen Sie mich gehen, dann können wir Ihnen die offenbar dringend notwendige Hilfe besorgen. Eine FBI-Agentin, die sich gerade erst von einer Gehirnoperation erholt hat und unter einer posttraumatischen Belastungsstörung leidet, nachdem sie einen Menschen getötet hat – und jetzt auch noch eine Geiselnahme? Das sieht nicht gut aus.«

Aha ... und mit einem Mal hatte sie auch das letzte Puzzleteilchen für ihren Plan. »Da haben Sie recht. Danke, Poppy.«

Sie schlug ihm die Tür vor der Nase zu und ging wieder in den Wohnbereich. Lena half Bernie gerade dabei, sich aufzurichten, damit er ein weiteres Glas Gatorade trinken konnte. Gott, wie ähnlich sie ihrer älteren Schwester Vonnie war. Und Caitlyn würde ihr erklären müssen, dass ihr Vater tot war. Manchmal war das Leben echt scheiße.

Bernies Gesichtsfarbe sah inzwischen etwas besser aus, aber das

musste nicht viel heißen. Der Schimpanse war ebenfalls wieder aufgetaucht. »Wo kommt der eigentlich wieder her?«

»Dieser Mann, er hat mich gezwungen, sie im Bad einzuschließen«, sagte Lena und tätschelte den Affen mit der freien Hand. »Arme Smokey. Ja, bist ein gutes Mädchen.« Die Schimpansin blickte zu ihr auf. »Smokey hat beide gebissen, bevor die uns hier reingebracht haben. Sie hätten sie sehen sollen.«

»Vielleicht sollte ich Smokey zu Poppy in den Schrank stecken, damit sie

ihn bewacht.«

Der Affe bleckte die Zähne, und Caitlyn fand die Idee mit einem Mal gar nicht mehr so gut – jedenfalls nicht, wenn Poppy weiterleben sollte. Und sie brauchte ihn lebendig, vorerst zumindest.

Paul lief vor dem Fenster auf und ab, blieb nur zwischendurch immer wieder stehen, um durch einen Spalt in den Vorhängen nach draußen zu spähen. Die Panik stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Was sollen wir bloß tun? Die werden uns niemals lebend hier rauslassen. Nach dieser Sache schon gar nicht.«

Er klang nicht so, als wisse er

Caitlyns Bemühungen zu schätzen.

»Entspann dich. Sie werden Poppy keinerlei Risiko aussetzen.«

»Wie kannst du da sicher sein? Das ist ein Haufen Wahnsinniger. Die achten weder das Gesetz noch einander.«

»Da täuschst du dich. Poppy respektieren sie. Er ist nicht nur ihr Anführer, er ist wie ihr Vater.«

Er schüttelte ungläubig den Kopf.

»Vertrau mir einfach.«

»Ja, das hat dein Rockerfreund auch gesagt. Kurz bevor er davongerannt ist und uns zurückgelassen hat, um seine eigene Haut zu retten.«

Also war Goose wohlauf. Sie war unendlich erleichtert. »Er holt Hilfe.«

»Das ist aber schon eine Weile her«, warf Lena ein. »Und Bernie muss ins Krankenhaus. Sein Fieber ist wieder gestiegen.«

»Hilf ihm, Paul.«

Paul blieb stur. »Das wird ihm gar nichts nützen, wenn wir ihn nicht an den Waffen da draußen vorbeibekommen.« Er deutete auf die vor dem Fenster versammelten Reaper, in denen er bereits keine Menschen mehr sah. Ein instinktives Verhalten. Wir gegen die. »Caitlyn, wir brauchen einen Plan.«

Caitlyn verstand. Als Arzt und als Mann verlangte es ihn mit jeder Faser seines Körpers danach, das Kommando zu übernehmen. Sie legte ihm eine Hand auf den Arm, spürte, wie angespannt er war. »Ich habe einen Plan.« Irgendwie. So halb. Jedenfalls grob. Ein Plan, der sie hoffentlich alle unbeschadet hier rausbringen würde, sowohl die Reaper wie die anderen. »Vertrau mir, Paul. Solche taktischen Herausforderungen sind mein Beruf. Verflucht, ich werde vom FBI dafür bezahlt, diese Dinge zu unterrichten.«

Sein skeptischer Blick wick einem

überraschten Ausdruck. Typisch. Nach all der Zeit hatte er immer noch diese Klischees von ihrer Arbeit im Kopf – als ob sie üblicherweise in Stöckelschuhen herumliefe, mit einer Waffe wedelte und pünktlich zur Werbepause alle Verdächtigen verhaftet hatte, bevor es zurück ins schicke Büro mit den teuren Hightech-Gerätschaften ging.

»Du hast einen Plan.« Er schien immer noch nicht überzeugt.

»Den habe ich. Und du hast einen Patienten, der dich braucht.« Er zögerte immer noch. »Halt ihn einfach ein wenig

länger am Leben und ich werde euch alle lebendig hier rausbringen. Das verspreche ich.«

Paul wusste, dass sie nie ein Versprechen gab, das sie nicht halten konnte, eine Begleiterscheinung ihres Kontrollzwangs. Er nickte. Und überraschte sie, indem er sie an sich zog und auf die Stirn küsste. »Einverstanden. Ich vertraue dir. Ich glaube an dich.«

Die Worte raubten ihr den Atem. Das hatte ihr noch nie jemand so gesagt.

Paul schnappte sich das Ibuprofen von der Kochnische und ging zu Bernie hinüber. Caitlyn nahm Poppys Telefon

und warf einen Blick aus dem Fenster.
Kein Löwe zu sehen. Auch kein Blut.
Eins zu null für den Löwen.

Die Roker hatten sich im Halbkreis aufgestellt und richteten ihre Waffen auf die Hütte, aber sie schienen sich uneins zu sein. Ohne Poppy oder Weasel, die ihnen sagten, was sie tun sollten, wussten sie nicht, wie sie Poppy retten sollten.

Einige von ihnen fuhren sogar weg.
Sehr gut.

Aber es waren immer noch eindeutig zu viele Waffen im Spiel und die Lage weiterhin unberechenbar. Sie brauchte

Verstärkung, und zwar schnell.

Als Erstes rief sie den Sheriff an. Dann die State Police. Und schließlich auch noch das FBI-Büro in Asheville, nur um auch dort alle darüber zu informieren, was hier los war. Bei drei verschiedenen Behörden und mit Sheriff Markles Unterstützung aus Bryson und von der Stammespolizei sollten eigentlich genügend Leute hier auftauchen. Das Problem war nur, dass es mindestens vierzig Minuten dauern würde, ehe das erste Sondereinsatzkommando bereit war, den Berg zu stürmen – die Lichtung direkt

anzufliegen wäre zu riskant, da die Reaper den Helikopter leicht abschießen könnten.

Wer würde wohl schneller hier sein? Und zwar ohne von den Reapern angeschossen zu werden? Das war die Frage, die sie sich gestellt hatte. Bis Poppy ihr die Lösung lieferte.

Caitlyn griff wieder zum Telefon. »Hier spricht Supervisory Special Agent Caitlyn Tierney vom FBI. Können Sie mir bitte jemanden von der Fernsehcrew geben, die gerade hier vor Ort über den Poker Run berichtet, den die Reaper hier für wohltätige Zwecke abhalten? Nein,

ich bleibe dran. Sie wollen vielleicht mit weitergeben, dass es sich um die Exklusivübertragung einer Geiselnahme handelt ... Ob ich die Geisel bin? Nein, Ma'am. Ich bin die Geiselnehmerin.«

Lena kauerte sich neben Bernie und versuchte, ihm zuliebe tapfer zu wirken, ruhig zu bleiben. Smokey kannte die Wahrheit, das Tier spürte, dass Lena alles andere als ruhig, sondern zu Tode verängstigt war, und legte den Kopf auf ihren Oberschenkel, tätschelte ihr den Rücken und streichelte sie tröstend.

Männer mit Waffen, Männer, die sie umbringen wollten, Bernie todkrank, von Motorradfahren verfolgt werden ... das war ihr alles zu viel. Sie wollte nach

Hause. Zu ihren Büchern. Oder in die Bibliothek. Sich mit Dr. Bearmeat über Geschichte unterhalten. Oder sich zusammen mit Bernie eine dieser alten Fernsehserien anschauen. Bloß nicht länger hier voller Angst, verwirrt, verloren und allein sein.

So mutterseelenallein.

Die Stimme ihrer Mutter erklang in ihrem Innern. *Schon gut. Du bist nicht allein, mein Kind. Du bist niemals allein. Ich bin für dich da, und Vonnie und unser aller Vater. Vertraue auf Ihn.*

Lena wusste, dass sie sich die

liebevollen Worte ihrer Mutter nur einbildete, dennoch halfen sie ihr dabei, sich wieder zu fassen. Gott hatte sie gerettet. Ein ums andere Mal. Hatte sie beschützt. Mom hatte recht: Lena musste Ihm jetzt vertrauen. Sie durfte nicht den Glauben verlieren. Er war ihre einzige Rettung.

Caitlyn hatte den anderen Mann, den Arzt, nach hinten geschickt. Um Wache zu stehen oder etwas in der Art. Dann hatte sie sich zu Lena umgedreht, sich auf die Bettkante gesetzt und Lena mit traurigem Blick angesehen.

»Ich weiß noch, wie du in Windeln

herumgekrabbelt bist.«

»Sie kannten meine Schwester.«

»Vonnie war meine Freundin. Die beste, die ich je hatte. Es tat mir leid, das von ihr und deiner Mutter zu hören.«

Lena wandte den Blick ab und blinzelte heftig. Sie fühlte sich wie Glas, das zu schnell in kaltes Wasser geworfen wurde und gleich entzwei brechen würde. Mit geschlossenen Augen sammelte sie innere Stärke. Caitlyn wollte ihr etwas sagen, etwas Schlimmes.

Ihre Befürchtung bestätigte sich, als Caitlyn über Bernies Füße und Smokey

hinweg nach Lenas Hand griff. »Ich habe gestern deinen Vater gesehen.«

Lena schlug die Augen auf, es gelang ihr jedoch immer noch nicht, Caitlyn direkt anzuschauen.

»Es tut mir sehr leid, Lena. Er ist tot.«

Die Bedeutung dieser Worte zu verstehen, raubte ihr die letzte Kraft. Bernie drückte sich hoch und nahm sie in den Arm, während sie noch versuchte, Caitlyns Worte umzudeuten. Es war eine Lüge, sie hatte es falsch verstanden, er war eigentlich nur verletzt, oder krank ... nein. Es ließ sich nicht leugnen, was

Caitlyn wirklich gesagt hatte. Eli war tot.

»Wie?«

»Erstochen. Sie haben die Männer geschnappt, die es getan haben.«

Lena nickte und konnte mit einem Mal nicht mehr damit aufhören. Wenn sie es versuchte, würde sie zusammenbrechen und nie wieder aufstehen können. Sie schlang die Arme fest um den Oberkörper, eine Hand suchte die von Bernie. Dann legte ihr Caitlyn etwas in die andere Hand. Ein kleines Notizbuch. »Er wollte, dass du das hier bekommst.«

Lena umklammerte den Block so fest, dass er umknickte. Sie schniefte, fuhr sich über die Augen, dann wischte sie sich die tränennasse Hand an der Hose ab. Bernie schmiegte sich von hinten an sie, Smokey von der Seite. Ihre Wärme war tröstlich. Sie starrte auf den Block. Etwas, das ihrem Vater gehört hatte. Sie hatte nie zuvor etwas von ihm besessen. Bis auf die Erinnerungen, die sich schlussendlich als trügerisch erwiesen hatten. Lügen, nichts als Lügen. Was war hier drin, vielleicht endlich die Wahrheit?

Nach kurzem Zögern schlug sie das

Heft auf und blätterte durch die Bilder. Ihr Haus, das Haus, das ihr Vater mit eigenen Händen erbaut hatte. Sie konnte sich kaum noch daran erinnern, wie es ausgesehen hatte, als sie noch klein gewesen war, aber bei ihren Besuchen hier in Evergreen war sie stets dort vorbeigefahren und hatte jeden Winkel und jede Fuge untersucht, um so ihrem Vater nahe zu sein.

Sie kannte das Haus in- und auswendig, alles daran war ihr vertraut. Ihre Finger glitten über die Zeichnungen, über das von Eli im Esszimmer angebrachte Gesims, über die Kanten

des achteckigen Fensters, das er über der Haustür eingelassen hatte, und den Schwung des Geländers.

Doch dann stutzte sie und hielt inne.

»Das hier ist nicht aus unserem Haus.« Sie blickte zu Caitlyn auf, der aufgeschlagenen Block in der Hand, und deutete auf die fremdartigen Zeichnungen. »Weshalb sollte mein Vater so viel Zeit darauf verwenden, diese Zeichnungen anzufertigen, und sie dann unter die anderen mischen?«

Caitlyn starrte Lena an. »Lass mich mal sehen.«

Sie setzte sich neben das Mädchen und nahm ihr das Büchlein aus der Hand. Die betreffenden Seiten waren im hinteren Drittel des Blocks, zwischen Detailaufnahmen eines Geländers und mehrerer Küchenschränke. Die waren ihr gar nicht aufgefallen, als sie gestern Abend alles durchgesehen hatte – sie hatte allerdings auch nach schriftlichen Hinweisen gesucht und nicht nach Bildern.

»Sehen Sie.« Lena deutete auf eine der Zeichnungen. »Hier, der Kamin. Und diese Detailskizze von dem geschnitzten Relief. Nichts davon befindet sich in

unserem Haus.«

Caitlyn erinnerte sich an den Kamin bei den Hales: Backstein an der ganzen Wand hoch bis zur Decke, von einem schönen dicken Pinienholzstück ummantelt, das zu den Bodenplanken passte. Ganz anders als der Kamin auf diesen Bildern hier.

»Was hat er da gezeichnet?«, fragte Lena. »Und warum?«

Jetzt war es Caitlyn, die anfang zu zittern. Ihre Hände wurden feucht, sodass sie dort, wo sie den Block umklammert hielt, die Zeichnungen verwischte. »Ich weiß, wo das ist.«

»Wo?«

Caitlyn antwortete nicht. Weil Lenas zweite Frage viel wichtiger war. Sie gab Lena den Block zurück, stand auf, lief durchs Zimmer und überprüfte alle Fenster. Ihr Plan musste einfach funktionieren. Sie mussten es hier raus schaffen.

Denn sie wusste jetzt, warum Eli Hale und ihr Vater wirklich gestorben waren.

Caitlyn kam wieder zu Lena zurück. Wenn alles schief lief, sollte die junge Frau besser über alle Fakten und auch jeden Verdacht Bescheid wissen.

»Uns allen ging es immer nur um die Frage, ob dein Vater schuldig oder unschuldig war. Keiner von uns konnte sich vorstellen, warum er ein Verbrechen gestehen und dafür ins Gefängnis wandern sollte, das er nicht verübt hat.« Sie ergriff Lenas Hand. »Du warst der Grund, Lena. Er hat es getan,

um dich und Vonnie und eure Mutter zu schützen. Er hat es getan, um dich zu retten.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

Lena schaute verwirrt zu ihr auf.

»Es ist wahr, Lena. Da bin ich ganz sicher.«

»Mein Vater hat all das auf sich genommen, nur um seine Familie zu retten?« Lena weinte. Langsame, lautlose Tränen, derer sie sich nicht einmal bewusst zu sein schien. »Ich wünschte, das hätte er mir sagen können. Ich war all die Jahre über so schrecklich wütend auf ihn. Als ich ihn das letzte

Mal gesehen habe ...« Sie barg das Gesicht in den Händen.

Caitlyn starrte sie an, unschlüssig, ob sie Lena die ganze Wahrheit sagen sollte oder ob sie das nur noch mehr aufregen würde. Wie sollte sie das Mädchen bloß trösten? Bernie kam ihr zu Hilfe, indem er Lena an seine Brust zog, während sie weinte. Einige Minuten später schniefte Lena ein Mal laut, schluckte die Tränen hinunter und blickte auf. »Wenn mein Vater diesen Mann nicht getötet hat, wer hat es dann getan?«

»Gute Frage, aber nicht die entscheidende. Wichtig ist, warum der

Mord geschah.« Caitlyn nahm eine Bewegung hinter dem Fenster wahr und hielt inne. Sie starrte in die Dunkelheit hinaus, konnte jedoch nicht wirklich etwas erkennen. Aber irgendwo da draußen waren sie. Und sie würden kommen. Schon bald. Sie musste Lena über alles aufklären und sie und Bernie in Sicherheit bringen.

»Also, warum wurde Tommy Shadwick umgebracht?«, fragte Lena.

»Jeder dachte, es ginge darum, dass er sich weigerte, der Forderung deines Vaters nachzukommen und der Hale-Familie ihre verbrieften Rechte

zuzugestehen. Dann hatte ich den Verdacht, dass Tommy sich gegen das Kasino gestellt hat und dein Vater nur das Bauernopfer war. Aber jetzt vermute ich, dass Tommy wegen derselben Sache sterben musste, wegen der dein Vater all die Jahre am Leben gehalten wurde.«

»Am Leben gehalten?« Lena klang wütend. Gut so, ihr Zorn würde ihr die nötige Stärke verleihen, das hier durchzustehen. »Mein Vater wurde fünfundzwanzig Jahre lang mit anderen Männern zusammengepfercht, die wahre Bestien waren, und das für ein Verbrechen, das er nicht begangen hat.

Bei Ihnen klingt es, als sei das alles bloß eine Art Spiel gewesen.«

»Denk noch mal darüber nach, Lena. Nachdem Eli verurteilt war, warum ihn dann nicht sofort umbringen, sobald er ins Gefängnis kommt? Weshalb all die Jahre über riskieren, dass er der falschen Person die falsche Information zukommen lässt?«

»Aber Sie haben gesagt, er sei zu unserem Schutz ins Gefängnis gegangen. Dass es das war, was sie von ihm wollten, er sollte den Sündenbock für ihr Verbrechen spielen. Warum haben sie ihn dann nicht einfach in Ruhe

gelassen?«

»Nein. Er war ein Risiko. Sie haben ihm gegeben, was er wollte: Sicherheit für seine Familie. Aber er hatte irgendetwas gegen sie in der Hand. Und das hatte mit Tommy Shadwick zu tun.«

»Besaß er den Beweis für seine Unschuld?«

»Nein. Aber den Beweis dafür, weswegen Tommy sterben musste. Er hatte das Abkommen von damals in den Händen. Das Original. Und er hat es dort versteckt, wo du es finden würdest, wenn ihm etwas zustößen würde.«

»Moment. Das Dokument ist doch

mitsamt Tommys Haus in Flammen aufgegangen.«

»Nein. Deswegen haben sie Tommys Haus überhaupt erst angesteckt. Sie konnten das Schriftstück nicht finden, und es hätte Tage gebraucht, um das ganze Haus nach ein paar dünnen Dokumenten abzusuchen. Sie wussten, dass Tommy das Abkommen als Letzter gehabt hatte, also haben sie es drauf ankommen lassen und das Haus mit jedem Hinweis und jeder Spur, die zu ihnen führen könnte, abgefackelt. Selbstverständlich bis auf den Hammer deines Vater. Den haben sie in seinem

Truck platziert, weil jeder wusste, dass er sich an jenem Abend mit Tommy gestritten hatte. Dein Vater war der ideale Sündenbock.«

»Aber warum ist das Abkommen so wichtig? Alles, was es beweist, ist, dass meine Familie auf ihr Recht auf volle Stammeszugehörigkeit verzichtet hat. Es enthält nichts, wofür es sich lohnen würde zu töten.«

»Die Version, die du hast, enthält nichts in dieser Art. Danach gehörte den ehemaligen Sklaven das Land im nordöstlichen Teil des Reservats.«

»Ja. Genau da hinten«, ergänzte

Bernie. »Mein Vater sagte, deswegen sei das Teddy Roosevelt auch nie richtig in Gang gekommen – weil es durch die Reservatsgrenze und die Parkgrenze, zwischen denen wir eingekeilt waren, keine Expansionsmöglichkeit gab.«

»Davon gingen wir alle aus. Und wer würde etwas anderes behaupten? Keine der schwarzen Familien hat schließlich je auf diesem Fleck Land gelebt, da sie nach dem Bürgerkrieg alle entweder in die Stadt zogen, um dort in den Sägewerken zu arbeiten, oder gleich ganz aus der Gegend weggezogen sind. Es war eine neue Ära; sie konnten leben,

wo sie wollten. Weshalb also auf diesem unwirtlichen Berg bleiben, richtig?«

Bernie und Lena nickten, immer noch verwirrt.

»Falsch. In Wahrheit liegt das Land, das ihnen im Abkommen auf ewig überschrieben wurde, im südöstlichen Grenzgebiet des Reservats. Nicht in Nordosten. Soweit ich sagen kann, wurde diese Änderung in den Kopien des Abkommens vorgenommen – diejenigen, die du von Raleigh und Mr Bearmeat erhalten hast, Lena. Die Änderungen wurden Mitte bis Ende der

1980er-Jahre eingeschmuggelt.«

Bernie schaute immer noch ratlos drein, Lenas Augen weiteten sich jedoch, als sie die Bedeutung all dessen erfasste. »Das Kasino. Dort steht das *VistaView*. Und der Indian Gaming Act wurde ...«

»1988 erlassen.«

Lena ließ Bernie auf dem Bett sitzen und sprang schwungvoll auf. »Sie wussten, dass das Gesetz verabschiedet werden würde, und auch, dass der Stammesrat das Kasino so weit entfernt wie möglich von Cherokee würde haben wollen. An der östlichen Grenze wäre es

näher an der Interstate und den Touristen und ...« Sie drehte sich zu Caitlyn um und starrte sie an.

»Und Evergreen. Wo mein Onkel Jimmy zufällig all diese bis dato wertlosen Grundstücke besaß, die brachlagen und nur darauf warteten, dass irgendetwas daherkam und sie in wertvolles Bauland verwandeln würde. Etwas wie ein großes Hotelprojekt mit Kasino. Es tut mir leid, Lena. Ich denke Jimmy ist möglicherweise in die Sache verwickelt.«

»Er hat Tommy umgebracht?«

Bernie fiel in die Kissen zurück,

noch blasser als zuvor. Als er Caitlyns Blick auffing, nickte sie ihm betrübt zu. Beide Vaterfiguren in seinem Leben – Jimmy und Poppy – waren Mörder. Lena war noch nicht klar geworden, welche Rolle Bernies Familie gespielt hatte. Er wandte sich von ihnen ab und vergrub das Gesicht im Kissen.

»Ich denke, Jimmy und Poppy haben das gemeinsam ausgeheckt. Poppy war fürs Grobe zuständig und Jimmy hat sich um das Bauland und die Beziehungen zum Stammesrat gekümmert. Jetzt mussten sie nur noch die kritische Stimme im Rat zum Schweigen bringen.

damit alles glatt über die Bühne gehen konnte. Denn wen würde der Rat wohl als Geschäftsführer einsetzen, wenn nicht den Mann, der den Deal für sie eingefädelt und ihnen all das Geld eingebracht hatte?«

»Aber wieso haben die meinen Vater da mit reingezogen? Wieso gerade ihn?«

Caitlyn holte weiter aus. Es war am besten für alle, wenn die Wahrheit ans Licht kam. »Tommy war zwar dagegen, den schwarzen Familien ihre alten Rechte zurückzugeben, aber er war ein vernünftiger Mann und hat die Forderungen deines Vaters mit

gebührender Sorgfalt geprüft. Während er in den Archiven nach den alten Aufzeichnungen gesucht hat, um nachzuschauen, ob die Hales darin auftauchen, muss er auf das Original des Abkommens gestoßen sein.«

»Das noch nicht abgeändert worden war.«

»Genau. Und da Tommy die alte Sprache lesen konnte, wurde ihm klar, dass, auch wenn hierdurch seine Behauptung gestützt wurde, dass den Schwarzen keine Stammesrechte zustanden, es gleichzeitig bedeutete, dass das Land, auf dem das Kasino

erbaut werden sollte, eigentlich deiner Familie und den Nachkommen der anderen Familien gehört. Das Grundstück befindet sich zwar auf Indianerland, aber es war an ihnen, über den Bau des Kasinos zu entscheiden. Das muss er Eli gesagt und ihm das Dokument zur Aufbewahrung gegeben haben.«

»Also, wo steckt es?«

Caitlyn deutete auf das Notizbuch. »Eli hat uns alles überlassen, was wir brauchen, um es zu finden. In seinen Zeichnungen. Dieser Kamin mit dem geschnitzten Medaillon? Der steht nicht

in eurem Haus. Sondern in unserem.«

Goose war nie zuvor einer weiblichen Lkw-Fahrerin begegnet. Aber diejenige, die ihn beinahe überfahren hätte, dann aber angehalten und ihm ausgeholfen hatte, indem sie ihn von ihrem Internetanschluss aus Wilson anskypen ließ, erinnerte ihn an seine Tante Tilley. Nach außen hin gab sie sich mädchenhaft und kokett, war jedoch tatsächlich eine zähe, eigenbrötlerische Person gewesen.

Dank ihrer Hilfe war er wieder bei der Blockhütte angelangt, ehe die Polizei

dort eintraf. Auch schlichte, altmodische Angst ließ ihn den Weg durch den Wald immer schneller emporeilen. Angst davor, was er dort vorfinden würde ... und was nicht.

Die Vorhänge von Bernies Hütte waren alle zugezogen, doch er sah Licht im Innern. Also musste irgendjemand überlebt haben. Auch, weil immer noch Reaper vor dem Eingang versammelt waren, bestimmt doppelt so viele wie vorhin. Worauf zum Teufel warteten die bloß?

Als er ein lautes Dröhnen über sich hörte, das von einem Scheinwerfer

begleitet wurde, hatte er seine Antwort. Ein Sondereinsatzkommando würde es bei der Feuerkraft der Reaper nicht riskieren, mit dem Helikopter zu kommen. Ein paar vereinzelte Racker zielten mit Gewehren und Pistolen auf den Hubschrauber, ließen die Waffen jedoch rasch wieder sinken, als sich die Tür zur Hütte öffnete und Caitlyn mit Poppy im Schlepptau auftauchte, dem sie eine Pistole an den Kopf hielt. Der Mund war ihm mit Klebeband zugeklebt und die Hände hinter dem Rücken gefesselt. Er schien vor Wut fast zu platzen.

Die Blicke der Reaper schnellter zwischen Poppy und dem Hubschrauber hin und her. Nachdem der Vogel gelandet war, sprang ein Mann mit einer Kamera auf der Schulter heraus, gefolgt von einer zierlichen Blondine mit Rock und einem Samtmantel, der im Wind der Rotorblätter flatterte.

»Versteckte Kamera, bitte lächeln, Jungs!«, rief Caitlyn.

Caitlyn verharrte kurz in ihrer Pose, damit die Kamera sowohl sie als auch die Gesichter in der Menge einfangen konnte. Unglaublich, wie schnell die

Waffen verschwanden, sobald eine Kamera auftauchte. Fast bereute Caitlyn, so viele Truppen angefordert zu haben – eine hübsche Blondine mit einem Mikrofon reichte vielleicht schon aus, um die Reaper vom Berg zu jagen.

Paul gab ihr aus der Hütte ein Zeichen, zu ihm zu kommen. Mist. Zur Feiern blieb keine Zeit. »Geht es Bernie schlechter?«, fragte sie.

»Ich muss mit dir reden«, sagte er.
»Allein.«

Sie schloss die Tür und zerrte Poppy wieder in den Schrank, um ihn dort einzusperren.

»Was gibt's?«

»Er ist wieder da«, flüsterte Paul und deutete mit dem Kopf auf das Bad im hinteren Teil der Hütte. »Dein Loser-Freund.«

Goose? Ihr Herz schlug vor Freude einen kleinen Purzelbaum. »Behaltet ihr die Türen im Auge«, wies sie Paul und Lena an. »Lasst niemanden herein.«

»Du gehst da nicht alleine rein«, protestierte Paul.

»Ich habe jetzt keine Zeit, alles zu erklären. Tut einfach, was ich euch sage.« Sein verletzter Blick war kaum zu ertragen, aber das war die Wahrheit. Ihr

blieb keine Zeit dafür. Und sie durfte Gooses Tarnung nicht aufliegen lassen. »Bitte, Paul.«

Er marschierte in Richtung Eingangstür davon. Sie rannte zum Bad, klopfte kurz an und stürmte hinein.

Goose grinste sie vom Toilettensitz aus an. »Hallöchen, Feuerkopf. Willst du mich immer noch, jetzt, da du ein berühmter Fernsehstar bist?«

»Ich dachte, das würde die Reaper am ehesten davon abhalten, die Hütte zu stürmen.« Sie zuckte mit den Achseln. »Nicht gerade die Standardvorgehensweise, aber wenn die

anderen in der Überzahl sind und über mehr Waffen verfügen, muss man sich eben irgendwie behelfen.«

»Bist du bereit für einen letzten Auftritt?«

Sie schaute ihn aus leicht zusammengekniffenen Augen an. »Was schwebt dir vor?«

»Du müsstest mich als Geisel nehmen«, flüsterte er in ernstem Ton. »Mich zu Poppy sperren.«

»Weshalb? Um deine Tarnung aufrechtzuerhalten?« Sein sehnsüchtiger Blick beantwortete ihre Frage. »Deswegen bist du zurückgekommen?

Glaubst du tatsächlich, es bestünde ansatzweise die Chance, dass Caruso das Ding noch durchzieht? Wenn der Mann nur einen Funken Verstand hat, dann wird er das Geld vergraben und erst in hundert Jahren wiederkommen, um es zu holen.«

»Ich bin dem Kerl begegnet – er ist die Überheblichkeit in Person. Verflucht, der denkt wahrscheinlich, er habe bei diesem ganzen Rummel größere Chancen, nicht geschnappt zu werden, weil weniger Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet ist. Er kann alles auf Poppy und die Mountain Men schieben, behaupten,

sie hätten im Alleingang gehandelt. Und Poppy könnte unmöglich etwas anderes behaupten, jedenfalls nicht, ohne dann im Gefängnis dasselbe Schicksal wie Eli Hale zu erleiden. Du müsstest mich nur gemeinsam mit Poppy ausliefern. Die Polizei hat nichts gegen mich in der Hand, sie wird mich ohnehin wieder gehen lassen müssen. Und vor Caruso sieht es aus, als hätte ich als Vollstrecker des Klubs versucht, Poppy zu beschützen. Das wird mir genügend Zeit verschaffen, um an das Geld zu kommen.«

»Du bist ja verrückt. Glaubst du

wirklich, dass Poppy und Caruso dir das abkaufen?«

»Warum denn nicht?« Er stand auf und starrte auf sie hinab. »Sag mir, dass du es nicht genauso machen würdest, wenn es dein Fall wäre.«

Sie seufzte, sank auf den Badewannenrand und lockerte die Schultern. »Vielleicht hatte Paul recht. Ich sollte aufhören.«

»Wieso? Weil du nicht erkannt hast, dass Poppy uns einen Schritt voraus war? Verflucht, das habe ich auch nicht, und ich habe das letzte Jahr über praktisch mit ihm zusammengelebt.«

Sie schüttelte den Kopf. Er verstand das einfach nicht – wie sollte er auch. »Wegen mir sind bereits Menschen umgekommen. Wertvolle Menschen.«

Er setzte sich neben sie, legte eine Hand auf ihre und wartete.

»Vor sechs Monaten. Ich bin einer Spur nachgegangen. Nicht offiziell, aber ich wusste, dass ich da an etwas Wichtigem dran war. Und so war es auch. Ich habe einen Psychopathen aufgespürt, der kurz davor war, eine ganze Kleinstadt auszulöschen.«

»Guter Riecher. Hab ich doch gesagt.«

»Der dortige Sheriff hat mit mir zusammengearbeitet und wurde getötet.«
Sie blinzelte und sprach mit gesenktem Kopf, weil sie verdammt noch mal einfach keine Kraft mehr hatte, das Gesicht anzuheben und Goose anzusehen. »Er starb, um mir das Leben zu retten.«

»War es deine Schuld, dass er gestorben ist?«

»Nein.«

»Und wie viele Leben hast du daraufhin noch gerettet?«

Sie zuckte mit den Achseln. Darum ging es nicht. »Ihn konnte ich nicht

retten.«

»Bist du etwa Gott? Meinst du, du könntest jeden retten?« Seine Stimme klang leicht ärgerlich, obwohl er gleichzeitig ihre Finger umklammerte. »Wenn das so ist, dann sag mir das lieber gleich. Das ist nicht die Art von Partnerin, die ich mir im Rücken wünsche.«

»Willst du lieber eine Versagerin?«

»Ich hätte lieber jemanden, der weiß, dass wir alle mal scheitern, und der so gut es geht zu verhindern versucht, dass es dazu kommt. Ich hätte lieber jemanden, der erst nachdenkt, bevor er

schießt, der Möglichkeiten erkennt, jemand, der keine Angst davor hat, unbequeme Entscheidungen zu treffen. Jemanden wie dich.« Er stand auf und zog sie ebenfalls hoch. »Sieh es ein, Caitlyn. Wir sind beide komische Figuren. Aber du musst zugeben, wir geben ein verdammt gutes Team ab.«

Sie ließ das Lächeln zu, das sich auf ihrem Gesicht ausbreiten wollte. »Was soll ich sagen, Carver. Wo du recht hast, hast du recht.« Sie gab seine Hand frei und machte einen Schritt auf die Tür zu. Er kam ihr nicht nach, was sie überraschte. »Bereit, das hier

durchzuziehen?«

»Nur, dass du es weißt, das Geld ist nicht der einzige Grund, warum ich zurückgekommen bin.« Er packte sie an den Ellbogen, zog sie fest an seine Brust und küsste sie so leidenschaftlich, dass ihr der Atem stockte und ihr schwindlig wurde. Dann löste er sich von ihr.

»Okay. Jetzt bin ich bereit.«

Caitlyn riss die Schranktür auf. Poppy starrte sie so hasserfüllt an, dass sie dankbar für das Klebeband auf seinem Mund war.

»Ich habe hier was für Sie.« Sie zerrte Goose nach vorne, dann schleuderte sie ihn so schwungvoll in das Kabuff, dass er erst noch gegen die Wand knallte, bevor er zu Boden stürzte. Genau wie Poppy hatte sie ihm die Arme hinter dem Rücken gefesselt und den Mund zugeklebt. »Sie haben doch nicht

wirklich gedacht, ich sei so dämlich, mich von diesem Blödmann überrumpeln zu lassen, oder etwa doch, Poppy?«

Damit knallte sie die Tür wieder zu und ließ die beiden im Dunkel zurück. Je weniger sie sagte, desto mehr Spielraum hatte Goose später. Wenn es ein Später geben sollte.

Das Satellitentelefon schellte. Sie schnappte es sich. »Wir sind auf Position«, informierte sie der Leiter des Sondereinsatzkommandos der State Police. »Bräuchten aber ein kleines Ablenkungsmanöver da draußen, um unbemerkt aufs Gelände zu kommen.«

»Geben Sie mir zwei Minuten.« Sie wandte sich an Paul und Lena. »Macht euch bereit. Lena, für Smokey ist es sicherer, wenn sie hinten im Bad bleibt.« Das Letzte, was sie gebrauchen konnte, war ein Schimpanse, der verrücktspielte, und das vor einer Rockerbande, die nur auf einen Kampf brannte.

Sie rief das Fernsichteam an, um sich zu vergewissern, dass auch sie auf Position waren und sich außerhalb der Schusslinie befanden. Paul und Lena halfen Bernie auf die Beine. Er verdrehte die Augen, bis das Weiße in

ihnen zu sehen war, fing sich dann jedoch wieder. Gemeinsam schleppten sie sich auf den Vordereingang zu.

»Seid ihr so weit?«

Alle nickten. Caitlyn schob das Telefon in die Tasche, hielt die Leitung zum SWAT-Team jedoch weiterhin offen, schnappte sich ihre Waffe und holte Poppy aus dem Schrank.

Er wehrte sich nicht, ließ sich von ihr zum Eingang zerren. Sie nickte Paul zu, der daraufhin die Tür öffnete, aber mit Lena und Bernie dahinter stehen blieb und auf ihr Zeichen wartete. Die Reaper vor der Hütte wurden unruhig,

wie eine Schafsherde, die den Weg nach Hause vergessen hat.

»Wollt ihr, dass ich ihn auf der Stelle erschieße?«, brüllte sie. Damit hatte sie rasch die ungeteilte Aufmerksamkeit von allen. Sie schob Poppy vor sich auf die Veranda, hielt ihm dabei weiterhin ihre Pistole an den Kopf. »Nein? Nun, dann wird das hier folgendermaßen ablaufen.«

Die meisten Rocker hatten ihre Waffen im Holster, ein paar wenige hielten immer noch Gewehre in der Hand. »Zuerst«, sagte sie, »legen alle die Waffen auf den Boden. Dann werdet

ihr alle hier außer mir zu der Nachrichtencrew durchlassen. Dafür bekommt ihr Poppy.«

Die Männer zögerten und schauten zu Poppy, um seine Zustimmung abzuwarten. Sie drückte ihm die Glock ins Ohr. Fest. »Sagen Sie denen, dass sie es so machen sollen.«

Er warf ihr zwar einen wütenden Blick zu, nickte aber dennoch. Selbst aus der Entfernung konnte man deutlich die wutverzerrten Gesichter der Reaper erkennen, aber sie ließen die Waffen sinken und machten einen Weg zum Hubschrauber frei.

»Gut. Keiner bewegt sich.« Sie führte Poppy auf die Seite der Veranda, um Paul und Lena Platz zu machen, die Bernie nach draußen schleppten und ihm die Stufen hinunterhalfen. Sie hatten gerade zwei Schritte in die Menge hinein gemacht, als eine Gestalt zwischen den Reapern und dem Helikopter auftauchte. Der Mann hob seine Pistole und zielte auf Bernie.

Weasel. Caitlyn zückte ebenfalls ihre Waffe. Poppy nutzte den Moment, um sie anzurempeln, sodass die Glock zu Boden fiel. Als sie sich gerade von ihm befreite, hörte sie den Schuss. Lena warf

sich vor Bernie, der bereits am Boden lag.

Chaos brach aus. Die Reaper griffen nach ihren Waffen, zwei von ihnen sprangen auf die Veranda, um Poppy zu schnappen, genau in der Sekunde stürzte auch Goose aus der Hütte, warf Poppy wieder zu Boden und schützte seinen Anführer mit seinem Körper.

Kein schlechter Zug, dachte Caitlyn, holte ihren Schlagstock aus der Tasche und bahnte sich mit ein paar wohlplatzierten Schlägen einen Weg zu Lena und Bernie. Von Paul war nichts zu sehen. Lena hielt sich jedoch tapfer,

obwohl Weasel direkt auf sie zukam, rechts und links von mehreren Reapern flankiert.

Hilfe kam von unerwarteter Stelle. Ein verschwommener Schatten huschte in Caitlyns Augenwinkel vorbei. Der Leopard sprang über die Köpfe der Reaper und landete neben Bernie. Die Raubkatze stellte sich zwischen Caitlyn und Lena über Bernie, als ob sie ihn beschützen wollte. Ein paar der Rocker ergriffen die Flucht und rannten dem SWAT-Team, das hinter ihnen heranstürmte, direkt in die Arme. Weasel und seine Truppe stürmten

jedoch weiter vorwärts und stießen dabei wilde Verwünschungen aus.

Caitlyn schwang ihren Stock, wollte noch ein paar kostbare Sekunden gewinnen, bis die Männer vom Sondereinsatzkommando sich einen Weg durch die Menge gebahnt hatten. Bei dem Wind würden sie kein Tränengas benutzen, aber da Weasel der Einzige zu sein schien, der von seiner Waffe Gebrauch machen wollte, würden sie das vielleicht auch gar nicht brauchen. Die restlichen Rocker waren in einem Bluttausch und stürzten sich mit nackten Fäusten auf den Leopard.

Der konnte sich jedoch durchaus behaupten; aber er hatte ja auch etwas mehr zu bieten als bloß Fäuste. Die Reaper wurden also rasch wieder zurückgedrängt, nur Weasel blieb stehen und zielte mit seiner Pistole auf Lena. Ehe Caitlyn das Mädchen aus der Schusslinie stoßen konnte, war der Leopard schon losgesprungen

Weasel feuerte. Der Leopard schlug im Flug mit der Pranke nach Weasel, sodass der zu Boden stürzte. Die Raubkatze stürzte sich auf den Reaper und schlug noch einmal zu. Dann schwirrte plötzlich mit einem leisen

Plopp ein Pfeil durch die Luft und traf das Tier in die Flanke.

Der Leopard hielt inne. Er blickte sich einmal um und wirkte fast enttäuscht, dass ihm sein Abendessen verwehrt blieb. Dann fiel er zur Seite.

Caitlyn setzte sich in Bewegung. »Alles in Ordnung?«, fragte sie Lena und suchte sie nach Wunden ab.

»Mir geht's gut. Er hat mich nicht getroffen.« Lena warf sich neben Bernie zu Boden. »Bernie, Bernie?«

»Wir brauchen hier einen Sanitäter«, rief Caitlyn dem SWAT-Team zu. Einer von ihnen löste sich von der Gruppe, die

die am Boden liegenden Reaper abtasteten und fesselten, und kam zu ihnen.

»Keinerlei Einschusswunde«, sagte er nach kurzer Untersuchung. »Aber er hat hohes Fieber. Steht unter Schock.«

Paul tauchte auf, das Gesicht mit Gras und Erde beschmiert. »Ich bin Arzt. Er muss ins Krankenhaus. Können wir den Hubschrauber nehmen?«

»Jetzt, da wir das Gelände gesichert haben, ist einer von unseren Vögeln unterwegs hierher.«

Während sie alle nötigen Vorkehrungen für den Krankentransport

trafen, beobachtete Caitlyn, wie Poppy von den Deputy Sheriffs abgeführt wurde. Ihre Tarnkleidung hob sich von den schwarzen Uniformen des Sondereinsatzkommandos ab. Ein weiterer Deputy eskortierte Goose. Sie suchte seinen Blick und zwinkerte ihm zu, er musste jedoch in seiner Rolle bleiben und warf ihr nur einen wütenden Blick zu, obwohl seine Schultern zuckten, weil er ein Lachen unterdrücken musste.

Die zwei Anführer des SWAT-Teams kamen auf Caitlyn zu. »Vielen Dank, dass Sie uns wegen der wilden Tiere

vorgewarnt haben«, sagte der Befehlsführer der State Police. »Unser Animal Control Team ist bereits unterwegs und wird sich um die anderen Tiere kümmern.«

»Sie waren unglaublich«, begrüßte sie der Kameramann des Filmteams überschwänglich, der gerade angerannt kam, um alles einzufangen. »Wie Sie und der Leopard gemeinsam gekämpft haben, als hätten Sie sich abgesprochen. Dafür bekomme ich den Emmy, garantiert!«

Einer der Deputys verscheuchte ihn. Die zwei SWAT-Anführer wandten sich wieder Caitlyn zu. »Jetzt mal im Ernst,

gute Arbeit«, sagte der Leiter des Sheriff Departments. »So viele von dieser Bande hätten wir niemals in den Griff bekommen, ohne dass dabei jemand zu Schaden gekommen wäre.«

»Es wurde niemand verletzt?«

»Nur Lionel Underwood. Sieht so aus, als hätte der Leopard ihm das Genick gebrochen.«

Weasel war also tot. Sie konnte einfach kein Bedauern empfinden. Sie hoffte nur, dass der Leopard deswegen nicht in Schwierigkeiten steckte.

»Die Nachrichtencrew als Hinhaltenakt, was noch dazu alle vom

Schießen abhielt, das war einfach brilliant, wenn auch nicht gerade Dienst nach Vorschrift«, fügte der Einsatzleiter noch hinzu. »Sie waren denen immer einen Schritt voraus – Respekt. Ohne Anführer waren die offensichtlich hilflos, das war wirklich geschickt von Ihnen.« Er schüttelte den Kopf. »Dreiundzwanzig bewaffnete Männer, und Sie haben die ohne Opfer unter den Unbewaffneten dingfest gemacht.«

»Ohne Ihre Hilfe hätte ich das niemals geschafft«, gab Caitlyn zurück und versuchte dabei so zu klingen, als hätte sie alles von langer Hand geplant

und wäre nicht bloß ihrem Instinkt gefolgt. »Ich glaube, die Fernsehcrew wartet auf Sie beide.«

»Möchten Sie denn nicht Ihre Sicht der Dinge darstellen?«, fragte der Deputy, den es offensichtlich überraschte, dass sich das FBI diesen Erfolg nicht allein auf die Fahne schreiben wollte.

»Nein, danke. Ich werde mich von einem Ihrer Männer mitnehmen lassen und meine Aussage abgeben.«

»Hat mich gefreut, mit Ihnen zusammenzuarbeiten, Ma'am.«

Sie schüttelten sich die Hände,

Caitlyns zitterte vor Müdigkeit, weil das Adrenalin langsam abebbte. »Danke.«

Gab es etwas Beschämenderes, als von der eigenen Mutter vom Polizeirevier abgeholt zu werden, nachdem man die halbe Nacht lang verhört worden war? Caitlyn hätte sich nichts Schlimmeres ausdenken können – besonders, da Jessalyn sich aufführte, als sei ihre Tochter fünfzehn Jahre alt und wäre bei einer Spritztour mit einem geklauten Auto erwischt worden.

»Was soll ich bloß mit dir machen?«, ereiferte sie sich. »Du hättest

umgebracht werden können. Wieder einmal.«

Caitlyn ignorierte die grinsenden Gesichter der Kollegen in den überfüllten kleinen Räumen des Reviers. Sie alle feixten vor Schadenfreude. Wo waren die Kollegen, die sie noch vor fünf Minuten wie eine Heldin behandelt und ihr dazu gratuliert hatten, dass sie all das geregelt hatte, ohne dass jemand – und schon gar kein Polizist – erschossen worden war?

»Mir geht es gut, Mom. Setz mich einfach bei der Lodge ab, da kann ich in meinen Wagen umsteigen.«

»Das wirst du schön bleiben lassen. Du kommst mit mir nach Hause.«

Sobald sich die Türen des Reviers hinter ihnen schlossen und sie ungestört waren, wurde Caitlyn energischer. »Nein. Bring mich entweder zur Lodge oder nach Hause. Zum McSwair Mountain.«

Jessalyn wurde kreidebleich. »Zu unserem alten Haus? Weshalb solltest du dort hinwollen?«

»Ich muss dort etwas holen. Etwas, das Dad für mich zurückgelassen hat.«

Jessalyn warf Caitlyn die Schlüssel zu ihrem Jaguar in die Hand. »Von mir

aus. Fahr, wohin du willst. Wirst du mich hierlassen oder darf eine Mutter ihre Tochter, die sich gerade beinahe umgebracht hätte, begleiten?«

Caitlyn seufzte. Sie hatte zwei Nächte nicht geschlafen und war nicht in der Verfassung, sich mit Jessalyn zu streiten. »Steig ein.«

»Lass mich nur erst Jimmy anrufen und ihm sagen, dass es dir gut geht.« Während Caitlyn sich auf den Fahrersitz setzte und die Spiegel einstellte, blieb Jessalyn draußen stehen und telefonierte. Jimmy lag wahrscheinlich aller Sorgen ledig in seinem warmen Bett. Weshalb

sollte er sich auch sorgen? Bislang hatte Caitlyn bis auf bloße Vermutungen nichts in der Hand, was ihn mit Elis und Tommys Mord in Verbindung brachte.

Früher oder später würde sie sich etwas überlegen müssen, was Jimmy anging. Sie selbst konnte keine Untersuchung gegen ihn einleiten, Sheriff Markle vielleicht schon. Eventuell sogar Goose, wenn es denn irgendeinen Beweis gab, dass Jimmy von der Geldwäsche wusste. So, wie die Dinge standen, war sie allerdings nicht einmal sicher, ob sie ihn wegen Betrugs wegen des Baugeschäfts von damals

drankriegen würden. Schließlich hatte er das Grundstück weder unter Vorspiegelung falscher Tatsachen gekauft noch verkauft – er hatte lediglich die Bebauung durchgeführt. Der Stamm würde die schwarzen Familien ganz allein entschädigen und Schadensersatz zahlen müssen.

Zum Teufel, so verworren, wie das Rechtssystem war, hatte Jimmy vermutlich nicht einmal ein Gesetz gebrochen. Der Gedanke machte sie unendlich müde.

Jessalyn hüpfte in den Wagen, und sie machten sich auf den Weg über den

Berg. Nach Hause.

Als sie dort ankamen, war Caitlyn überrascht, Licht im Haus zu sehen, außerdem stand ein schwarzer Geländewagen in der Einfahrt. Das Haus sah so heimelig und einladend aus, wie sie es in Erinnerung hatte, fast so, als warte ihr Vater dort drinnen auf sie. Sie verscheuchte das Gefühl.

»Jimmy hat es in Schuss gehalten«, sagte Jessalyn. »Nur für alle Fälle.«

Sie stiegen aus. Caitlyn starrte das alte Farmhaus an, die Veranda, auf der sie so viele glückliche Stunden verbracht hatte, die Stufen, die sie

gemeinsam mit Vonnie hoch- und runtergeflitzt war. Die Tannen neben der Auffahrt wogten im vom Berg heranziehenden Wind hin und her, sie schienen Caitlyn heranzuwinken. Sie hätte schwören können, das Lachen ihres Vaters zu hören, wenn sie nur angestrengt genug ins Dunkel hineinlauschte.

Ihr Telefon schellte. Boone. »Geh du ruhig schon vor«, sagte sie zu Jessalyn. »Ich bin gleich da.« Sie wollte sich nicht bewegen und damit das Risiko eingehen, ihren halben Balken Empfang, der ihr wundersamerweise gewährt wurde,

gleich wieder zu verlieren. »Tierney. Sie sind früh auf.«

»Wer sagt, dass ich überhaupt geschlafen habe?«, raunzte Boone sie in seiner typisch liebenswerten Art an. »Ich habe diesen Anruf, der Sie interessiert hat. Die letzte Nummer, die Eli Hale angerufen hat, gehörte zu einem Handy, das auf ein Kasino angemeldet ist.«

»Lassen Sie mich raten, das *VistaView*?«

»Ja. Die Stimme auf der Voicemail ist männlich, den Besitzer werden wir jedoch nicht ausfindig machen können.«

»Können Sie mir die Ansage

vorspielen?«

»Klar doch. Einen Moment.«

Caitlyn drängte sich an das noch warme, aber rasch auskühlende Auto und schickte ein Stoßgebet an die Götter des Mobilfunknetzes, damit sie ihr gewogen blieben. Obwohl sie gleichzeitig hoffte, dass der Anruf sich in Luft auflösen würde – und ihr erspart bliebe, ihren eigenen Onkel zu verhaften.

»So, bitte sehr«, sagte Boone. Dann hörte sie die Stimme einer Frau. »Hier ist die Zentrale des Butner Staatsgefängnisses. Ein Insasse mit Namen ...« Es folgte eine kurze Pause,

in der Eli seinen Namen einsprach,
»möchte folgende Nummer anrufen. Sind
Sie bereit, die Gebühren dafür zu
übernehmen?«

Eine Männerstimme antwortete. »Ja.
Ich übernehme sie.«

Es war Jimmy. Scheiße.

Sie kniff die Augen zu und hörte Eli
Hale, der aus dem Grab zu ihr sprach.
»Ich bin's. Wollte Ihnen nur sagen, dass
mein kleines Mädchen nichts weiß. Sie
erforscht lediglich ihre Vorfahren.
Möchte nur ihre Familie finden, das ist
alles. Haben Sie verstanden?«

»Selbstverständlich. Kein Problem.

Wir werden uns darum kümmern, dass es ihr gut geht.«

Dann verriet ein Klicken, dass Jimmy aufgelegt hatte.

Boone kam wieder an den Apparat.
»Haben Sie, was Sie brauchen?«

»Ja. Ja, das habe ich.«

Caitlyn beendete das Gespräch und stieg langsam die Treppen zur Veranda hinauf, jeder Schritt fiel ihr schwer, als sei sie fünfundachtzig und nicht fünfunddreißig Jahre alt. Sobald sie die Schwelle zum Eingangsbereich übertreten hatte, sah sie Jimmy, der in dem Lieblingsfernsehsessel ihres Vaters

saß, die Beine ausgestreckt und mit einer dicken Zigarre im Mund. Von Jessalyn keine Spur.

»Steh auf, du bist festgenommen.«
Sie fühlte sich unendlich erschöpft, aber seltsam ruhig. Als hätte sie ihr ganzes Leben lang auf diesen Moment gewartet. Der ultimative Verrat.

»Festgenommen?« Jimmy sah überrascht aus. »Weswegen?«

»Wegen des Auftrags zum Mord an Eli Hale. Und da er in einem Bundesgefängnis war, fällt es in den Zuständigkeitsbereich des FBI. Aufstehen, Hände hoch, damit ich sie

sehen kann.«

»Verdammt und zugenäht, Mädchen, du bist genauso ein Querkopf wie dein Vater.« Jimmy nahm einen Zug von seiner Zigarre, bevor er Caitlyn wieder anschaute. »Sag mir nicht, dass ich dich auch noch loswerden muss.«

Caitlyn legte eine Hand auf die Waffe. Jederzeit bereit, sie zu ziehen. »Ich werde Verstärkung rufen, dann fahren wir zum Revier und dort wirst du mir alles erzählen.«

Er lachte. Doch der Widerhall in dem leeren Raum klang alles andere als fröhlich. Nicht so wie das Gelächter hier

im Haus, an das sie sich von früher erinnerte.

»Ich werde dir alles erzählen. Und du wirst dich wie ein braves Mädchen aus dem Staub machen und deine große Klappe halten. Für immer.« Dann lächelte er. »Vielleicht ist das auch gar nicht so übel. Eine Bundesagentin an Bord zu haben, könnte sogar nützlich sein. Ich werde Poppy fragen, was er davon hält. Aber ich warne dich, Mädchen. Er mag dich nicht besonders. Und dass du ihn gestern Abend verhaftet hast, hat auch nicht gerade geholfen. Vielleicht ist ihm eine tote FBI-Agentin

lieber.«

»Er ist wieder auf freiem Fuß?«

»Selbstverständlich. Er wird niemals vor Gericht stehen, nicht hier bei uns in Balsam County. Immerhin steht Aussage gegen Aussage. Niemand wurde verletzt und niemand kann behaupten, dass ein Gesetz gebrochen wurde, bis auf Weasel, und der wird wohl kaum den Mund aufmachen, was meinst du?«

Sie war diesen ganzen Mist so unendlich leid. Die FBI-internen Querelen waren ein Kinderspiel dagegen. »Leg die Zigarre weg und halte die Hände so hoch, dass ich sie sehen

kann.« Innerlich zitterte sie wie ein Blatt im Schneesturm, dennoch gelang es ihr, mit fester Stimme zu sprechen.

Er nahm einen weiteren Zug von seiner Zigarre, dann kam er ihrer Aufforderung mit einer übertrieben schwungvollen Bewegung nach. »Jessalyn«, rief er. »Wirst du verdammt noch mal hierherkommen und deinem Mädchen Vernunft beibringen?«

Caitlyn trat einen Schritt zurück, damit sie sowohl den Flur als auch Jimmy im Blick hatte, ihre Hand lag immer noch auf der Waffe. Die sie auch ziehen würde, sollte es nötig sein – aber

sie hoffte inständig, dass es nicht so weit kommen würde. Ihre Mutter betrat den Raum, schritt graziös wie eine Schönheitskönigin über die Eichendielen, die Hände in den Manteltaschen zu beiden Seiten ausgestreckt, sodass es aussah, als würde sie einen weiten Umhang tragen.

»Caitlyn, ich habe dir doch gesagt, du sollst dich da nicht einmischen.«

»Er hat mehr oder weniger zugegeben, dass er Dad umgebracht hat.« Verflucht, am Ende des Satzes hatte ihre Stimme ein klein wenig gezittert. Sie atmete tief ein und konzentrierte sich auf

Jimmy. »Mom, ich möchte, dass du den Sheriff anrufst. Sag ihm, dass ein Bundesagent Verstärkung braucht.«

»Sie wird nichts dergleichen tun«, sagte Jimmy.

»Mom ...«

Jessalyn ignorierte ihre Tochter, rauschte stattdessen an Jimmy vorbei und durchquerte dabei Caitlyns Schusslinie. Ihr wäre beinahe das Herz stehengeblieben. Sie zog ihre Waffe, falls Jimmy seine Schwester als Geisel nehmen würde. Was sollte sie bloß tun, wenn es tatsächlich dazu kam?

Aber Jimmy tat nichts dergleichen.

Fläzte sich stattdessen einfach weiter in dem Sessel, als sei er unangreifbar, während Jessalyn zur Zimmerwand hinüber ging und das Telefonkabel herausriss. Caitlyn lief es plötzlich eiskalt den Rücken hinunter.

»Du hast es gewusst«, entfuhr es ihr.
»Du hast gewusst, dass er Dad erschossen hat.«

»Ich habe deinen Vater nicht erschossen«, sagte Jimmy.

Caitlyn wirbelte mit gezückter Waffe zu ihm herum. Er war unbewaffnet, aber das war ihr in diesem Moment egal. Ihr wurde ganz heiß, und das Bild von ihrem

Vater stieg in ihr auf. Ihr Vater, der in seinem eigenen Blut lag, nicht weit von der Stelle entfernt, wo Jimmy jetzt saß. »Halt den Mund! Du hast ihr umgebracht! Du hast meinen Dad getötet.«

Die Mündung ihrer Pistole zitterte. Sie atmete tief durch, bis sie wieder ruhig zielen konnte. »Erzähl mir alles. Sofort.«

Er sah sie unverhohlen an, in seinem Blick mischten sich Verachtung und Spott. »Na klar, Rotschöpfchen. Aber es wird dir nicht gefallen.«

»Sag es ihr einfach, Jimmy«, drängte

ihn Jessalyn. Er sah zu seiner Schwester hinüber, die ihm zunickte, nur eine zarte Neigung des Kinns, wie bei einer Königin, die eine Gunst gewährt. »Es ist an der Zeit, dass sie eine Entscheidung trifft. Für oder gegen die Familie.«

Wovon zum Teufel redete sie da? Die Glock wog plötzlich schwer in ihrer Hand.

»Dein Vater hatte die Wahl«, begann Jimmy. »Er hätte sich für die Familie entscheiden können. Stattdessen wollte er uns alle in Gefahr bringen. Er hätte sich dafür entscheiden können, dich und deine Mutter zu beschützen, eure Zukunft

zu sichern. Aber er entschied sich stattdessen für – tja, ich habe nie so richtig verstanden, wofür er sich entschieden hat. Deswegen war ich auch dort an jenem Tag und habe das mit ihm diskutiert.«

»Du hast meinen Vater getötet.« Die bitteren Worte ließen ihr Herz aussetzen, dann raste es doppelt so schnell, wie um wieder aufzuholen.

»Nein.« Ihre Mutter schaltete sich ein. »Dein Vater hat seine Wahl getroffen. Er hat uns im Stich gelassen, Caitlyn. Und hätte lieber unseren Tod in Kauf genommen, als seinen ach so

wichtigen Prinzipien untreu zu werden.«

»Du glaubst vielleicht, der Poppy, den du heute kennst, sei ein mieser Kerl«, fügte Jimmy hinzu. »Da hättest du ihn mal damals kennen sollen. Ich kann gar nicht mehr zählen, wie viele Menschen aus seinem direkten Umfeld von der Bildfläche verschwunden sind. Und eines hatten sie alle gemeinsam: Sie waren Poppy und seinem Klub in die Quere gekommen.«

»Du meinst wohl eher *deinem* Klub. Du ziehst doch als Poppys stiller Partner mit ihm zusammen die Fäden. Verflucht, du hast denen sogar deinen eigenen Sohn

als Pfand gegeben. Der arme Bernie hat keine Ahnung, dass er kein Anwarter ist, sondern eine verdamnte Geisel.«

Jimmy stritt diese Tatsachen gar nicht erst ab. »Zumindest weiß ich, wie ich meine Familie schützen kann. Und ihren Wohlstand mehren.«

Geld. Bei Jimmy lief es am Ende immer aufs Geld hinaus. Seine Vorstellung davon, wie er die Familie schützte, war gleichbedeutend damit, sich selbst und seine finanziellen Interessen zu schützen. Deswegen hatte er Tommy Shadwick umbringen lassen. Er hatte verhindern wollen, dass der

Stamm das Original des Abkommens fand. Denn dann wäre das Kasino niemals auf seinem Grundstück errichtet worden, und er hätte niemals ein solches Vermögen anhäufen können. Gier. Der Fluch der Familie McSwain.

Sie warf einen Blick zu ihrer Mutter hinüber. Und sah sie mit ganz neuen Augen. Jessalyn stand aufrecht da, ohne das geringste Anzeichen von Schuldbewusstsein oder Reue.

»Dad hat uns nicht im Stich gelassen«, sagte Caitlyn langsam, jedes der Worte hinterließ einen bitteren metallischen Geschmack in ihrem Mund.

»Er hat das Richtige getan, nichts als seine Pflicht, er wollte einen unschuldigen Mann vor dem Gefängnis bewahren.«

»Er hat mich verraten. Und dich auch. Er hätte dir ohne Weiteres deine Mutter genommen.«

»Du wusstest darüber Bescheid? Was Jimmy da getrieben hat?«

»Ich habe die Buchführung für ihn gemacht. Wer, glaubst du wohl, hatte überhaupt erst die Idee, das Kasino als Geldwäscheanlage zu nehmen?« Jessalyn kam näher. »Wenn Sean uns festgenommen hätte, wären die Reaper

davon ausgegangen, dass wir reden. Dann hätten sie uns alle umgebracht – mich und dich genauso wie Sean. Indem er seinen Job erledigt hat, hat er uns allen ein Todesurteil ausgesprochen.«

»Nein«, widersprach ihr Caitlyn, der es vorkam, als tappe sie mit jeder neuen Wahrheit weiter in ein Minenfeld hinein. »Nein. Dad hätte uns beschützt. Er hätte uns gerettet.«

Jessalyn hob eine Hand. Einer Moment lang dachte Caitlyn, ihre Mutter würde sie ins Gesicht schlagen. Ihre Blicke trafen sich. »Dein Vater hat uns verraten. Ihm war es egal, ob die Reaper

uns alle umbringen.«

Caitlyn wich zurück. Sie wünschte, ihre Mutter hätte sie geschlagen, das hätte weniger wehgetan. Denn jetzt erkannte sie die ganze Wahrheit, die Wahrheit, die sie so tief traf, dass es ihr den Atem verschlug. »Du. Du hast ihn umgebracht.«

Wieder war Jimmys unerträgliches Lachen zu hören. »Ach, das ist unbezahlbar. Jess, ist dir eigentlich klar, dass du deine Tochter gerade in dieselbe missliche Lage gebracht hast, in der sich schon ihr Vater befand? Ehre, Pflicht oder die Familie? Für welchen Verrat

wirst du dich entscheiden, mein kleiner Rotschopf?«

Caitlyn schwenkte wieder zu Jimmy herum. Er hatte während des Lachens eine Pistole gezogen, eine kleine Neun-Millimeter. Mit der er auf sie zielte.

»Da gibt es nur eine richtige Antwort, Rotschöpfchen«, sagte er. »Für was entscheidest du dich?«

Plötzlich ging alles ganz schnell. Ehe Caitlyn reagieren oder ihre Waffe heben konnte, ehe sie überhaupt wusste, wie ihr geschah, hatte Jessalyn eine Pistole aus der Tasche gezogen und Jimmy damit zwei Mal kurz hintereinander in

die Brust geschossen. Er riss die Augen auf, hob beide Hände, wie um sich mit ihnen vor den Kugeln zu schützen, dann sank er im Sessel zurück und seine eigene Waffe fiel zu Boden.

Caitlyn wirbelte zu ihrer Mutter herum und zielte auf sie. »Fallen lassen!«, rief sie, selbst davon überrascht, wie ihre Stimme und ihr Körper von ganz allein zu funktionieren schienen. Es war ein surrealer Moment, als hätte sie ihren Körper verlassen und würde durch den Pistolenlauf auf ihre Mutter blicken.

»Du wirst mich nicht erschießen«,

sagte Jessalyn bestimmt. Aber sie legte ihre Pistole dennoch auf dem Boden ab. »Und du wirst mich auch nicht verhaften. Diese Pistole gehört Poppy. Seine Fingerabdrücke sind sowohl auf der Waffe als auch auf den Kugeln, mit denen sie geladen ist.« Caitlyn bemerkte, dass Jessalyn immer noch ihre Lederhandschuhe anhatte, die sie immer beim Autofahren trug. »Wir sind nie hier gewesen. Hast du mich verstanden, Caitlyn? Wir waren nie hier. Wir werden jetzt zusammen wegfahren und alles wird gut werden. Das verspreche ich.«

Sie ging an Caitlyn vorbei auf die Eingangstür zu. Caitlyn starrte ihr entgeistert nach. Rannte zu Jimmy hinüber. Kein Puls. Das war nicht überraschend – die Pistole, mit der Jessalyn geschossen hatte, war eine verchromte halbautomatische Desert Eagle Kaliber .357 Magnum.

»Komm, wir gehen, Caitlyn.«

Caitlyn wandte sich ihrer Mutter zu, sie hielt immer noch die Glock in der Hand, zielte jedoch nirgendwohin, hielt sich nur daran fest. Mit der anderen Hand griff sie in die Tasche nach ihrem Handy. »Wieso? Ich verstehe nicht ...«

Jessalyn zog die Stirn kraus, als sei Caitlyn schwer von Begriff. »Was meinst du damit, wieso? Familie, Caitlyn. Blut ist dicker als Wasser. Du bist mein eigen Fleisch und Blut, meine Tochter. Ich konnte doch nicht zulassen, dass Jimmy und Poppy uns ans Messer liefern – und du weißt, das hätten sie. Die beiden hätten irgendetwas eingefädelt, um die eigene Haut zu retten, und wir wären die Leidtragenden gewesen. Also bin ich vorbereitet hierhergekommen, um uns das zu ersparen. Du und ich, Caitlyn. So wie immer.«

Caitlyn blinzelte ungläubig angesichts dieses abwegigen Versuchs, sie in Jessalyns irrwitzige Intrige mit hineinzuziehen. Mit einem Mal kam ihr ihre Mutter riesengroß und sie selbst sich furchtbar klein vor. Als wäre sie wieder neun Jahre alt. Ihre Stimme drang nur als gedämpftes Flüstern aus ihrer Kehle. »Du, du hast Dad getötet.«

»Selbstverständlich. Wie ich dir sagte, ich musste dich doch beschützen. Jimmy besaß nicht den Mumm, es durchzuziehen. Männer, sie sind einfach allesamt schwach. Es tut mir leid, dass du diejenige warst, die ihn gefunden hat

– wir hatten ja keine Ahnung, dass du an jenem Tag dort warst. Wir müssen gerade hinten raus sein, als du durch die Vordertür ins Haus kamst.«

»Und jetzt hast du Jimmy getötet. Deinen eigenen Bruder.« Caitlyn hörte zwar, was sie da sagte, nur ihr Verstand kam nicht hinterher.

»Ja, Liebes. Und jetzt beeil dich. Mami wird fahren, du scheinst unter Schock zu stehen.«

Schock. Das war noch untertrieben. Caitlyns Blick glitt von ihrer Mutter zu ihrem Onkel, zu dem Fleck auf dem Boden, wo ihr Vater gestorben war. Der

Kreis schloss sich. Auch wenn dadurch nichts besser wurde, der Schmerz nicht gelindert ... fühlte es sich an, als sei alles so vorherbestimmt gewesen.

Sie richtete sich auf. »Wohl kaum. Du gehst nirgendwohin, höchstens ins Gefängnis. Gehen wir.«

»Alles, was ich getan habe, habe ich für dich getan. Wie kannst du so undankbar sein? Wieso musst du dich immer auf die Seite deines Vaters stellen? Ich liebe dich. Ich habe alles für dich geopfert. Wag es ja nicht, so mit mir zu reden!« Am Ende schrie Jessalyn auch nur wie all die anderen Straftäter,

die Caitlyn im Verlauf ihrer Karriere festgenommen hatte. Die vorgetäuschte Überlegenheit war dahin.

Ihr Leben lang hatte Caitlyn sich danach gesehnt, dass ihre Mutter sie akzeptieren, stolz auf sie sein würde. Immer vergeblich. Aber während sie Jessalyn nach draußen führte und sie auf den Rücksitz verfrachtete, damit sie ihr nicht mehr zuhören musste, erkannte Caitlyn, dass sie etwas weit Wertvolleres gewonnen hatte. Sie hatte ihren Vater zurückbekommen.

Der Preis war unvorstellbar hoch – und sie würde ihn für den Rest ihres

Lebens bezahlen müssen, da war sie sicher. Aber der Gedanke half ihr dabei, ihren tosenden Verstand zu beruhigen und sich wieder auf ihre Arbeit zu konzentrieren.

Sie suchte sich einen Ort, an dem sie Empfang hatte und rief Markle an. Während sie auf seine Männer wartete, starrte Caitlyn zu ihrem Zuhause empor.

Ihre eigene Mutter. Eine Mörderin. Und Caitlyn hatte sie soeben verhaftet.

Sie wusste, die Worte sollten sie eigentlich durcheinanderbringen, aber bis auf den kühlen Wind, der über den Berg wehte, spürte sie gar nichts mehr.

Die Sonne erhob sich über das Tal, goldene Strahlen tauchten das Haus in goldenes Licht. Trautes Heim ...

Doch sogleich erstickte der am Berg aufsteigende Nebel die Sonnenstrahlen wieder, und Schneegestöber hüllte das Haus ein. Jetzt sah es wieder kalt und einsam aus, wie immer seit dem Todestag ihres Vaters.

Das ist kein Zuhause, dachte Caitlyn. Nicht mehr. Nur ein weiterer Tatort.

Wieder aufs Polizeirevier. Wieder wurde sie endlos befragt, ihre Handlungen analysiert. Sie gab sich professionell und emotionslos, obwohl sie tief erschüttert und derartig verwirrt war, dass sie nicht einmal ansatzweise eines dieser überbordenden Gefühle in ihrem Innern hätte deuten können.

Als alles vorbei war, fuhr ein Deputy sie zu ihrem Subaru. Kurz war sie in Versuchung, einfach nach Hause zu fahren, denn sie besaß weder den Mut

noch die Kraft, Paul gegenüberzutreten, falls er noch im *VistaView* sein sollte – aber sie brauchte ihren Laptop. Außerdem wollte sie Elis Unterlagen zusammenpacken und veranlassen, dass Lena sie zusammen mit dem Originalabkommen erhielt.

Paul hatte sich, zuvorkommend wie er war, bereits gründlich um alles gekümmert. Als sie ins Zimmer kam, war er bereits fort, aber ihre Tasche stand gepackt bereit, außerdem hatte er ein Sandwich vom Zimmerservice und eine Notiz für sie dagelassen. Sie sank in den Sessel, zwang sich zum Essen,

ohne etwas zu schmecken.

Ein Mann wie Paul. Ein Mann, der sich um sie kümmerte, sie tröstete. Nur zu gerne hätte sie einen solchen Mann geliebt, aber da waren einfach keine Gefühle. Sie war zu erschöpft, schaffte es gerade noch, die Tränen wegzublinzeln, während sie auf dem Truthahn-Clubsandwich herumkaute und seinen Brief las.

Caitlyn,

als Erstes sollst Du wissen, dass ich Dich liebe. Aber ich denke, wir brauchen beide ein wenig Zeit und

Abstand, um darüber nachzudenken, was hier vorgefallen ist. Um darüber nachzudenken, was wir beide wollen.

Nein, das ist nicht wahr. Ich weiß, was ich will. Aber ich muss wissen, dass Du Dir ebenfalls sicher bist.

Ich liebe Dich und ich glaube, dass Du mich auch liebst. Vertrau auf Dein Herz, Caitlyn. Es wird Dich nicht täuschen.

*Ich werde warten. In ewiger Liebe,
Paul*

Auf ihr Herz vertrauen? Sie lachte unkontrolliert. Schrill, verrückt, denn

wenn sie nicht lachen würde, dann läge sie schluchzend auf dem Boden. Liebe? Ihre Mutter hatte ihren Vater geliebt, und wo hatte das hingeführt? Ihre Mutter hatte ihren Bruder geliebt. Noch so ein Fiasko.

Alles, was sie getan habe, habe sie aus Liebe zu Caitlyn getan, hatte ihre Mutter gesagt.

Ihr Lachen erstarb. Sie schob das Sandwich und ihre Gefühle beiseite, verstaute Pauls wenige Zeilen in der Tasche, schnappte sich ihre Siebensachen und brach auf. In einem hatte Paul recht: Sie brauchte Zeit. Zum

Nachdenken. Nachspüren. Um zu verstehen.

Aber nicht jetzt. Später.

Jetzt wollte sie einfach nur noch nach Hause.

Als Caitlyn aus der Parkgarage des Kasinos fuhr, kam ihr ein anderes Fahrzeug entgegen. Ein Geldtransporter. Mit Nummernschildern aus Florida.

Das ist doch lächerlich, dachte sie, während sie bereits wieder umdrehte und den Subaru auf einem Parkplatz abstellte, von dem aus sie den Laster beobachten konnte. Eigentlich war es

vollkommen einleuchtend, dass das Kasino an einem Sonntag extra Bargeld benötigte, besonders an diesem Wochenende, mit den ganzen Touristen, die wegen des Poker Runs in der Stadt waren.

Dennoch. Irgendetwas nagte an ihrem Unterbewusstsein.

Sie nahm ihr Nachtsichtgerät, das im Handschuhfach verstaut war. Das Logo auf dem Lastwagen hatte nicht dieselbe Schrift wie der Geldtransport, den sie am Freitag gesehen hatte. Das musste nichts heißen. Firmen konnten ihr Logo ändern und nahmen sich vielleicht nicht

die Zeit oder hatten nicht genügend Geld, um jeden einzelnen Wagen der Flotte zu erneuern. Allerdings sah sie weder eine Transport-Lizenz noch eine US DOT-Nummer, die sonst immer klar erkennbar auf solchen Fahrzeugen prangte.

Der andere Werttransport am Freitag hatte Münzen aus dem Kasino abgeholt. Dieses Mal luden die mit schuss sicheren Westen ausgerüsteten Wachleute eingeschweißte Notenbündel vom Lastwagen, unter Aufsicht eines Mannes mit Klemmbrett und eines weiteren Angestellten, der die Uniform der

Sicherheitsbeamten im *VistaView* trug. Ein großer Mann, der zur Wachmannschaft zu gehören schien, schob einen Handwagen mit stapelweise Bargeld von der Ladefläche. Es war Tiny, ihr Lieblings-Riese unter den Reapern. Volltreffer.

Sie rief Goose an, weil sie Verstärkung brauchte. »Wo steckst du?«

»Ich klebe an Caruso dran. Da der Poker Run abgesagt wurde, scheint er auszuschlafen.«

»Vergiss Caruso. In seinen Satteltaschen ist nichts außer dreckiger Unterwäsche.«

»Wovon zum Teufel sprichst Du?
Unsere Jungs ...«

»Wenn du euer markiertes Geld
willst, das wird jetzt gerade, während
wir sprechen, von einem gepanzerten
Lastwagen geladen und ins *VistaView*
gebracht.«

»Und woher willst du das wissen?«

Sie schüttelte den Kopf, zu erschöpft,
um auch nur zu versuchen, es ihm zu
erklären. »Auf dem Transporter steht
Guardian Security und er hat in Florida
ausgestellte Nummernschilder. Vier
Männer, mindestens drei von ihnen
bewaffnet. An deiner Stelle würde ich

mich beeilen.«

Sie unterbrach das Gespräch, bevor er etwas erwidern konnte. Goose war nicht mehr länger ihr Problem. Und auch Lena, Paul oder ihre Mutter nicht mehr. Das Einzige, worüber Caitlyn sich noch Gedanken machen musste, war, was sie mit dem Rest ihres Lebens anstellen wollte.

Trotzdem war sie nicht gewillt, Caruso einfach so davonkommen zu lassen. Der Mann mit dem Klemmbrett drehte sich in ihre Richtung, auch er kam ihr bekannt vor. Er war mit den anderen Daytona-Reapern bei Poppys Haus

gewesen.

Der Austausch schien glatt über die Bühne zu gehen. Auf der Entladerampe stand eine Industriewaage. Die Wachen fuhren mit ihrem Handkarren voller Dollarscheine über die Waage, woraufhin ein Mann das Gewicht notierte, dann wurde der Karren dem anderen Mann in *VistaView*-Uniform übergeben, der im Gegenzug einen Scheck ausstellte. Somit wurde aus Schwarzgeld legal eingenommener und dokumentierter Gewinn aus dem Kasino. Eine elegante Lösung und zugleich bestechend einfach.

Für die Männer war dieser Austausch ganz offensichtlich Routine. Jeder Handgriff saß, alles ging rasend schnell. Als sie die letzte Fuhre vom Lastwagen auf die Waage rollten, war von Goose immer noch nichts zu sehen.

Sie war so verdammt müde, dass sie tatsächlich erwog, die Kerle entwischen zu lassen. Aber Goose hatte zu hart daran gearbeitet, so viel auf sich genommen, er verdiente es, dass der Schwindel aufflog.

Caitlyn glitt aus ihrem Subaru und lief geduckt zwischen den parkenden Autos hindurch, bis sie an der

Vorderseite des Transporters ankam. Im toten Winkel für die Männer, die hinter dem Wagen standen, aber wenn sie einen der Seitenspiegel justierte, konnte sie selbst alles im Auge behalten, was dort geschah. Sie hielt die Glock in Anschlag. Soweit sie erkennen konnte, war der Mann mit dem Klemmbrett unbewaffnet, beide Hände waren am Brett. Die zwei Wachmänner vom *VistaView* luden die bereits ausgetauschten Bündel auf eine zweite Handkarre. Tiny war hinten im Transporter und bereitete den letzten Austausch vor.

Das bedeutete, jeder von ihnen hatte etwas in den Händen. Außerdem befanden sich alle nahe genug beieinander, dass sie die ganze Gruppe stellen konnte. Ein besserer Zeitpunkt würde nicht kommen.

Sie wartete, bis Tiny aus dem Lastwagen trat, wobei er wieder einen Karren vor sich herschob. Sie trat vor und zielte mit der Glock auf die Männer. »Keine Bewegung und die Hände dahin, wo ich sie sehen kann.«

Tiny starrte sie an, ließ den Handkarren los und hob die Arme. Nicht so, als würde er sich ergeben, sondern

als hätte er vor, sich direkt von der Laderampe auf Caitlyn zu stürzen und sie niederzuringen.

»Die schon wieder«, knurrte er. Eigentlich Furcht einflößend, aber nach den wilden Tieren in der vergangenen Nacht verfehlte es seine Wirkung. »Dich mach ich kalt, du Schlampe.«

Der Mann mit dem Klemmbrett lachte. Die anderen beiden schauten einfach nur zu – Denken war wohl nicht gerade ihre Stärke.

Caitlyn seufzte und richtete ihre Waffe auf Tinys nicht zu verfehlende breite Brust. Würde sie tatsächlich

schon wieder jemanden töten müssen?

»Bitte, Tiny. Ich bin nicht in der Stimmung, dich umzulegen. Und das ist es, was passieren wird, wenn du irgendetwas versuchst. Zuerst bringe ich dich um. Und dann«, ihr kam eine plötzliche Eingebung, »knöpfe ich mir DeeDee vor. Schon mal gesehen, was mit einem Motorrad geschieht, das ein oder zwei Jahre ungeschützt auf dem Gelände für sichergestellte Fahrzeuge rumsteht? Es wird herumgeschubst, verkratzt, ist Regen ausgesetzt, eventuell werden auch Einzelteile abgeschraubt und verkauft. Willst du, dass DeeDee so

endet?«

Es war ein gewagter Versuch, dieser Appell an die schwer gestörte Persönlichkeit des Rockers.

Erst wurde Tiny ganz rot im Gesicht, dann wich ihm jede Farbe aus den Wangen. »DeeDee ... das würden Sie nicht, das können Sie nicht ...« Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern, seine Gefühle schnürten ihm wohl die Kehle zu, dann brach er auf dem Betonboden zusammen und legte die Hände auf den Kopf.

Der Mann mit dem Klemmbrett wollte nach seiner Jacke greifen, also

zielte Caitlyn auf ihn. »Stehen bleiben!«

Einen kurzen Moment lang schien alles wie in Zeitlupe abzulaufen. Das Klemmbrett fiel zu Boden, der Mann griff nach der halbautomatischen Pistole in einem Schulterholster neben der Anzugjacke, Caitlyn entsicherte, dann suchte ihr Finger den Abzug.

»Tun Sie, was die Lady Ihnen sagt.«
Goose tauchte auf der anderen Seite des Lastwagens hinter dem Mann auf, seine Pistole zielte direkt auf dessen Hinterkopf. Ein weiterer Mann und eine Frau kamen aus der Tür zum Kasino und hielten die Wachmänner mit gezückten

Waffen in Schach.

Caitlyn stieß geräuschvoll den Atem aus und nahm den Finger vom Abzug. Das war knapp gewesen, verflucht knapp. »Sauberes Timing«, rief sie Goose zu.

»Ich revanchiere mich nur. Theoretisch ist das dein Fang.«

Sie schüttelte den Kopf und steckte die Waffe zurück ins Holster. »Nein. Ich war nie hier.«

Caitlyn fuhr Richtung Osten, bis sie in Raleigh ankam. Von hier aus hätte sie eigentlich die I85 Richtung Norder

nehmen sollen. Da sah sie das Schild für die Abfahrt zur Route 64. Der Weg zu den Outer Banks. *Ach, zum Teufel*, dachte sie und lenkte den Wagen von der Interstate. Da morgen ein Feiertag war, rechnete bei der Arbeit sowieso niemand vor Dienstag mit ihr. Verflucht, selbst dann würde vermutlich keinem auffallen, ob sie überhaupt da war – oder wenn, dann wäre es ihnen auch egal.

Als sie in Duck, North Carolina ankam, war es schon fast neun. In der Nebensaison war auf den Outer Banks anscheinend fast jedes Geschäft

geschlossen; sie hatte Glück, ein winziges mexikanisches Restaurant in einem kleinen Einkaufszentrum an der Hauptstraße nördlich von Duck zu finden, in dem noch Licht brannte. Die Kellnerin und die Köchin, ganz offensichtlich ein Mutter-Tochter-Gespann, sahen ihr gleich an, wie erschöpft sie von der langen Reise war und verköstigten sie voller Mitleid mit den besten Ceviche-Fisch-Tacos, die sie je gegessen hatte.

»Wo übernachten Sie?«, fragte die Tochter, die etwas besser Englisch sprach.

»Heute? Das weiß ich noch nicht. Gibt es ein Hotel in der Nähe?« Entlang der kurvenreichen Straße, die sich über die Düneninsel zog, hatte sie bislang nur Eigentumswohnungen und Villen gesehen.

Die Kellnerin sprach mit ihrer Mutter auf Spanisch, die daraufhin nickte und in der Küche verschwand. Kurz darauf kam sie mit einem Zettel und einem Schlüssel zurück.

»Unser Cousin ist Makler, er vermietet Eigentumswohnungen, Häuser«, erklärte die Tochter. »Wir machen dort sauber, bevor ein neuer

Gast kommt. Er sagt, Sie können so lang bleiben, wie Sie wollen – zum Familienpreis.«

Caitlyn schüttelte den Kopf. Anscheinend gab es in jeder Familie einen Onkel Jimmy. »Danke. Ich werde nur zwei Nächte bleiben. Glaube ich«, fügte sie hinzu und dachte darüber nach, wie es wohl wäre, am Strand zu leben. »Ich habe nicht viel Bargeld dabei, kann ich mit Kreditkarte zahlen?«

»*Si, si*. Das Bett ist bereits frisch bezogen. Lebensmittel bekommen Sie heute keine mehr, aber das *Food Lion* macht morgen früh um neun Uhr wieder

auf.«

»Sie kommen klar?«, fragte die Mutter mit besorgtem Blick. »Allein?«

»Kein Problem.« Caitlyn bezahlte, hinterließ ein großzügiges Trinkgeld und stand auf.

»Sie kommen wieder!«, rief die Mutter und wedelte mit der Schürze. »Morgen zu Mittag. Ich mache Ihnen Besonderes.«

»Danke. Das werde ich.«

Ihre Unterkunft, eine Doppelhaushälfte, hatte zwei großzügig geschnittene Zimmer und lag nur eine Straße vom Strand entfernt. Zwar konnte

sie das Meer von ihrem Balkon aus im Dunkeln nicht erkennen, aber sie hörte es. Die Luft war frisch, schwerer als die Bergluft, immer noch kühl, aber sie versprach Sonne statt Wolken und Schnee. Nachdem sie die Kissen für die Liege auf dem Balkon gefunden hatte, nahm sie auch noch das Deckbett aus dem Schlafzimmer mit nach draußen, mummelte sich ein, lauschte den Wellen und versank in Gedanken.

Über das Meeresrauschen hinweg hörte sie die Stimme eines Mannes, der ihren Namen rief. Caitlyn kämpfte sich hoch und war einen Moment lang

orientierungslos. Dad?

Sie schüttelte die Benommenheit ab. Der Mond stand direkt über ihr und schien auf den Strand jenseits des Hofes. Die Flut war da, sie konnte nun das wogende Meer sehen, kleine Schaumkronen glitzerten im Mondlicht.

»Caitlyn!«

Sie schaute nach unten in den Hof. Eine vertraute Gestalt stand vor dem verschlossenen Tor auf der anderen Seite des Zauns. »Goose?«

»Kann ich reinkommen?«

Sie stürzte die Treppen hinunter und ließ ihn rein. »Was suchst du denn hier?

Wie hast du mich gefunden?«

»Der GPS-Tracker in deinem Wagen. Ich bin nie dazu gekommen, ihn abzunehmen.« Er schaukelte auf die Fersen zurück, die Hände in den hinteren Taschen seiner Jeans vergraben. »Bist du mir böse deswegen?«

Sie überlegte kurz. Eigentlich hatte dieser Moment nur ihr und ihrem Vater gehören sollen, dennoch machte es ihr seltsamerweise nichts aus, dass Goose jetzt hier war. Die Lücke, die ihr Vater in ihrem Leben hinterlassen hatte, fühlte sich mit einem Mal nicht mehr so schmerzhaft groß an.

Für die Psychofritzen in Quanticc wäre das wahrscheinlich ein Freudentag, aber das war ihr egal. Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn vom Tor über den Bürgersteig durch die Dünen bis hin zum Ozean. »Nein. Bin ich nicht. Aber wieso bist du überhaupt gekommen?«

»Du hattest recht, was den Geldtransporter anging. Wir haben sie alle geschnappt. Sie werden mich nach Washington schicken. Großes Geschworenengericht, Nachbesprechungen ... das volle Programm. Jetzt versuche ich herauszufinden, was ich mit all der Zeit

anfänge, während ich darauf warte, meine Aussage zu machen. Na jedenfalls dachte ich mir, vielleicht bleibt keine Gelegenheit, dich wiederzusehen, und, na ja«, er schaute auf seine Stiefel, als hätte ihn der weiche Sandboden aus dem Gleichgewicht gebracht, »wir hatten nie Gelegenheit, uns voneinander zu verabschieden.«

Die Flut hatte den Sand aufgeweicht, sodass sie bei jedem Schritt tief einsanken. Caitlyn gab auf und setzte sich hin. Goose zögerte kurz, dann ließ er sich neben ihr nieder und streckte die Beine aus. Die heranlappenden Wellen

stießen gegen seine Stiefelsohlen.

»Wie soll ich dich eigentlich nennen?«, fragte sie. »Für mich bist du immer noch Goose, aber ...«

»Goose geht schon klar. Wenn es dir gefällt. Carver ist auch in Ordnung. Oder Jake.« Er zuckte mit den Achseln. Offenbar war es so lange her, dass ihn jemand mit seinem richtigen Namen angesprochen hatte, dass er selbst nicht mehr wusste, wie er sich nennen sollte.

»Wieso eigentlich Goose?«

»Als Anwarter bei den Reapern musst du dir eine Glatze rasieren. Und die dann tätowieren lassen.« Er fuhr sich

am Hinterkopf mit den Fingern durchs Haar. »Schätze, mein Schädel sieht irgendwie merkwürdig aus, wenn er kahlgeschoren ist. Wie ein riesiges ...«

»Gänseei.« Sie lachte. Und das fühlte sich gut an und war gar nicht so schwierig, wie sie gedacht hätte. »Mein Vater wollte immer mit uns hierherfahren, als ich noch klein war«, erzählte Caitlyn und strich über den feuchten Sand, ertastete die feinen Körnchen, wog ihn in der Hand und ließ ihn dann durch die Finger rieseln, bis nichts mehr da war. »Aber dann ist er gestorben und ich war nie hier, bis

jetzt.«

»Echt?« Er lehnte sich auf die Ellbogen zurück, den Blick fest auf sie – oder auf den Mond hinter ihr – gerichtet. »Wir sind häufig hierhergefahren. Etwas weiter die Straße rauf, vielleicht sieben oder acht Kilometer. Dort ist es nicht so überlaufen.«

Sie schaute nach rechts und links auf den dunklen Strand. Kein Licht war zu sehen, bis auf das, was noch in ihrer Ferienwohnung brannte. »Überlaufen?«

»Wir waren immer in den Sommerferien hier.«

»Klingt schön.«

Er seufzte. »Das war es. Jetzt war ich seit, wow, bestimmt zehn, elf Jahren nicht mehr hier.«

»Ich bin sechsundzwanzig Jahre nicht zu Hause in Evergreen gewesen. Schätze, ich hätte besser länger wegbleiben sollen.«

»Ist es für dich immer noch dein Zuhause? Trotz allem?«

»Ich weiß nicht. Bin nicht mehr sicher, wo mein Zuhause ist.« Die einzige Konstante in ihrem Leben, während sie von Einsatz zu Einsatz weiterzog, war der alte Waffenschrank, den ihr Vater gebaut hatte. Das einzige

Möbelstück von ihm, das ihre Mutter nicht entsorgt hatte. Caitlyn fragte sich, wieso. Hatte Jessalyn etwa doch so etwas wie ein Gewissen und sich selbst all die Jahre über mit jedem Blick auf den alten, ramponierten Waffenschrank bestraft – so wie durch den Anblick ihrer Tochter, die dem Mann, den sie umgebracht hatte, wie aus dem Gesicht geschnitten war?

»Wirst du zurück nach Quantico gehen?«

Caitlyn hatte diese Frage eigentlich einige Tag überdenken wollen, doch mit einem Mal war ihr klar, wie sie sich zu

entscheiden hatte. »Seltsam. Als ich Freitagabend nach Evergreen kam, habe ich mich mit meiner Mutter über meinen Beruf in die Haare bekommen. Sie wollte, dass ich aufhöre. Paul auch. Jeder schien mich da raushaben zu wollen.«

»Und was willst du?«

»Ich will meinem Beruf nachgehen. Ich bin gut darin – verdammt gut. Selbst wenn es mir schwerfällt, mich an die Regeln und Vorschriften des FBI zu halten. Also«, sie sog geräuschvoll den Atem ein, »Ja. Ich werde nach Quantico zurückgehen. Ich werde nicht aufhören.

Und wenn sie mich feuern wollen, dann müssen sie sich einen verdammt guten Grund überlegen. Zum Teufel, dieses Mal habe ich nicht einmal jemanden erschossen.«

Er nickte, als hätte er genau diese Antwort von ihr erwartet. Dann setzte er sich auf und beugte sich zu ihr, um sie anzusehen. »Wirklich schade. Denn soweit ich weiß, sind intime Beziehungen zwischen Agenten ein Verstoß gegen die Vorschriften.«

Ein Lächeln tanzte auf seinen Lippen. Viel zu verlockend, um es zu ignorieren. Sie umfasste sein Gesicht, verteilte

dabei Sand in seinem Bart und dem Haar und küsste ihn leidenschaftlich.

»Du kennst mich. Ich liebe es, mich den Vorschriften zu widersetzen«, sagte sie, als sie Atem schöpften. Ehe er antworten konnte, schmiegte sie sich fest an ihn, drückte ihn in den Sand zurück und küsste ihn wieder.

Am nächsten Tag machten sie einen Strandspaziergang. Das Wasser war eiskalt, dennoch konnte Caitlyn nicht anders, sie zog die Schuhe aus und planschte in der Brandung.

Eine SMS von Paul. Schon wieder.

Goose beobachtete, wie Caitlyn stehen blieb und die Nachricht las. Schon wieder.

Habe das mit deiner Mutter erfahren. Tut mir schrecklich leid. Mir fehlen die Worte. Ruf mich an. Ich liebe dich.

Die salzige Gischt trieb ihr Tränen in die Augen. Sie steckte das Handy wieder ein, ohne auf die Nachricht zu antworten. Schon wieder.

»Willst du nicht mit ihm reden?«, fragte Goose nach dem vierten Mal.

»Er will ein klärendes Gespräch und kapiert nicht, dass er das bereits

bekommen hat. So ist es besser. Lieber ein Ende mit Schrecken ... außerdem ist er Arzt. Er hat seine Arbeit, die Patienten. Er wird es verkraften.« Jedenfalls wünschte sie sich das, hoffte es. Paul hatte mehr verdient als das, was sie ihm geben konnte.

»Der Mann liebt dich wirklich, das weißt du?«

»Das hat *sie* auch immer gesagt.« Jessalyn. Die alles aus Liebe zu ihrer Familie getan hat. Aus Liebe zu ihrer Tochter. Wer wollte oder brauchte diese Art von Liebe in seinem Leben?

Sie bohrte einen Zeh in den Sand.

genoss das kühle Gefühl, als sie auch noch den ganzen Fuß eingrub. Es tat zwar ein wenig weh, weil der Boden so kalt war. Aber das war auszuhalten. Auch Paul würde das aushalten.

»Ich denke, einige Menschen können Liebe geben, sie aber nicht annehmen«, sagte sie schließlich. »Manche können beides, manche weder noch. Immerhin handelt es sich beim Geben und Nehmen doch um verschiedene Fähigkeiten, man ist nicht notwendigerweise mit beidem ausgestattet, habe ich recht?«

»Und zu welcher Gruppe gehörst du?« Sie hörte ihm an, dass er ihre

Theorie für Blödsinn hielt, ihr das jedoch durchgehen ließ, damit sie weiterredete.

Sie antwortete nicht gleich. »Ich bin noch dabei, das herauszufinden.«

Als Bernie aufwachte, war es hell und er hatte furchtbare Kopfschmerzen. Er blinzelte, und dann wurden die Lichter von einem wunderschönen Gesicht ausgeblendet, das ihn anlächelte.

»Lena«, keuchte er. »Wo bin ich? Bist du tatsächlich hier?«

Sie drückte einen Knopf, und sein Krankenhausbett richtete sich auf.

»Natürlich bin ich das, Dummerchen. Wo sollte ich denn sonst sein?« Ehe er zu einer Antwort ansetzen konnte, schob sie ihm einen Strohhalm in den Mund. »Der Arzt sagt, du sollst viel Flüssigkeit zu dir nehmen. Du hast eine Krankheit, die durch den Kontakt mit Tieren übertragen wird. Leptospirose. Sie geben dir Medikamente, du wirst also wieder, aber er hat gesagt, du seist nur knapp mit dem Leben davongekommen. Deine Leber war bereits entzündet und du standest kurz vor einem Nierenversagen. Aber jetzt ist alles gut, du bist gesund.«

Er schob den Becher weg und entdeckte dabei eine Nadel, die von seiner Hand zu einem Tropf führte. »Das mit mir ist doch halb so wild. Aber wie geht es dir? Was ist mit den Tieren? Was ist überhaupt passiert? Alles, woran ich mich erinnere, ist ...« Er bekam Panik. »Weasel. Er hatte eine Waffe. Hat er dich getroffen?«

»Nein. Es war ein Wunder. Er hat vier Mal geschossen, aber niemanden getroffen. Nicht einmal Lucky.«

»Wer ist Lucky?«

»So heißt das Leopardennebchen. Sie und die anderen Tiere sind in

Asheville, im Zoo.«

»Geht es ihnen gut?«

»Dank dir ja.« Sie lächelte und gab ihm einen Kuss auf die Wange. »Und mir auch, und auch nur deinetwegen.«

»Aber hast du gefunden, wonach du gesucht hast?«

Als sie sich zurücklehnte, formte das Deckenlicht einen Heiligenschein um ihr Gesicht. Sie sah aus wie ein Engel. Sein Engel. Der ihn anlächelte, ihn allein. »Oh ja.«

So, wie sie seine Hand festhielt, hoffte er, dass sie ihn damit meinte. Aber ... »Das Land, über das du mit

Caitlyn gesprochen hast. Mein Vater, das Kasino ...«

»Ich habe das Original des Abkommens. Der Stamm und die schwarzen Familien werden gemeinsam etwas ausarbeiten, von dem alle Seiten profitieren. Dafür Sorge ich. Und der erste Schritt auf diesem Weg ist, dass der Stamm den Kasinobetrieb selber leitet, jetzt, da dein Vater nicht mehr dort arbeitet.«

»Er wird ins Gefängnis müssen, nicht wahr?« Bernie seufzte. Er hatte immer gewusst, dass dieser Tag kommen würde, dennoch war es nicht leicht.

Lena stand auf, um sich neben ihn aufs Bett zu setzen. Gott, sie war sogar noch schöner als damals, als er sie zum ersten Mal gesehen hatte.

»Bernie«, sagte sie leise und nahm seine Hand in ihre, »ich habe schlechte Nachrichten. Es geht um deinen Dad ...«

Caitlyn blieb so lange wie möglich in Gooses Armen, bevor sie sich auf den Weg zurück nach Quantico machte. Da sie ohnehin gefeuert werden würde, interessierte es ja wohl kaum, dass sie nicht geduscht hatte und keine frischen Kleider trug.

Der Verkehrsgott meinte es gut mit Caitlyn, und so war es erst fünf Minuten nach neun, als sie in den Flur vor ihrem Büro trat. LaSovage wartete vor der geschlossenen Bürotür und lief nervös auf und ab.

»War es das jetzt?«, fragte sie.

Das alles schien ihn mehr mitzunehmen als sie selbst. »Yates ist da drin. Er wartet auf Sie.«

Also hatte der Mann, der über Caitlyns Schicksal entscheiden konnte, sein komfortables Büro in Washington verlassen und den Weg hierher auf sich genommen, anstatt sie bei sich antanzen

zu lassen. Das verhieß nichts Gutes. Dennoch wollte bei Caitlyn einfach keine richtige Traurigkeit aufkommen. Sie hatte Goose gesagt, dass sie ihren Beruf nicht aufgeben wollte – und so war es auch. Aber während sie letzte Nacht wach gelegen hatte, war ihr etwas klar geworden. Es gab immer irgendeine Alternative. Sie musste nicht zwingend für das FBI arbeiten, um das zu tun, was sie wollte. Das FBI war der Traum ihres Vaters gewesen und sie hatte ihn wahrgemacht. Wenn es jedoch an der Zeit war, sich davon zu lösen, dann konnte sie das auch akzeptieren.

Sie wollte gerade die Tür öffnen, doch LaSovage hielt sie zurück. Er überreichte ihr eine mit unbeholfen gebundener roter Schleife versehene DVD. »Egal, was passiert, das hier ist für Sie.«

»Was ist das?«

Er scharrte nervös mit den Füßen – was so gar nicht zu dem sonst vor Selbstbewusstsein nur so strotzenden Elitekämpfer passen wollte. »Nur ein paar Aufzeichnungen von dem, was Sie hier am Wochenende verpasst haben.«

»Mike, was haben Sie da angestellt?«

»Ich war das gar nicht.« Hinter der Bürotür machte sich Yates bemerkbar. »Viel Glück.«

Damit war er verschwunden und ließ sie mit Yates allein. Sie öffnete die Tür und stellte überrascht fest, dass der stellvertretende Direktor im Besucherstuhl vor ihrem Schreibtisch saß und sich etwas im Fernseher anschaute.

»Wie ich sehe, haben Sie auch eine bekommen«, begrüßte er Caitlyn. Er hielt eine leere DVD-Hülle mit der Aufschrift »Wettkampf in fortgeschrittener Taktik, erstes Jahr«

hoch.

»Gerade eben. Was hat es damit auf sich?«

»Verraten Sie es mir, Agent Tierney.« Also war sie immer noch ein Agent. Jedenfalls noch. Er hielt die Aufnahme an. »Mir scheint, Ihre unorthodoxen Lehrmethoden haben einige der Anwarter geradezu beflügelt. Zwei von ihnen haben am Freitagabend ein selbst organisiertes Seminar abgehalten, in der sie den anderen Auszubildenden Ihre taktischen Ratschläge weitergegeben haben. Das wiederum hat Special Agent LaSovage

dazu angeregt, einen kleinen taktischen Wettstreit auf freiwilliger Basis zwischen den Rekruten des ersten Ausbildungsjahres und denjenigen, die nächsten Monat abschließen, auszurufen. Er sagte, durch ein wenig Rivalität zwischen den Jahrgängen habe er dem zersetzenden Einfluss entgegenwirken wollen, den ein verlängertes Wochenende mit sich bringen kann.«

Klang überhaupt nicht nach LaSovage, aber vielleicht hatte sie den Mann falsch eingeschätzt.

»Ich verstehe nicht ganz, was das mit mir zu tun hat, oder dem Anliegen,

wegen dessen Sie hier sind. Sir.« Das *Sir* kam ein wenig spät, aber Yates schien es nicht bemerkt zu haben.

»LaSovage hat Szenarien entworfen, die sich nicht in unserem Trainingsplan wiederfinden. Sie sind, nun ja, etwas näher dran an realistischerweise auftretenden Situationen. Einige Agenten der Geiselbefreiungsteams und einige Ausbilder der Bundesakademie haben es dankenswerterweise übernommen, eine Jury zu bilden.«

Er drückte auf Wiedergabe. LaSovage stand vor einer Gruppe Trainees, die vor dem Gedenkstein der

Anschläge vom Elften September in Gras saßen. »Und der erste Gewinner der ab jetzt jährlich stattfindenden Golden Donut Awards ...« Er hielt einen Donut hoch, der mit grellorangener Farbe besprüht war, »... sowie diese Schachtel mit Krispy-Kreme-Donuts geht an ...« Er öffnete die Schachtel, die bereits zur Hälfte leer gegessen war. »Entschuldigen Sie mich, das, was noch von dieser Schachtel Krispy Kremes übrig ist, geht an unsere jüngste Ausbildungsklasse.«

Donnernder Applaus übertönte ihn, und eine junge Frau sprang auf, um den

Preis entgegenzunehmen. Es war die Auszubildende, die Caitlyn vergangene Woche zum Weinen gebracht hatte. Wie hieß sie noch gleich? Das Bild einer Nonne erschien vor ihrem geistigen Auge. Maria? Nein, Mary Agnes Garman, wie diese Firma, die die Navigationsgeräte herstellte.

Mary Agnes nahm den orangefarbenen Donut entgegen und hielt ihn in die Höhe. »Ohne die Anleitung von Supervisory Special Agent Caitlyr Tierney hätten wir das nicht geschafft. Vielen Dank für alles, Agent Tierney!«

Wieder brandete Applaus auf. Yates

hielt die Aufnahme an. »Die neue Klasse hat den Abschlussjahrgang um Längen geschlagen.« Yates stand auf und setzte sich in den Sessel hinter Caitlyns Schreibtisch.

Ihr blieb nur der Besucherstuhl in ihrem eng bemessenen Büro. Sie setzte sich ihm gegenüber, und er zog eine Augenbraue hoch, schaute sie fragend an. Erwartete er vielleicht, dass sie in Habachtstellung vor ihm stehenblieb? Nun ja, er konnte sie nicht mehr als einmal feuern. Und zumindest hatten die angehenden Agenten etwas von ihr gelernt. Vor Stolz hatte Caitlyn ganz rote

Wangen bekommen, und es war ihr egal, ob Yates das sah. Sie musste eine Träne wegblinzeln. Verdammt, nach dieser Sache schuldete sie LaSovage wirklich ein Bier.

»Am Ende der Aufnahme findet sich noch eine Widmung. Jedes Mitglied des ersten Jahrgangs bedankt sich ausdrücklich bei Ihnen«, sagte er leicht verdrießlich. »Falls Sie je planen, einen Fanklub zu eröffnen.« Er ordnete ein paar Ausdrucke. »Was mich direkt hierzu bringt.« Er setzte seine Lesebrille auf.

»Ein lobender Bericht von einem

Beamten der Gefängnisbehörde namens Boone, ebenso einer von dem Captain der State Police und Leiter der Spezialeinheit sowie von einem gewissen Sheriff Markle aus Balsam County.«

Caitlyn saß da wie betäubt. Wie sollte sie reagieren? »Sir, ich hoffe, Sie gehen nicht davon aus, dass ich um diese Schreiben gebeten oder jemanden genötigt hätte, mir ...«

»Das ist ja das Problem, Agent Tierney. Ich weiß, dass Sie das nicht getan haben. Und somit stehe ich vor einem gewissen Dilemma. Die

Aufnahmen, wie Sie eine kriminelle Rockerbande festnageln – mithilfe eines Leoparden?« Er hob das Kinn, um sie über den Brillenrand hinweg ungläubig anzuschauen. »Die kursieren nun im Internet. Sie haben wirklich Talent, wenn es darum geht, Fälle auf eine Art zu lösen, die das FBI in den Augen der Öffentlichkeit gut dastehen lässt. Leider scheinen diese Fälle nur selten in unser Ressort zu fallen, besonders da wir uns inzwischen weniger auf kriminalistische Aufklärung als auf Terrorismusbekämpfung und Innere Sicherheit konzentrieren.«

Er ließ die Dokumente sinken und spähte sie über den Brillenrand hinweg an. »Aber die Öffentlichkeit wie auch die Polizei sieht uns immer noch hauptsächlich als Ermittler. Schuld sind wohl das Fernsehen und die Filmindustrie, jedenfalls werden wir dieses Image nicht mehr los. Und bei den Budgetkürzungen bei der Polizei haben sich die Anfragen um Unterstützung von deren Seite in letzter Zeit vervierfacht. Verstehen Sie nun die Zwickmühle, in der ich mich befinde?«

»Sie wollen das Image des FBI bewahren, öffentliche Kritik daran

vermeiden, dass wir der Polizei keine große Hilfe mehr leisten können, ohne dabei jedoch die Ressourcen des Büros zu nutzen.« Typisch Washington. Erkannten die Idioten dort denn nicht, dass die Terrorismusbekämpfung im Kleinen begann? In vielen Fällen war es Hinweise der örtlichen Polizeidienststellen gewesen, die letztlich große Katastrophen verhindert hatten. Es war einfach nur dumm, die untergeordneten Behörden derart stiefmütterlich zu behandeln.

Yates nickte zustimmend. »Vielleicht besteht ja doch noch Hoffnung für Sie.

Soweit ich weiß, wollen Sie beim FBI bleiben, ist das korrekt? Denn wenn Sie aus dem Dienst ausscheiden wollen, wäre das jetzt der passende Zeitpunkt, mir das mitzuteilen.«

Sie stand auf und nahm Haltung an.
»Nein, Sir. Ich möchte bleiben.«

»Sehr schön. Dann bin ich bereit, Ihnen eine neue Aufgabe zuzuweisen.«
Er schaute zu ihr auf, und sein Blick wurde milder. Vielleicht. Zumindest ein wenig. »Sie wussten das vielleicht noch nicht, aber meine Karriere begann als Hilfssheriff in einem kleinen Verwaltungsbezirk von Nebraska. Wir

waren chronisch unterbesetzt, ständig überarbeitet, schlecht ausgebildet und hatten immer zu wenig Geld. Aber wir haben unseren Wählern gute Dienste geleistet. Ich bin genauso stolz auf die Arbeit, die ich dort verrichtet habe, wie auf das, was ich jetzt beim FBI leiste. Also«, er neigte sein Kinn leicht nach rechts, »sagen wir einfach, dass ich Verständnis für die Probleme der kommunalen Gesetzeshüter habe. So wie Sie anscheinend auch. Deswegen habe ich auch beschlossen, dass Sie weiterhin hier in Quantico stationiert sein sollten, als Teil der sogenannten Critical

Incident Response Group. Aber Sie werden unabhängig als Verbindungsfrau eingesetzt, der offizielle Titel lautet Local Law Enforcement Liaison.«

Hörte sich großartig an. Sie unterdrückte ihr Grinsen, ehe er es bemerken konnte. Da musste es einen Haken geben. »Was würde ich dabei im Einzelnen tun?«

»Sie hätten ein sehr kleines Budget, keinerlei Mitarbeiter und müssten sich rund um die Uhr bereithalten. Sie wären landesweit im Einsatz, würden bei ganz unterschiedlichen Behörden einspringen. Den größten Teil der Anfragen werden

Sie ablehnen müssen – und zwar möglichst diplomatisch, damit es keine PR-Desaster gibt. Die Fälle, die Sie annehmen, werden von mir genehmigt werden. Ich werde Ihnen dann die von mir als notwendig erachteten Ressourcen zuteilen, um Ihnen bei Ihren Ermittlungen zu helfen. Sie werden direkt an mich und den Bereichsleiter berichten.«

Kurze Leine, tonnenweise administrativer Irrsinn – von der diplomatischen Herausforderung, den die Absagen an die Kommunen mit sich brachte mal ganz abgesehen –, aber sie würde sich ihre eigenen Fälle aussuchen

können, Fälle im ganzen Land.

»Ich bin dabei, Sir.«

»Überstürzen Sie nichts, Agent Tierney. Die meisten Fälle werden entweder unlösbar sein, oder Sie werden bald bis zum Hals im politischen Morast stecken, in den sich die Polizei nicht vorwagen darf. Das heißt, Sie werden sich nicht besonders viele Freunde machen.«

»Aber ich werde meine Arbeit auf meine Art erledigen können? Ohne dass mir dabei Grenzen gesetzt wären, habe ich recht?« Sie konnte die Aufregung in ihrer Stimme nicht unterdrücken.

»Solange Ihre Mittel es zulassen, durchaus. Und wenn es nicht negativ auf das FBI zurückfällt.«

Er hatte kein Wort über Regeln und Vorschriften verloren. Vielleicht war Yates doch cleverer, als sie ihn eingeschätzt hatte.

Sie stand auf und streckte die Hand aus. »Vielen Dank, Direktor Yates. Ich nehme an.«

Über die Autorin



Autorenfoto: © Carolyn Males

C. J. Lyons ist eine erfolgreiche Thrillerautorin, die dank ihrer Ausbildung zur Ärztin in ihren Büchern

oft auf medizinische Themen zurückgreift. Mit *Tot ist nur, wer vergessen ist* hat sie es bis auf Platz 2 der New-York-Times-Bestsellerliste geschafft. Weitere Informationen unter: www.cjlyons.net

Die Romane von C.J. Lyons bei LYX

1. Tot ist nur, wer vergessen ist
2. Schweig still, mein totes Herz
3. Wenn der Tod mit süßen Armen dich umfängt (*erscheint März 2014*)

Weitere Romane der Autorin sind bei LYX in Vorbereitung.

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem
Titel *Black Sheep* bei St. Martins Press, New
York, USA.

Deutschsprachige Erstausgabe September 2013
bei LYX verlegt durch EGMONT

Verlagsgesellschaften mbH, Gertrudenstraße
30–36, 50667 Köln

Copyright © 2013 by C. J. Lyons

Published in agreement with the author, c/o
BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York,
USA.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2013

bei EGMONT Verlagsgesellschaften mbH
Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Birgit Herden
Umschlaggestaltung und -abbildung:

www.buerosued.de

Satz und eBook: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-8025-9187-7

www.egmont-lyx.de

Die EGMONT Verlagsgesellschaften gehören als Teil der EGMONT-Gruppe zur **EGMONT Foundation** – einer gemeinnützigen Stiftung, deren Ziel es ist, die sozialen, kulturellen und gesundheitlichen Lebensumstände von Kindern und Jugendlichen zu verbessern. Weitere ausführliche Informationen zur EGMONT Foundation unter:

www.egmont.com